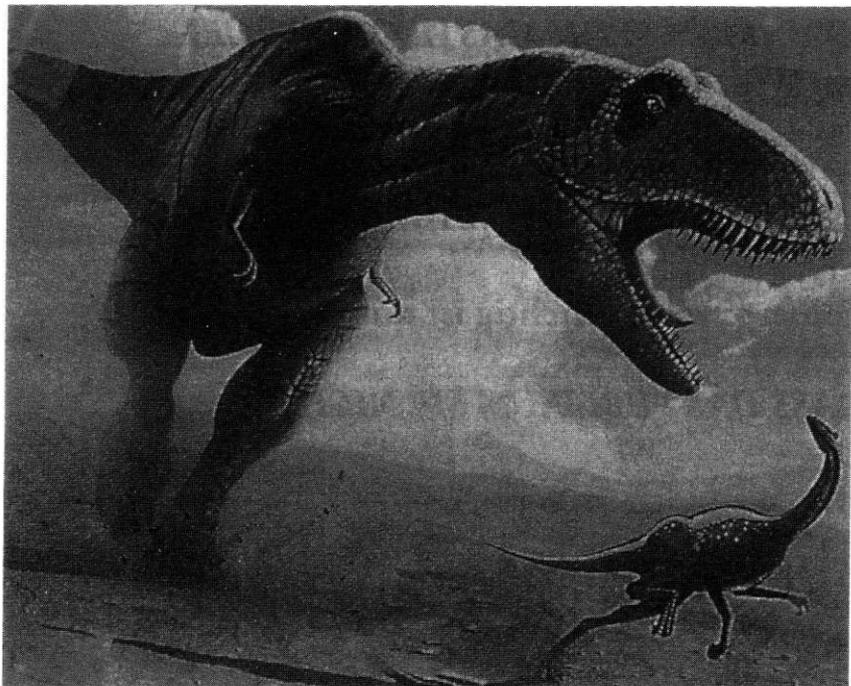


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2006



Jahrg. 18, Heft 1, April 2006,



ISSN 0947-7233

Titelbild: Sprintstarker Tyrannosaurus, wie ihn die Realität nie kannte [SZ, vom 16.3.06]. Zu Gunnar Heinsohns Artikel auf S. 208

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139 D-82166
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge

www.mantis-verlag.de

dort auch das **Autorenregister** der *Zeitensprünge*

Stichwortverzeichnis: www.chrono-rekonstruktion.de eingerichtet von

Andreas Otte. Anmeldung über andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2006 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50 €; 1990-1991 je 20,- 1992-1994 je 22,50,- ; 1995 = 27,50; 1996 = 30,- ; 1997-1998 je 32,50; 1999-2000 je 35,- ; 2001-2002 je 37,50 ; 2003-2005 je 35,- . Inlandspporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 18, Heft 1
April 2006

Editorial

Wir denken bereits intensiv an das **Jahrestreffen 2006**. Nach der Grobbeschreibung: 'Dreieck Kassel – Erfurt – Würzburg' ist die Entscheidung für **Würzburg** gefallen, nicht zuletzt deshalb, weil mit Jan Beaufort ein Quartiermacher vor Ort bereitstand. Würzburg braucht weder vorgestellt noch gelobt werden: Die unterfränkische Metropole hat grausame Kriegsschäden hinnehmen, sie hat vor einigen Jahren auch noch den Verlust der 'karolingischen' Burgkapelle verschmerzen müssen, aber es bleibt so vieles: Allem voran Tiepolos frisch restauriertes Deckenfresko im Treppenhaus der Residenz, laut Napoleon (1806) „das schönste Pfarrhaus Europas“.

Mangels imperatorischem Gestus können wir nicht in der Residenz logieren, haben aber zwischen ihr und dem Bahnhof Quartier gemacht für

- am 30. September das Vorabendgespräch,
- am 1. und 2. Oktober die eigentliche Tagung, die voraussichtlich von 11.00 am Sonntag bis um 18.00 am Montag dauern wird;
- am feiertäglichen 3. Oktober die 'Postliminarien'.

Eingeladen sind alle Abonnenten; die Teilnehmer der letzten beiden Jahrestreffen erhalten die Unterlagen automatisch als Brief; wer sonst erstmals oder wieder Interesse hat, fordere bitte die Unterlagen bei der Redaktion an. Vorschläge für Vorträge sind erwünscht.

Die vorliegende Ausgabe der *Zeitensprünge* ist vom Umfang und von meiner Beteiligung her nicht zu überbieten. Als Herausgeber widme ich sie

meiner Mutter

Emma Illig geb. Bamler

* 23. 12. 1911

† 5. 4. 2006

Vokenstrauß

Gräffling

Die Kalam-„Sumerer“ und die Schlacht um Chinas Chronologie

Gunnar Heinsohn

I. „Sumerischer“ Flutheros Ziusudra aus Kalam

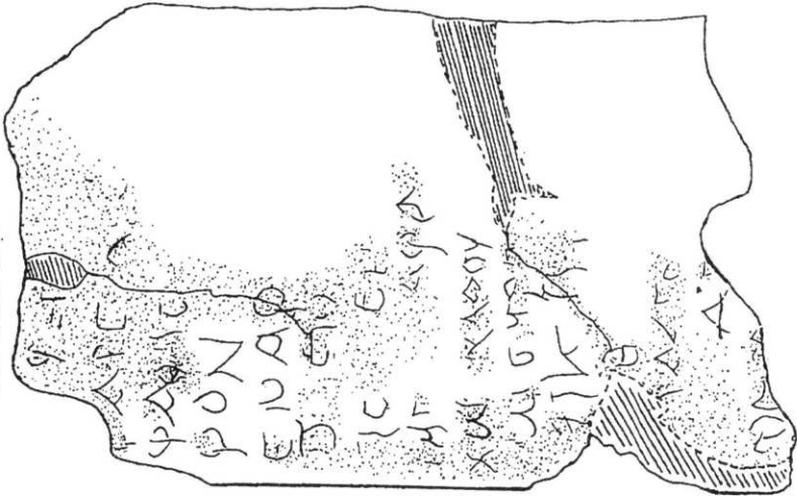
Der chaldäische Priester Berossos schreibt zwischen -290 und -278 auf Griechisch eine Geschichte seiner Heimat für den Seleukidenkönig Antiochus I. Soter (281–261; Mitregent von Seleukos I. Nikator seit -293). Diese *Babyloniaka* sind in mehreren Fragmenten von etlichen griechischen Autoren überliefert worden.

Im Abschnitt über die Sintflut nennt Berossos überraschenderweise den Flutheros entweder Xisuthros (bei Alexander Polyhistor) oder Sisithrus (bei Abydenus). Dieser Name ist die griechische Schreibweise für Ziusudra. Dieser nun ist der Held der „sumerischen“ Version der Sintflutsage. Dass Berossos uns nicht den chaldäischen Namen des Flutheros nennt, verwundert die Fachleute bis heute vor allem deshalb, weil Berossos von „Sumerern“ absolut nichts weiß, obwohl seit 1868 geglaubt wird, dass sie genau in seinem Heimatland der Menschheit erste Schriftkultur geschaffen hätten. Auch sämtliche griechischen Historiker, die Berossos zitieren, halten ihn für einen Chaldäer, der chaldäische Geschichte schreibt. Deshalb nennen sie die Exzerpte aus seinem Werk *Chaldäische Geschichte* (Alexander Polyhistor), *Von den Königen Chaldäas* (Apollodor) oder *Von den chaldäischen Königen und der Flut* (Abydenus).

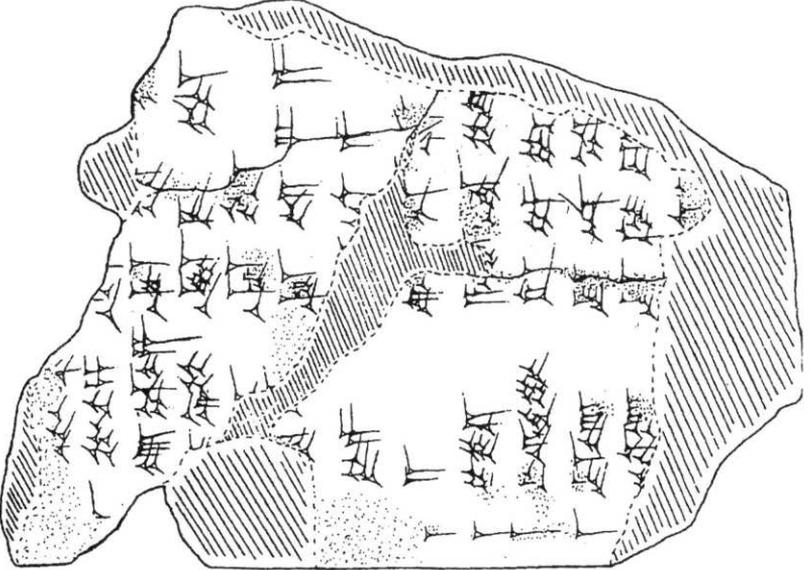
Wie Berossos oder seine griechischen Vorgänger Herodot, Ktesias von Knidos und Xenophon, geben auch die hellenistischen Historiker keinen einzigen Hinweis auf jene „Sumerer“, die Jules Oppert 1868 nicht etwa aus einem mesopotamischen Text, sondern aus dem biblischen Wort Sinear/Shinar [1. Mose 14:1] ganz eigenmächtig geschöpft und nach Abraham datiert hat [Oppert 1875]. Dieses griechische Schweigen verstört bis heute, weil griechische Umschriften von „sumerischen“ Keilschrifttafeln bis ins „3. nachchristliche Jahrhundert“ [Geller 1997, 48] angefertigt werden („Graeco-Babyloniaca“). Die Griechen können „Sumerisch“ also über ein halbes Jahrtausend lang lesen und schreiben und doch sind sie nicht imstande, das Volk der „Sumerer“ zu erkennen.

Dieses Rätsel wirkt um so schwieriger, weil nicht einmal die „Sumerer“ selbst etwas von „Sumerern“ wissen. In ihrer eigenen Sprache nennen sie ihr Land *Kalam* (z.B. in der „Sumerischen“ Königsliste) und seine Bewohner das

BM 48863 rev.



No. 6
BM 48863 obv.



Keilschrifttafel des +1. Jahrhunderts mit „sumerischem“ Text auf der Vorderseite und griechischer Transkription auf der Rückseite (Tafel aus dem Britischen Museum, neu ediert von Geller [1997, 90])

ŠUMERISCH-AKKADISCHES GLOSSAR

HERAUSGEGEBEN

VON

P. ANTON DEIMEL S. I.

PROF. DER ASSYRIOLOGIE AM PÄPSTL. BIBELINSTITUT

- I **kalam** ; **kalama** = ~~𒀭𒀭~~ = MÂTU, das Land
(Šumer); Heimat, 312, 2; dial. ka-naq-q
15,91; ka-na-ag₂-ga, dass.
- II **kalam₂** = ~~𒀭𒀭~~ = KALÎTU, Niere, 400, 3.

ROMA I

VERLAG DES PÄPSTL. BIBELINSTITUTS

PIAZZA DELLA PILOTTA, 35

—
1934

Keilschriftliche Schreibweise für das Land „Sumer“. Dasselbe Zeichen wird im semitischen Akkadisch als Mātu gelesen [Deimel 1934, Titelblatt u. S. 141]

Volk von Kalam (etwa im Nippur-Poem *Lob der Spitzhacke* [s.a. Edzard 2004, 60]).

II. Wenn die Kalam-„Sumerer“ zu Chalädern werden

Kalam passt nun – wie auch alles andere von den „Sumerern“ – ausgezeichnet zu Chaldäa und unterstreicht einmal mehr die Rekonstruktion altmesopotamischer Geschichte, an der sich der Autor seit bald zwei Jahrzehnten versucht. Dafür sind etliche der in den modernen Lehrbüchern erwähnten altorientalischen Imperien abzuschaffen und dafür seit dem Altertum wohl bekannte Reiche wieder anzuerkennen. Die diesem Vorgehen zugrunde liegende Logik besagt, dass die in den Büchern behaupteten Großreiche auch archäologische Schichten in der Erde haben müssen. Wenn sie ohne Schichten sind, gibt es zwei Möglichkeiten:

- 1.) Die Imperien müssen aus den Büchern verschwinden.
- 2.) Den Imperien müssen archäologische Schichten von anderen Imperien zugeschlagen werden.

Der Autor bevorzugt die zweite Möglichkeit, weil er andernfalls – wie das die herrschende Lehre seit 1988 zunehmend tut [Heinsohn 1997] – Imperien beseitigen müsste, über die bereits seit zweieinhalb Jahrtausenden berichtet wird. Er müsste also zahllose Autoren der Antike – Juden, Griechen, Römer und Armenier – Lügen strafen, ohne erklären zu können, warum nicht bereits in ihrer Zeit Zweifel an den von ihnen beschriebenen Reichen geäußert wird, sie sich vielmehr bei aller Streitlust über die imperiale Abfolge Assyrer → Meder mit Chaldäern und Skythen → Perser → Makedonen vollkommen einig sind. Am knappsten formuliert das im -2. Jh. – und sicher mit Rückgriff auf hellenistische Autoren – der Römer Aemilius Sura in seinen *De viris illustribus*:

„Assyrii principes omnium gentium rerum potiti sunt, deinde Medi, postea Persae, deinde Macedones“ (Die Assyrer haben sich als erste von allen Völkern der Herrschaft bemächtigt, danach die Meder, dann die Perser und schließlich die Makedonen [s.a. Cancik-Kirschbaum 2003, 7]).

Die zweite Option zeitigt – für ca. 800–300 statt für ca. 2300–300 – folgende Ergebnisse:

(A) Die Weltreichsdimensionen der Achämeniden werden erfolgreich verteidigt. Sie bleiben in den Büchern, weil sie in der Keilschriftliteratur *pars pro toto* unter dem Namen des kriegerischen und metallurgisch berühmten Perserstammes der Marder/Amarder bekannt sind [Lenormant/Chevallier 1871, 69]. Sie sind also die altbabylonischen bzw. mittelassyrischen Martu/Amoriter, die als eigenständige, aber immer rätselhaft bleibende Großmächte erst im 19. Jh. geschöpft werden. Deren Großkönige – und dazu die spätbabylonischen

sowie spätassyrischen – stehen für die babylonischen bzw. spätassyrischen Kronnamen der Perserherrscher sowie ihrer Satrapen in ihren beiden reichsten Provinzen – Babylon und Assyrien.

(B) Auch das erste indoarische Imperium der pferdezüchtenden Meder wird entschieden verteidigt. Ihm fallen die Schichten der ebenso indoarischen Pferdezüchter der Mitanni (imperiale Dimension in Syrien/Mesopotamien) sowie der Mittel-Elamer (engerer Iran) zu. Beide Reiche werden ebenfalls erstmals im 19. Jh. einem staunenden Publikum vorgestellt. Die Skythen unter Madyas (griechische Quelle) als Alliierte der Meder und Chaldäer kehren ebenfalls in die Bücher zurück, wodurch die erst seit dem 19. Jh. bekannten Quthen (Gutäer) unter Madga (keilschriftliche Quelle) als Verbündete der „Sumerer“ und Elamer verschwinden.

(C) Die Chaldäer als Zivilisationswiege dürfen seit mehr als einem Jahrhundert der Verbannung in die Lehrbücher zurück. Als Kalam erhalten sie für ihre mehr als 900 angeblich unauffindbaren Siedlungen die Schichten der erst 1868 verkündeten „Sumerer“, was diese zum Verschwinden bringt.

(D) Die Assyrer des Ninos (griechisch) bzw. Nimrod (hebräisch) als erste Großreichsbildner der Geschichte bekommen die Schichten der Akkader/Altassyrer, die als Schöpfungen des 19. Jhs. abtreten. In Ägypten sind sie als die Großen Hyksos zu identifizieren. Der erste vergottete akkadische „Weltherrscher“ Naram Sin liefert dem Ninos der Griechen bzw. dem Nimrod der Hebräer das empirische Unterfutter. Wie letzterer ist auch er ein „gewaltiger Jäger vor dem Herrn“ [1. Mose, 10: 9]. In keilschriftlichen Preisungen heißt es von Naram Sin: „Persönlich erschlug er einen Wildstier am Berge Tibar“ [Frayne 1993, 127].

Der chinesische Fluch der „sumerischen“ Tat

Kein Land leidet stärker unter dem gegen -3000 datierten Zivilisationsbeginn „Sumeriens“ und Ägyptens als China. Dort kann der Start mit Katastrophen, Blutopfern, kosmischen Gottheiten, Schrift und alsbald auch der Bronzemetallurgie bestenfalls bei -1000 und noch genauer erst bei -841 datiert werden [Eckholm 2000]. Indien [Heinsohn 1993] und selbst Afghanistan [Heinsohn 1990] sind mit dem würdigen mesopotamischen Datum von -3000 belehnt, weil Querverbindungen seit altakkadischer Zeit (-2300) unstrittig sind. Aber China soll alle Zivilisationsschritte des Westens erst 2.000 Jahre später begonnen und dann noch einmal minutiös repetiert haben. Da schmerzt also nicht nur das Zuspätkommen um 2.000 Jahre, sondern auch die anschließende Unfähigkeit, irgendeinen der westlichen Entwicklungsschritte zu überspringen, um wenigstens den Anschluss schneller zu schaffen. Es geht also nicht gleich zum Eisen, das im Westen schon seit dem -2. Jtsd. zu Verfügung steht, sondern mühsam

von Kupfer über Bronze bis schließlich hin zum Hartmetall. Wo Rotchina sich heute immer gleich in die westliche Spitzentechnik wirft, um die dann eigenständig weiter zu treiben, braucht man damals Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende, um ein westliches Vorbild mühsam nachzuahmen.

Die Partei hat all das nicht ruhen lassen und im Jahre 1995 – unter Führung des hohen Genossen Song Jian – mit großzügigen Mitteln ein *Xia-Shang-Zhou Chronology Project* ausgestattet (benannt nach drei gleichnamigen „Dynastien“). Im November 2000 werden erste – und viel versprechende – Ergebnisse präsentiert. Aufgrund der „Überlegenheit des Sozialismus, einen multidisziplinären Ansatz zu organisieren“ [Eckholm 2000], sei es gelungen, schon einmal um gut 1.000 Jahre, also bis -2000 an das begehrte Datum von -3000 heranzukommen. In chinesischen Zeitungen gibt es Schlagzeilen wie „Chinesische Geschichte um 1229 Jahre nach hinten verschoben“ [Eckholm]. Genosse Song Lian bekräftigt: „Eine Geschichte ohne Chronologie ist überhaupt keine Geschichte. Man kann sie nur als Gerücht oder Mythos bezeichnen“ [Eckholm]. Westliche Sinologen reagieren umgehend und scharf.

„Das folgt einem chauvinistischen Wunsch, die Geschichte bis in das dritte Jahrtausend v.Chr. zurück zu strecken, um China auf gleiche Höhe mit Ägypten zu bringen“,

spottet der Althistoriker Edward L. Shaughnessy (University of Chicago). David S. Nivison (Stanford University) kündigt an, dass die Wissenschaft den Bericht in „Stücke reißen“ wird. „Daß die chinesische Regierung sich in diese Position bugsiert hat, kann die Wissenschaft auf Generationen vergiften“ [Eckholm]. Shaughnessy und Nivison haben Recht damit, den Beginn der chinesischen Hochkultur am Beginn des -1. Jtsds. zu belassen. Sie täuschen sich jedoch, wenn sie in Ägypten, Mesopotamien oder Indien dreimal so tiefe und schichtenreiche Stratigraphien in der Erde vermuten, die eine 2.000 Jahre längere Geschichte verbürgen könnten. Deshalb hat sich der Autor die Freiheit genommen, für David Nivison den Prozess der Chronologiebildung von Ägypten bis Indien in übersichtlichen Schemata zu rekonstruieren. Sie werden hier in deutscher Übertragung wiedergegeben. Nicht angesprochen sind bei diesen Übersichten die notwendigen Kürzungen in der Zeit von -550 bis etwa -100, wie sie seit Jahren in den Zeiteinsparungen erarbeitet werden [Illig 1993-1995; Günther 1993; Zeller 1994; Martin 1995; Radke 1997; Völker 1997]. Sie sind kürzlich vom Autor zusammengefasst worden [Heinsohn 2005].

Ob diese Übersichten die Chinesen davon abbringen können, sich mit dubiosen Konstruktionen an ein unwissenschaftlich konstruiertes Chronologiegebilde heranzupirschen, wird man der weiteren Entwicklung überlassen müssen. Ob sie westliche Sinologen dazu bringen können, sich mit Altorientalisten und Ägyptologen anzulegen, darf füglich bezweifelt werden.

Stratigraphie und Daten: Ägypten (Tell el-Daba; beste Stratigraphie)

S	Gesuchte Macht (Griechische Autoren)	Gefundene Macht + Datierung (Hieroglyphen- und Keilschrift- texte [Amarna])
hS	A/3-1: Ptolemäer (Makedonen) Daten: griechisch (ab-300)	Ptolemäer (ab -300) Daten passen zur Schichtlage? Ja Griechen kannten Epoche? Ja
1. vhS	B/3-1: Perser in Ägypten Daten: griechisch (ab -530)	Ramessiden (1300–1085) Pseudoastronomische Sothisdaten Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nicht zu dieser Zeit
2. vhS	D/3-1: Kontakt mit Medern Daten: griechisch (ab -700)	Amarnakontakt mit Mitanni (ab -15. Jh.) Pseudoastronomische Sothisdaten Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nein
3. vhS	E/3-1: Eroberung Ninus-Assyrien Daten: griechisch (ab -800)	Große Hyksos mit Altakkader- Material* (ab -1680) Pseudoastronomische Sothisdaten Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nein

*Altakkader über Abrahamgenealogie datiert

S = Schichtengruppe

hS = hellenistische Schichtengruppe

vhS = vorhellenistische Schichtengruppe

Stratigraphie und Imperiensuche: Nordmesopotamien (Assyrien)

S	Gesuchte Macht (Griechische Autoren)	Gefundene Macht + Datierung (Keilschrifttexte)
hS	Makedonen / Parther Daten: griechisch (ab-300)	Makedonen und (später) Parther (ab -300) Daten passen zur Schichtlage? Ja
1. vhS	Achämen.-Satrapie Assyrien Daten: griechisch (ab -550)	Mittel- bis Spätassyrier (-1200/600) Sothisdaten (Mittel-Assyrier) Daten der biblischen Israelzerstörung (Spät-Assyrier) Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nein
2. vhS	Meder mit Cyaxares Daten: griechisch (ab -700) Skythen unter Madyas (Gefolgschaftsbegräbnisse) Daten: griechisch (ab -650)	Mitanni (ab -1500) mit Shaushatra Sothisdaten moderner Ägyptologie Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nein Quthen unter Madga (ab -2500) Gefolgschaftsbegräbnisse Abrahamgenealogie rückgerechnet Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nein
3. vhS	Assyrier (Ninos, Sharakos) Daten: griechisch (ab -1000)	Alt-Akkader (Naram-Sin, Sharkalisharri; ab -2300) Abrahamgenealogie rückgerechnet auf Altakkader Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nein

Stratigraphie und Imperiensuche: Südmesopotamien (Babylonien)

S	Gesuchte Macht Griechische Autoren	Gefundene Macht + Datierung (Keilschrift und Griechisch)
hS	Makedonen / Parther Daten: griechisch (ab-300)	Makedonen und (später) Parther (ab -300) Daten passen zur Schichtlage? Ja
1. vHS	Achämen.-Satrapie Babylonien Marder bzw. Martu (Kyros-Zy.) Daten: griechisch (ab -550)	Alt- bis Spätbabylonier (-2000/-550) Daten biblischer Judaverschleppung (Spätbabylonier) Sothisdaten (Mittel-Babyl.-Kassiten) Abrahamgenealogie (Altbabylonier/Martu) Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epochen? Nur letzte partiell
2. vHS	Chaldäer Daten: griechisch (ab -700) Skythen-Interregn. m. Madyas (mit Gefolgschaftsbegräbnis.) Daten: griechisch (ab -650)	URIII-„Sumerer“ (Kalam; ab -2100) Abrahamgenealogie für „Sumerer“ Daten passen zur Schichtlage? Nein Quthen (Gutäer) mit General Madga Gefolgschaftsbegräbnisse (-3. Jtsd.) Abrahamgenealogie rückgerechnet Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epochen? Nein
3. vHS	Früh-Chaldäer (Zivilis.wiege) Daten: griechisch (ab -1000)	Früh-Kalam-„Sumerer“ (Zivilisationswiege ab -3000) Abrahamgenealogie rückgerechnet Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nein

Stratigraphie und Imperiensuche: Iran (Susa, Persepolis)

S	Gesuchte Macht (Griechische Autoren)	Gefundene Macht + Datierung (Keilschrifttexte)
hS	Makedonen Daten: griechisch (ab-300)	Makedonen und (später) Parther (ab -300) Daten passen zur Schichtlage? Ja Griechen kannten Epoche? Ja
1. vhS	Achämeniden Daten: griechisch (ab -550)	Achämeniden (ab -550) Daten passen zur Schichtlage? Ja Griechen kannten Epoche? Ja
2. vhS	Meder Daten: griechisch (ab -700)	Mittel-Elamer (-1500/1200) Sothisdaten moderner Ägyptologie Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nein
3. vhS	Ninos-Assyrer-Großmacht Daten: griechisch (ab -1000)	Alt-Elamer, akkaderabhängig (ab -2300) Abrahamgenealogie für Altakkader Naram Sin Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nein

Stratigraphie u. Imperiensuche: Indien (Mohendjo Daro [MD]; Harappa)

S	Gesuchte Macht / Kontakte (Griechische Autoren)	Gefundene Macht + Datierung Straten
hS	MD 2/1/I Hellenistischer Einfluss Daten: griechisch (ab-300)	Buddhismus + griechischer Einfluss (ab -300) Daten passen zur Schichtlage? Ja Griechen kannten Epoche? Ja
1. vhS	MD 5/4/3 Satrapie XX der Achämeniden bzw. der Marder/Amarder mit Hauptstadt Mushikanos Daten: griechisch (ab -500)	Späte Industalkultur (2000–1700) Perserartiger Apadana-Palast in Mohendjo Daro Abrahamgenealogie der Martu/ Amoriter wegen kultureller Kontakte Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nein
2. vhS	MD 6 Medergrenzen nahe bei Indien Daten: griechisch (ab -700)	Beginn der Späten Industalkultur (ab -2100) Abrahamgenealogie für URIII-„Su- merer“ wegen kultureller Kontakte Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nein
3. vhS	MD 7 Ninos-Assyrer-Großmacht mit Einfluss bis Indien Daten: griechisch (ab -800)	Frühe Industalkultur (ab -2300) Abrahamgenealogie des Altakkaders Naram Sin wg. kultureller Kontakte Daten passen zur Schichtlage? Nein Griechen kannten Epoche? Nein

Literatur

- Canzik-Kirschbaum, E. (2003), *Die Assyrer: Geschichte, Gesellschaft, Kultur*, München
- Deimel, P.A. (1934), *Sumerisch-Akkadisches Glossar*, Rom
- Eckholm, E. (2000), „In China, Ancient History Kindles Modern Doubts“, in *The New York Times*, 10. November
(http://66.1.130.206/Docs/SandaiProject/2000_11_10_NYTimes.htm)
- Edzard, D.O (2004), *Geschichte Mesopotamiens: Von den Sumerern bis zu Alexander dem Großen*, München
- Frayne, D.R. (1993), *The Royal Inscriptions of Mesopotamia. Early Periods. Volume 2: Sargonic and Gutian Periods (2334-2113 BC)*, Toronto
- Geller, M. J. (1997), „The last Wedge“, in *Zeitschrift für Assyriologie und Vorderasiatische Archäologie*, Bd. 97, 43-95
- Günther, K. (1993), „Widerspricht die Gleichsetzung Assyrerkönige = Perserkönige dem Befund der Bibel?“, in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, V/2, 12-17
- Heinsohn, G. (1988), *Die Sumerer gab es nicht*, Frankfurt am Main
- (1990), „Zentralasiens chronologische Rätsel und die Rehabilitierung der altchinesischen Zivilisation“, in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, II/4, 7-26
 - (1993), *Wer herrschte im Indus?!*, Gräfelfing
 - (1997), „Imperienbeseitigung in der herrschenden Lehre: Zu Amélie Kuhrt's ‚The Ancient Near East c. 3000-330 BC‘“, in *Zeitensprünge*, IX/3, 184-188
 - (2005), „Phantom Periods and Retrocalculation“, *TORONTO-Meeting*, 28.-30. Juni
- Illig, H. (1993), „Juda und seine persischen Könige“, in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, V/1, 52-54
- (1994), „Verliert Italien sogar drei ‚dark ages‘?“, in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, VI/3, 32-49
 - (1995), „Rom bis Athen: Was bleibt bestehen?“, in *Zeitensprünge* VII/3, 269-287
- Lenormant, F., Chevallier, E. (1871), *A Manual of the Ancient History of the East to the Commencement of the Median Wars*, Philadelphia
- Martin P.C. (1995), „Wie stark erhellen Münzen die ‚dark ages‘ in Italien?“, in *Zeitensprünge* VII/3, 247-268
- Oppert, J. (1875), „Études Sumériennes - Premier Article“, in *Journal Asiatique*, V, 267-318
- Radke, R. (1997), „Achämeniden und die jüdische Chronologie“, in *Zeitensprünge* IX/3, 434-465
- Völker, T. (1997), „Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike (I)“, in *Zeitensprünge* IX/3, 402-433
- Zeller, M. (1994), „Assyrica II“, in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, VI/1, 18-34

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Akkad-Sargon und Sennacherib

Zu K. Weissgerber: „Die Hethiter' II“ [ZS 3/05, 558 ff.]

Gunnar Heinsohn

Für Weissgerbers These, dass der erste Sargon ein Phantom ohne Inschriften sei, weshalb auch ein „altakkadisches“ Imperium nicht existiert habe, ist der von Douglas Frayne [1993, 9-36] herausgegeben Corpus zu befragen. Dort werden diesem Sargon siebzehn Inschriften zugewiesen (1-17). Namen auf weiteren fünf Stücken (2001-2005) sollen Verwandten und Dienern Sargons zugehören. Von den siebzehn Texten gelten lediglich zwei als Originalfunde (16 und 17); sie stehen auf einem Diskus und einem Gefäß. Die übrigen fünfzehn stammen unstrittig aus „altbabylonischer“ Zeit. Sie sind aber nicht deshalb anzuzweifeln, weil sie erst später aufgeschrieben werden und deshalb ganz anderen Königen zugehören könnten. Sie stammen nämlich von zwei – jetzt auch im Englischen – so genannten Sammeltafeln, die in Nippur gefunden wurden und heute in Philadelphia und Istanbul aufbewahrt werden. Auf diesen Tafeln findet sich auf „Akkadisch“ und auf „Sumerisch“ eine lange Liste von Herrscherinschriften. Man mag bezweifeln, dass es sich um Kopien von verschwundenen Originalen handelt. Eine Behauptung, dass sie frei erfunden seien, wäre ebenfalls schwer zu widerlegen. In keinem Fall jedoch sind sie Inschriften anderer Könige, die heutige Forscher für Sargon nostrifiziert hätten.

„Altakkadische“ Schichten sind unstrittig für viele Ausgrabungsstätten. Am bekanntesten sind natürlich die Tells im Dijala-Gebiet:

„Das ‚Land von Akkade‘ heißt auf Sumerisch ‚Land von Uri‘. Uri ist die Umsetzung der akkadischen Landschaftsbezeichnung Waru'um (im Genitiv Waru'im) ins Sumerische“ [Edzard 2004, 82].

Vom Dijala-Fluß strahlt „Alt-Akkad“ weit aus – etwa nach Nippur (150 km südlich), in die Schicht D von Tell Brak mit einem Naram Sin Palast (400 km nordwestlich), aber auch nach Ninive (fast 400 km nördlich [dazu Westenholz 2005]). Wem immer man diese Schicht zuschlagen will, darf selbstredend kontrovers bleiben. Ich nenne sie *Schicht der Assyrer des Nimrod* (biblische Überlieferung zum ersten Großkönig in 1. Mose 10: 8/10) bzw. *des Ninos* (griechische Überlieferung zum ersten Großkönig durch Ctesias [Diodorus Siculus 2]), die beide mit Naramsin gleichgesetzt werden.

Man muss des Autors Gleichsetzung von Sennacherib (704–681) und Darius II. (423–404) nicht mitmachen. Wenn man aber Darius durch Tuschratta ersetzen will und dann im -7./6. Jh. der Amarna-Zeit landet, bleibt zu

klären, warum ein solcher Sennacherib-Tuschratta Biremen in seinen Flotten und Peltastensöldner in seinen Armeen hat [Heinsohn 2000, 153, 156] hat, die in ihren phönizischen und griechischen Herkunftsgebieten nicht vor dem -5./4. Jh. verwendet werden.

Literatur

- Edzard, D.O (2004), *Geschichte Mesopotamiens: Von den Sumerern bis zu Alexander dem Großen*, München
- Frayne, D.R. (1993), *The Royal Inscriptions of Mesopotamia. Early Periods. Volume 2: Sargonic and Gutian Periods (2334-2113 BC)*, Toronto et al.
- Heinsohn, G. (1993), *Assyryerkönige gleich Perserherrscher: Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich*, Gräfelfing
- Weissgerber, Klaus (2005): Die „Hethiter“ II (Asiatica IV/2b); in: *Zeitensprünge* 17 (3) 558-586
- Westenholz, J.G. (2005), „The Old Akkadian Presence at Niniveh“ (2003), in Collon, D., George, A., Hg., *Niniveh: Papers of the XLIXe Rencontre Assyriologique Internationale London 7-11 July 2003*, London

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Die „Hethiter“ III (Asiatica IV/2c)

Klaus Weissgerber

Abstract: Mit der Stratigraphie von Chattuscha und den Schriftquellen wird der Nachweis für die Realität des Althethitischen Reiches geführt; für seine Dauer wird ein Zeitraum von 67 bis 80 Jahren vorgeschlagen. Dies geht konform mit den von mir ermittelten vier Generationen: Chattuschili, Chantili, Murschili und Muwatalli. Dieses „Reich“ gehörte nicht dem -17./16., sondern dem -6./5. Jh. an und endigte mit dem Aufkommen der Perser um -475.

Information

Am 28. Oktober 2005 verstarb Tahsin **Özgüç**, geboren am 20. 3. 1916, der Ausgräber von Kültepe/Nescha und „Nestor der türkischen Archäologie“. In *Hethiter II* bin ich ausführlich auf sein Lebenswerk eingegangen.

5. Zur Stratigraphie und Chronologie Chattuschas

Im vorhellenistischen Kleinasien bestand niemals ein Beamtenstaat (wie in Ägypten oder China), sondern lediglich ein Konglomerat von Stämmen, Staaten und frühfeudalen Fürstentümern. Die Herrscher von Chattuscha, die sich nach außen „Großkönige“ nannten, erstrebten zwar die Vorherrschaft in Kleinasien, erreichten diese aber erst im „Jüngeren Hethitischen Reich“ (JHR), und dies auch nur zeitweilig und bedingt. Auch unter Schuppiluliuma (I.) und Chattuschili (III.) beherrschten sie nicht den Westen Kleasiens (Arzawa und Wiluscha); selbst in dieser Zeit blieben die abhängigen Fürstentümer zumindest im Inneren autonom. Deshalb wurden in den Neschili-Texten von Bogazköy durchweg auch zwei verschiedene Begriffe verwendet:

- „URU Cha-a-t-ti“ zur Bezeichnung des gesamten Kleinasien,
- „URU Chattuschasch-udne“ zur Bezeichnung des eigentlichen Chattuscha [Goetze 96, Anm. 1].

Entsprechend dieser Sach- und Rechtslage vermeide ich bewusst den Begriff „Hethitisches Großreich“. In den anderen kleinasiatischen Fürstentümern wurden zwar Ausgrabungen begonnen (z. B. in Troia, Gordion und Milet), aber bis jetzt kaum eigene Texte gefunden. Solche Ausgrabungen sind auch dadurch erschwert, weil sich über den vermuteten Fürstensitzen zumeist bewohnte Städte befinden. In den folgenden Kapiteln dieses Beitrages versuche ich trotz dieser Probleme zu beweisen, dass diese Fürstentümer mit den von Herodot genannten kleinasiatischen Territorien identisch waren.

Grundlagen und Grundfragen

Nachdem 1906/07 (unter Leitung von Hugo Winckler) umweit von Bogazköy Zehntausende von Tontafeln mit Keilschrifttexten geborgen wurden [vgl. Hethiter I 325-327], stand fest, dass sich hier die Stadt Chattuscha befand.

Die Ausgrabungen wurden 1907 bis 1912 unter Leitung von Otto Pechstein (1911/12 zusammen mit Winckler) und, nach einer kriegsbedingten Pausse, 1931 bis 1977 von Kurt Bittel (unterbrochen durch den Zweiten Weltkrieg) fortgesetzt. Ihm folgten 1978 bis 1993 Paul Neve und ab 1994 Jürgen Seeher. Die Ausgrabungen wurden somit ausschließlich von Deutschen geleitet und seit 1907 vom *Deutschen Archäologischen Institut* (später auch noch von anderen, auch türkischen Institutionen) finanziert. Jeder der genannten Archäologen hat fortlaufend Grabungsberichte veröffentlicht und in Buchform über den jeweiligen archäologischen Erkenntnisstand informiert.

Chattuscha ist trotz der jahrzehntelangen Ausgrabungen bis jetzt nur zum Teil archäologisch erschlossen. Relativ gut erforscht ist der **Burgberg** Büyükkale (türk.: „Große Burg“), da dieser von Anfang an, schon durch Wincklers Funde, im Zentrum des wissenschaftlichen Interesses stand:

„Die Ausgrabungen betrafen bisher den Burgberg Büyükkale als den siedlungs-topographischen Schwerpunkt und ältesten Siedlungsplatz im Stadtgebiet, wo außer den Überresten der hethitischen Palastanlage mit weiteren Tontafelarchiven vor allem auch eine durch zahlreiche Kulturschichten belegte Bebauungsabfolge vom 3. vorchristlichen bis in das 1. nachchristliche Jahrtausend nachgewiesen werden konnte“ [Neve 1993, 15].

Außerhalb des Burgberg-Plateaus gab es noch die Unter- und die Oberstadt (siehe den beiliegenden topographischen Stadtplan [Neve 1993, 8]).

Die **Unterstadt** befand sich nordwestlich des Burgberges. Ihre Bebauung begann auf einer Terrasse am Nordhang des Berges in unmittelbarer Nachbarschaft einer ganzjährigen Quelle [Bittel 1983, 36]. Diese Siedlung entstand nach bisherigen Erkenntnissen etwa gleichzeitig mit der des Burgberges; in diesem Teil der Unterstadt wurden auch, im „Haus am Hang“, Dokumente der „assyrischen“ Handelssiedlung gefunden. Ansonsten sind in der Unterstadt bis jetzt nur die alte Wohnsiedlung J-K/20-21 und der viel spätere Tempelbezirk I ausgegraben worden.

Die Ausgrabung der **Oberstadt**, südlich der Unterstadt und des Burgberges, erfolgte erst ab 1974. Deren Bauten wurden nach den Angaben Neves erst zur Zeit des „Großreiches“ errichtet, wobei dieser von konventionellen Keramikdatierungen ausging. Seeher [in Hethiter-Workshop 2004] hat unlängst auf Grund des Vergleichs mit der Keramik von Kuschakli/Sarissa aufgezeigt, dass diese Spätdatierung nicht mehr zu halten ist. (Das Beispiel zeigt deutlich, wie unverlässlich Schlussfolgerungen auf Grund von Keramikfunden sind.)

Wie in Kültepe wurden in Chattuscha die Schichten von oben nach unten nummeriert, d. h. die oberste Schicht erhielt die Ziffer 1 bzw. I. Unterschieden wird auch, wie in Kültepe, zwischen Burgberg (oberste Schicht = Ia) und Unterstadt bzw. Hang (oberste Schicht = I). Die jeweils unterste Schicht ist die Burgberg-Schicht Vg und die Unterstadt-Schicht 9, die als gleichzeitig gelten und der „Frühbronzezeit“ zugerechnet werden. Schichten aus der Vorbronzezeit gibt es in der Stadt nicht; chalkolithische Siedlungen wurden aber im Raum um Chattuscha gefunden [Bittel 1983, 34; Seeher 2002, 156].

Bittel [1983, 212] und Neve [1996, 86] haben in ihren Büchern Übersichten der Stratigraphie von Chattuscha gegeben, die von Seeher, wenn man von der Oberstadt absieht, akzeptiert werden. Obwohl sie von der konventionellen Chronologie geprägt sind, ist es zum Verständnis meiner folgenden Darlegungen unerlässlich, diese zu kennen, wobei ich auch weitere Bemerkungen der Autoren in ihren Büchern berücksichtigt habe. Aus drucktechnischen Gründen bezeichne ich die lokalen Fundschichten mit Buchstaben:

A = Plateau des Burgberges

B = Bauten am Nordhang des Burgberges

C = Wohnsiedlung J-K/20-21 der Unterstadt

O.St. = Oberstadt (nur durch Neve überliefert, der selbst die Abkürzung O.St. in die Terminologie einführte; z. B. „O.St. 4“.)

Bittel begann seine „Stratigraphie“, wie alle anderen genannten Autoren, chronologisch mit den ältesten Zeiten:

A	B	C	Bemerkungen
Vg	9	5	1. Periode: Älteste „vorhethitische“ Schicht; ===== Brandschicht =====
Vf-c	8d-b		Noch 1. Periode: zeitgleich mit Kanisch IV-III, ===== Brandschicht =====
Vb-a, IVd	8a	4	2. Periode: „Vorhethitisches Hattusch“ und „Assyrische Handelskolonie (jüngere Phase)“ ===== Brandschicht, (angeblich -1700) =====
IVc	7	3	3. Periode: „Althethitische Periode“, „Hattuscha, Hauptstadt des Althethitischen Reichs“
IVb-a, IIIb-a	6-5	2, 1b-a	4. Periode: „Hattuscha, Hauptstadt des hethitischen Großreiches“ ===== Brandschicht (angeblich -1200) =====
IIb-a.	4	Gräber	5. Periode: „Posthethitisch/ Phrygische Periode“
Ib-a	4-3	Gräber	Bescheidene hellenistische u. römische Besiedlung

Unter „Perioden“ verstand Bittel [1983, 34] „Hauptphasen der Entwicklung von Bogazköy“. Er unterschied zwei „vorhethitische Perioden“, wobei in der

1. Periode nur kleine Niederlassungen bestanden, während in der 2. Periode schon eine einheitliche Stadt existierte.

Bittel ordnete die 5. „posthethitisch/phrygische Periode“ der *Eisenzeit* zu. Dadurch kann der Eindruck entstehen, dass die „Großreichs“-Schichten noch zur Bronzezeit gehörten. Tatsächlich wurde in Kleinasien mit seinen reichen Eisenerzvorkommen erstmals im Alten Orient Eisen verhüttet und zu Stahl veredelt. Die Inschriften aus Kültepe zeigen, dass sich dort ein Umschlagplatz für kleinasiatische Eisenwaren befand. Brandau/Schickert [2001, 224-234] haben überzeugend aufgezeigt, dass Chattuscha zur „Großreichszeit“ eindeutig eisenzeitlich war. Dies beweisen gefundene Überreste von Eisenverarbeitungs-Werkstätten und Abfallhaufen von Eisenschlacke, aber auch der Briefwechsel zwischen den Herrschern von Chattuscha und Ägypten (von Echnaton bis Ramses II.), in dem die Pharaonen immer wieder um Lieferung von „gutem Eisen“ baten (vgl. meinen Beitrag S. 48).

Ich betone dies auch deshalb, weil Zeller [1999, 190 f., 197] die Ansicht vertrat, dass in Chattuscha die Eisenzeit erst mit den „Phrygern“ begonnen habe. Zur Begründung konnte er sich aber nur auf Keramikfunde stützen, die konventionell der Bronzezeit zugeordnet werden. Ich muss immer wieder darauf hinweisen, dass die Interpretation von Schichten auch etwas mit Ideologie zu tun hat. Tatsächlich beweisen Keramikfunde gar nichts zur Klärung der Frage, ob Chattuscha schon zur Eisenzeit gehörte. Ich halte es für ausgeschlossen, dass die „Phryger“ (wohl Kaschkäer), die nach dem Untergang des „Großreiches“ Chattuscha besiedelten und eindeutig eine niedrigere Kulturstufe als ihre Vorgänger repräsentierten, von sich aus erstmalig mit der Eisenproduktion begonnen haben. Neve [1996, 86] vereinfachte Bittels Stratigraphie, gab aber keine Brandschichten an:

A	B	C	O.St.	Kennzeichnung	Datierung
Vg-c	9	5	-	Vorhethitische Zeit	-20./19. Jh.
Vb/a,IVd	8	4	-	Altass. Handelskolonien	-19./18. Jh.
IVc	7	3	-	Althethitische Zeit	ca. 17.-15. Jh.
IVb/a	6	2	-	Ältere Großreichszeit	-15./14. Jh.
IIIb/a	5	1b/a	4,3,2	Jüngere Großreichszeit	-13. Jh.
(Siedlungslücke)					
IIb/a	4/3	Gräber	-	Älterphrygische Periode	750-650
Ib/a	2	Gräber	1	Jüngerphryg. Periode	-7./6. Jh.
I	1	Gräber	-	Hellenistische und Römische Periode	-3. Jh. bis +3. Jh.

Neves zu frühe und zu lange Datierungen entsprechen dem derzeitigen „Erkenntnisstand“ der konventionellen „Hethitologie“, wie er deutlich in dem

2002 veröffentlichten Sammelband *Die Hethiter* zum Ausdruck kommt. Kaum bekannt ist, dass Hugo Winckler als Spezialist für altorientalische Sprachen auf Grund der in Chattuscha gefundenen akkadischen Urkunden noch die Auffassung vertrat, die Geschichte Chattuschas habe nur fünf Generationen, konkret 200 Jahre (1400–1200) umfasst [Bittel 1983, 16]! Auch heutigen „Hethitologen“ ist bewusst, wie schwach die Quellengrundlage ihrer Wissenschaft ist:

„So zahlreich die Urkunden sind, die in den Archiven gefunden wurden, so dürftig ist leider darunter die Zahl derer, die etwas für die Geschichte [...] der hethitischen Hauptstadt ausgeben“ [Bittel 1983, 25].

Der archäologische Befund rechtfertigt keineswegs die konventionellen Thesen, dass das „hethitische Großreich“ fast 500 Jahre umfasste (davon allein die Subschicht IV c etwa 250 Jahre!) und dass nach dem Untergang dieses Reiches eine Siedlungslücke von ca. 450 Jahren bestand. Diese Thesen konnten sich nur durchsetzen, weil Kleinasien sich in unmittelbarer Nachbarschaft von Mesopotamien und Ägypten befindet und die „Hethitologen“, wenn sie ‚wissenschaftlich‘ anerkannt werden wollten, die langen Chronologien Mesopotamiens und Ägyptens auf Kleinasien übertragen mussten. So wurde die Geschichte Chattuschas ‚gestreckt‘ und, wie ich noch darlegen werde, die Namen der in den wenigen historischen Urkunden genannten Herrscher, die natürlich keine Ordnungszahl trugen, verdoppelt und verdreifacht.

Ich schreibe nicht von ‚bewussten‘ Fälschungen; die meisten „Hethitologen“ handelten bestimmt in gutem Glauben und hofften auf weitere archäologische und dokumentarische Funde, die die ‚nicht anzweifelbare‘ Chronologie rechtfertigen werden. Wegen dieses Glaubens ignorieren sie auch die bahnbrechenden Erkenntnisse Velikovskys, Heinsohns und Illigs, dass die derzeitigen Chronologien Vorderasiens und Ägyptens viel zu lang sind.

Als Anhänger der „kritischen Chronologie“ hat Manfred **Zeller** in *Assyria V* [1998, 207] die stratigraphischen Schichten Chattuschas neu datiert:

Vg	vor -700	IVb/a	480–440
Vf-c	700–600	III b/a	440–400
Vb/a	600–550	<i>Hiatus</i>	-
IVd	550–520	IIb/a	nach -400
Hiatus	–	Ib/a	-
IVc	520–480		

Ich akzeptiere drei Grundthesen dieser „Chronologie“: Die Geschichte Chattuschas vollzog sich von den Anfängen bis zum Beginn der Römerzeit im -1. Jtsd. Die von Zeller angegebenen drei Schichten des „hethitischen“ (neschilischen) Chattuscha deckten nicht viele Jahrhunderte, sondern jeweils nur einige Jahrzehnte ab. Die konventionell angenommenen „Siedlungslücken“

gab es nicht. Solche werden für die Zeit zwischen IVd und IVc (100 Jahre nach der kurzen Chronologie) und für die Zeit zwischen IIa und IIb (ca. 450 Jahre) behauptet.

Ich betrachte das Mittelhethitische Reich (**MHR**) als Phantomreich, das Althethitische Reich (**AHR**) dagegen, wie das Jüngere Hethitische Reich (**JHR**), als historisch real (Begründung folgt). Allerdings möchte ich aber auch grundsätzliche Einwendungen gegen einige Thesen Zellers erheben.

Nach Zellers Chronologie würde die gesamte „hethitische“ Zeit von der „Neschili-Eroberung“ bis zum Untergang des „Großreiches“ in die Perserzeit fallen, was in krassem Gegensatz zu allen Original-Dokumenten, z. B. zu den Briefen des Amarna-Archivs und zum Friedensvertrag zwischen Chattuscha und Ramses II. steht. Die Konsequenz seiner „Chronologie“ wäre, dass die kleinasiatischen Satrapen ohne Wissen des persischen Großkönigs diplomatische Beziehungen unterhalten und sogar Kriege gegeneinander geführt hätten. In keiner vorachämenidischen Schriftquelle war die Rede von einem Perserherrscher; kein Historiker, ob Berossos oder Herodot, berichtete von solchen Kriegen während der Perserzeit, wohl aber von früheren Kriegen.

Auch Dareios (I.) bezeichnete sich in seiner berühmten mehrsprachigen Inschrift nicht mit dem Namen eines sargonidischen Herrschers, was m. E. schon für sich spricht. Heinsohn und Illig [H/I 1997, 457; I/L 1999, 218] vertreten stattdessen seit vielen Jahren die vernünftige Auffassung, dass Echnaton und Ramses II. nicht der „Ersten Vorhellenistischen Schichtengruppe“ (Perserzeit), sondern, wie auch die Mitanni, der „Zweiten Vorhellenistischen Schichtengruppe“ (Frühe Eisenzeit) zuzuordnen sind!

Ich gehe davon aus, dass die Achämenidenherrschaft über Kleinasien ca. 75 Jahre später als konventionell angenommen (also um -475) begann und werde noch begründen, dass das „hethitische“ Chattuscha nicht von den ominösen „Seevölkern“, sondern von Kyros zerstört worden ist. Die beiden „phrygischen“ Schichten gehören demnach zur Perserzeit (Pteria!).

Im vorliegenden Beitrag werde ich auf Grund des archäologischen und inschriftlichen Befundes prüfen, ob die These Zellers haltbar ist, dass die von ihm angenommenen drei „hethitischen“ Schichten tatsächlich nur jeweils 40 Jahre umfassten. Insofern betrachte ich diesen Beitrag auch als Vorstudie meines Beitrages *Asiatica* VI, in dem ich meine Thesen über die Chronologie aller Länder des vorhellenistischen „Alten Orients“ synchronistisch zusammenfassen möchte.

Zur Frühzeit von Chattuscha („Chattili-Herrschaft“)

Chattuscha wurde offensichtlich von einem Volk begründet, dessen Sprache „Chattili“ nach neuesten Erkenntnissen (ost-)kaukasischen Ursprungs war [vgl. *Hethiter* 1, 329]. Anscheinend war es die Ursprache Anatoliens vor der Einwan-

derung der „Neschili“ und „Luwili“ sprechenden Stämme aus dem östlichen Vorderasien. Diese Sprache scheint verwandt zu sein mit den Sprachen der Churriter, Urartäer und Kaschkäer („Kaschkasch“). Letztere besiedelten bis zum Ende des „Großreiches“ von Chattuscha das Küstengebiet südlich des Schwarzen Meeres und bedrohten ständig Chattuscha [ausführlich: Schuler 1965]. Seeher [vgl. Zeller 1999, 193] hält es für möglich, dass die „Phryger“, die die Stadt Chattuscha nach dem Untergang des „Großreiches“ besiedelten, ethnisch Kaschkäer waren.

Im Bogazköy-Archiv wurden nur religiöse, keine historischen Texte des ursprünglichen „Chattili“-Volkes gefunden. Das Wenige, das wir über ihre Geschichte wissen, stammt aus Texten außerhalb von „Chatti“. Naramsin rühmte sich, u. a. Pamba (Fürst von Chatti) und Zipani (Fürst von Kanisch) geschlagen zu haben. Die meisten Autoren, die Naramsin in die „altakkadische“ Zeit einordnen, können mit diesem Text nicht viel anfangen und betrachten ihn irgendwie als dubios [so Bittel 1983, 26, 41]. Ich betrachte, Zeller folgend, Naramsin als Herrscher von Eschnunna und deshalb Pamba als realen Herrscher der „vor-neschilischen“ Zeit [vgl. *Hethiter* II, 569-573]. Im „Anitta-Text“ wurde als Herrscher von Chatti noch ein „Pijushti“ genannt, den Anitta besiegt hatte [vgl. *Hethiter* II, 576 f.]. Aus den archäologischen Ausgrabungen ergibt sich, dass schon in der Schicht V auf dem Burgberg von Chattuscha ein Fürstensitz bestand.

Für die relative Datierung der Frühzeit Chattuschas sind die Funde in Kanisch [vgl. *Hethiter* II, 580 ff.] von großer Bedeutung. Wie in Chattuscha wurden die dortigen Bauschichten von oben nach unten nummeriert, die Schicht „*kârum* Kanisch IV“ (= Bauschicht 10) liegt also unter den „Kanisch-Schichten“ III. II und Ia/b (= Bauschichten 9-6). Bittel [1983, 41] schrieb:

„Die Ansiedlungen Vf – Vc auf Büyükkale und 9-8d auf der nördlichen Stadterrasse sind, was die keramischen Funde, die in reicher Zahl vorliegen, deutlich machen, im wesentlichen gleichzeitig mit den Schichten IV und III des *kârum* Kanisch am Kültepe. Das geht namentlich aus dem auch hier zu beobachtenden Nebeneinander von handgemachter und scheibengedrehter Keramik hervor.“

Weder in Kanisch noch in Chattuscha wurden in diesen beiden Schichten mesopotamische Handelsdokumente gefunden, was damit zusammenhängen kann, dass diese, soweit von Bedeutung, in Behältnissen der beiden höheren Schichten aufbewahrt wurden, wie Zeller [1998, 206] vermutete. Zur folgenden „2. Periode“ schrieb Bittel [57]:

„Die Funde in den Schichten Vb, Va und älteres IVd auf Büyükkale und 8b am Nordwesthang des Felsberges zeigen, daß sie ungefähr gleichzeitig mit *kârum* Kanisch II sind. Eine Anzahl von löwenförmigen Gefäßen aus Hattusch (Abb. 27, 28) und mit ihnen zusammen gefundene Vasen sehr

charakteristischer Form (Abb. 29) haben in Kanisch teils genaue Entsprechungen, teils stehen sie – vor allem die tierförmigen Vasen – verwandten Schöpfungen von dort so nahe, daß man sie zeitlich nicht allzu weit davon distanzieren kann.“

Allerdings wurde in Chattuscha kein einziges mesopotamisches Handelsdokument aus diesem Zeitabschnitt gefunden; „*kârum* Chattusch“ muss damals aber schon bestanden haben:

„In den Urkunden von *kârum* Kanisch II [...] kommt nämlich Hattusch einige Male, auch als Ort von Geschäftspartnern vor, muß also schon damals in den Handelstransaktionen einbezogen gewesen sein“ [Bittel 55].

Bittel [52 f.] betonte, dass mesopotamische Handelsdokumente fast ausschließlich in der Siedlung am Nordwesthang des Burgberges gefunden wurden, die er als zeitgleich mit „*kârum* Kanisch Ib“ betrachtete und auf „das Ende der Schicht IVd auf Büyükkale, 8a am Nordwesthang und von 4 (jüngste Phase) auf der unteren Stadterasse“ [ebd., 57], also auf einen relativ kurzen Zeitabschnitt datierte. Seine Begründung erscheint mir nicht überzeugend, da er voraussetzt, dass diese Funde nur aus der Zeit unmittelbar vor der Zerstörung durch Anitta (konv. -1700) stammen können. Deutlicher war Seeher [2002, 26 f.], der darlegte, dass fast alle diese Tontafelfunde in den Überresten eines einzigen zweigeschossigen Gebäudes, „des Hauses am Hang“, gefunden wurden. Dieses Haus fiel einem Brand zu Opfer und wurde nicht wieder aufgebaut, ohne dass feststeht, wann diese Zerstörung erfolgte.

Dass Anitta die Stadt erst nach der Schicht IVd zerstört hat, ist keineswegs so klar, wie es in den meisten Publikationen behauptet wird. Da auch schon nach der Schicht Vc eine weitgehende Brandschicht in Chattuscha zweifelsfrei festgestellt wurde, kann mit mindestens der gleichen Wahrscheinlichkeit behauptet werden, dass Anitta damals schon die Stadt zerstört hatte. Dafür sprechen auch noch weitere Argumente.

Bittel [28] erwähnte an einer anderen Stelle seines Buches, dass nach einem Bericht des Tutchalija „III.“ (des Vaters von Schuppiluliuma I., den ich als reale Person betrachte) die Stadt kurz vor diesem Herrscher von zahlreichen Feinden, darunter auch von pontischen Kaschkasch, zerstört wurde: „Und Hattuscha, die Stadt, wurde niedergebrannt, und nur [...] und das *hescht*-Haus von [...] blieben übrig.“ Seltsamerweise wurde aber in der „Großreichszeit“ bis zur Zerstörung nach Schicht IIIa (angeblich -1200 durch die „Seevölker“) keine Brandschicht gefunden, die eine solche Zerstörung archäologisch bestätigen würde. Für die von Tudhaliya geschilderte Zerstörung kommt insofern nur die Brandschicht nach IVd in Betracht. Es ist deshalb möglich, dass das AHR schon nach der Schicht Vc und das JHR nach der Schicht IVd begann!

Zum „Althethitischen Reich“ (AHR)

Es ist nicht möglich, auf die Geschichte des „Althethitischen Reiches“ nur kurz einzugehen; einerseits ist sie, nicht nur für ‘Zeitkritiker’, mit Problemen sehr belastet, andererseits ist ihr richtiges Verständnis unerlässlich, um die wirkliche Chronologie des vorhellenistischen Kleinasien zu rekonstruieren.

Die bisherige Datierung der Schichten von Chattuscha erfolgte auf Grund von Analogieschlüssen zu mesopotamischen Schichten, die konventionell datiert wurden. Jörg Klinger [Hethiter-Workshop 2004] musste kürzlich zugeben, dass die Ausgräber von Chattuscha die *einheimischen* Schriftquellen bei ihren Datierungen kaum berücksichtigt haben!

Die Klärung der grundlegenden Frage, wie lange das AHR tatsächlich bestanden hat, kann nur durch die Analyse der in „hethitischen“ Schriftquellen dargelegten Herrscherabfolge, natürlich unter Berücksichtigung des archäologischen Befundes, erfolgen.

Schriftquellen des AHR

Es wurden nur wenige Schriftdokumente gefunden, die auf die Geschichte des AHR eingehen. Die bedeutendsten sind:

- Die fragmentarischen „Annalen des Chattuschili“;
- das „Testament des Chattuschili“;
- die „Annalen des Murschili“;
- der „Thronfolge-Erlass“ des Großkönigs Telipinu (Telibinu).

Die meisten dieser Texte wurden in Varianten in neschilischer und akkadischer Sprache überliefert, wobei es sich um späte Formen dieser Sprachen handeln soll. Daraus wurde gefolgert, dass es sich um Kopien aus der Zeit des „Jüngeren Hethitischen Reiches“ handeln soll [vgl. Cancik 1976]. Gerade deshalb wird manchmal bezweifelt, ob sie reale Geschichte darstellen.

Die Neschili-Fassung des Telipinu-Erlasses ist in neun Varianten fast vollständig erhalten [Erstveröffentlichung: BoTU 23], während die akkadische Fassung [KBo I 27, KUB III, 85, 89] nur in Bruchstücken erhalten blieb [Text mit allen Varianten Hoffmann 1984]. Der Erlass regelt für die Zukunft die Thronfolge; in seiner historischen Einleitung enthält er ausführliche Angaben über die Großkönige, die Telipinu vorausgingen. Er gilt deshalb als die wichtigste Quelle zur Geschichte des AHR.

Telipanu nannte sieben seiner Vorgänger mit Namen: Labarna, Chattuschili, Murschili, Chantila, Zidanta, Ammuna und Chuzzija. Seine Glaubwürdigkeit wurde wegen seiner späten Herkunft wie auch wegen der Subjektivität der Aussagen angezweifelt. Immerhin wurden fast alle seine Vorgänger ab Chantili als „Usurpatoren“ und „Unglücksherrscher“ bezeichnet und ihre Tätigkeit entsprechend negativ geschildert [vgl. Klengel in: *Hethiter* 2002, 62].

Auch Johannes Renger hielt nicht viel von den Angaben des Telipinu. Im Jahr 2004 schrieb er im 1. Supplementband zum *Neuen Pauly* [Eder/Renger 3], also einem anerkannten Standardwerk:

„Für die Rekonstruktion der Chronologie der heth. Herrscher stehen keine Königslisten, keine Angaben über die Regierungsdauer und keine datierten Urkunden zur Verfügung. Die Reihenfolge der hethit. Herrscher hat man aus bisher 10 Fragmenten von Ritualtexten und Opferlisten erschlossen, die zu ursprünglich 6 Tafeln gehörten (25).“

Als einzige Quelle („25“) nannte Renger einen Beitrag, den Heinrich *Otten* 1951 in den *Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft* veröffentlicht hatte und der demnach heute noch als maßgeblich gilt. Er analysierte neun Bruchstücke von ritueller Texte (Opferungen von Rindern und Schafen) und fasste diese zu sechs „Tafeln“ (A bis F) zusammen. In diesen waren lückenhafte Herrscherabfolgen enthalten; außerdem wurden auch die Ehefrauen der Herrscher und einige andere Personen erwähnt, die im „Telipinu-Erlass“ nicht genannt wurden.

Die Tafel A gab folgende Reihenfolge: „Labarna, Murschili, Pimpira, Chuzzija, Chanteli, Ammuna“; die Tafel B, soweit lesbar: „Labarna, Murschili, Pimpira, [...], Zidanta.“ (Die Punkte bezeichnen eine Textlücke.)

Es fällt der Name Pimpira auf, der im Telipinu-Erlass nicht genannt wurde, wohl aber in den Dokumenten BoTU 4f und HAB 211m. In diesen wurde Pimpira als Onkel des minderjährigen Murschili bezeichnet, der für diesen die Regentschaft führte. Otten [52] stellte die These auf, dass der Name des Pimpira dem des Murschili nachgestellt wurde, weil er auch als Regent nicht gleichwertig mit dem Großkönig war.

Nach den Analysen von Otten sind die Tafeln anscheinend zeitgenössische Quellen, die bestätigen, dass Telipinu reale Herrschernamen nannte. In den folgenden Analysen werde ich, soweit es um Einzelprobleme geht, auf konkrete Angaben der Tafeltexte zurückkommen, um Lücken und Widersprüche im Telipinu-Erlass zu klären.

Zur Herrscherabfolge des AHR

Viele ältere Herrscherabfolgen beginnen mit **Tudchalija I.**, den Gurmey [240] kühn auf 1740–1710 datierte und den er, wenn auch mit Fragezeichen, als Vater des Pu-samurras, Großvater des Labarna I. und Urgroßvater des Labarna II. = Chatuschilis II. bezeichnete. Weitere Angaben über diesen T. I. gab er nicht. Ich musste lange recherchieren, ehe ich seine Spuren fand. Ein Tudchalija war Held eines fragmentarischen Heldengedichtes in akkadischer Sprache: *Belagerung von Urschu* [Text: KBo I 11]. Danach belagerte ein Tudchalija vergeblich Urschu (Ursum), eine auch anderweitig quellenmäßig belegte Handelsstadt im Taurus. Dieser T. hatte seinen Sitz in Lawazantia,

einen Ort im Göksun-Tal, wo sich ein m. W. bis heute noch nicht ausgegrabener Ruinenhügel befindet: „Aber der Ruinenhügel, der steil neben dem Fluß aufsteigt, noch heute den Ortskern tragend, ist uralt“ [Cornelius 75].

Dieser Tudchalija I. war somit kein Herrscher von Chattuscha, einer Stadt, die in der erhaltenen Heldendichtung auch nicht erwähnt wurde. In zwei weiteren Bruchstücken der Dichtung [KBo VII: 14; KUB 36: 100-102] heißt es, dass er erfolgreich einen Angriff des Zukraschi von Aleppo (Chalpa), der dabei getötet wurde, abgewehrt hat. Dieser Zukraschi wurde laut Otten [FWG III, 117] in einer Urkunde aus Alalach VII bezeugt, laut Cornelius [87] war er Zeitgenosse des dubiosen Hammurapi. Zeller [1998, 219] ordnete diese Schicht, bei ausdrücklicher Nennung des Zukraschi, der „Hyksos-Zeit“ zu.

Bibelfeste Ideologen haben versucht, diesen Tudchalija mit dem in Genesis 14 erwähnten Tidal zu identifizieren, der als Führer der Gojjim (laut Cornelius [87] = Hyksos) an einem Feldzug gegen Palästina teilgenommen hatte. A. van den Born schrieb, wohl Cornelius folgend, in dem Bibel-Lexikon [1969, 1751] über Tidal:

„Sein Name geht auf den hethitischen Kriegsherrn Tudchalijas zurück; der älteste Tudchalijas (I.) herrschte ungefähr zur Zeit des Hammurapi (um 1650).“

Diese chronologische Zuordnung beruht darauf, dass Tidal gegen den Kanaan-Fürsten Amraphel, der nach dem biblischen Text ein Zeitgenosse Abrahams war, gekämpft haben soll. Die frühen „Assyriologen“ setzten diesen mit Hammurapi gleich und schufen so eine Säule der konventionellen mesopotamischen Chronologie, die trotz Unhaltbarkeit der bezeichneten Gleichsetzung beibehalten wurde [vgl. Heinsohn 1996a, 41].

Obwohl der legendäre Tudchalija offensichtlich nie etwas mit Chattuscha zu tun hatte, führten die „Hethitologen“ ihn durchweg als Tudchalija I. in ihren Listen; alle späteren (fiktiven und realen) Herrscher seines Namens erhielten deshalb die Ordnungszahlen II bis IV. Erst im *Hethiterbuch* [2002, 314] wurde der IV. stillschweigend in III. umbenannt und der erste aus der Herrscherliste gestrichen. (Nebenbei: Auf der gleichen Seite wurde Chattuschili III. zum II. ‘umnummeriert’). Anscheinend setzt sich langsam die Erkenntnis durch, dass die Herrscherliste einer dringenden Korrektur bedarf!

Gurney [240] datierte **Pu-sarrumas** als Sohn von „Tudcharija I.“ ebenso kühn auf 1710–1680, ohne weitere Erläuterungen über ihn zu geben. Hrozný [1943, 148] erwähnte, dass ein „Puscharruma“ „von dem wir nichts Näheres wissen“, im „Urschu-Text“ erwähnt wurde. Es gibt aber darüber hinaus keinerlei Hinweis, dass dieser der Vater des Labarna war, wie Gurney angab.

Im Telipinu-Erlass [I,1] wurde **Labarna** als der Ahnherr der in Chattuscha herrschenden Königsdynastie bezeichnet:

„Früher war Labarna König; und damals waren seine Söhne, seine Brüder, seine angeheirateten Verwandten, die Männer seiner Sippe und seine Truppen einig. Und das Land war klein. Aber wohin er auch immer zum Kampf marschierte, unterwarf er die Länder seiner Feinde mit starkem Arm. Er zerstörte die Länder, nahm ihnen die Macht und machte die Meere zur Grenze. Sobald er aber von einem Feldzug zurückkam, ging jeder seiner Söhne nach einem Teil des Landes, nach Hupisna (Hubisna), nach Tuwanuwa, nach Nenassa, nach Landa, nach Zallara, nach Paruhanda (Purushanda) und nach Lusna. Sie regierten jeweils ihr Land, und die großen Städte des Landes wurde ihnen zugeteilt“ [vgl. Gurney 33; Brandau/Schickert 36; Hoffmann 12 ff.].

Ich sehe keinen Grund, die Glaubwürdigkeit dieser anscheinend uralten Überlieferung zu bezweifeln. Dieser Labarna unternahm offensichtlich von seinem Zentrum aus Raubzüge in alle Richtungen Kleinasiens. Auf keinem Fall unterwarf er Chattuscha, sonst hätte er dies erwähnt.

In der Literatur wird mitunter Labarna auch als „Tabarna“ bezeichnet, was zu Unklarheiten führen kann. Hrozný [z.B. 1943, 149 ff.] schrieb stets „Tlabarna“, wozu Meyer [III 593, Anm. 36] bemerkte: „Als wahre Aussprache vermutet Hrozný wohl zu Recht Tlabarna.“

Chattuschili („Labarna II“) gilt als Nachfolger von Labarna (I.); laut seinen *Annalen* [nesh.: KBo 10/1, akkad.: KBo 10/2], die 1957 als Bilingue in Chattuscha gefunden wurden und als glaubhaft gelten, kam er aus Kuschschara; dort ist er nach dem Schlusssatz seines *Testamentes* wohl auch gestorben. Offensichtlich stammte die Herrscherdynastie von dort; Labarna dürfte im heutigen Kurdistan „Großkönig“ gewesen sein [vgl. Hethiter II, 577 f.]. Anitta, der Zerstörer des frühen Chattuscha (m. E. Schicht Vc), kam nach seinen Angaben ebenfalls aus Kuschschara; er dürfte ein enger Verwandter und Zeitgenosse des Chattuschili gewesen sein. Sollte Labarna mit Pitchana identisch gewesen sein, wären beide sogar Brüder gewesen; dafür gibt es aber keinen Beweis. Jedenfalls gab kein späterer Herrscher von Chattuscha an, von Anitta abzustammen.

Unbestritten ist, dass Chattuschili der erste nachweisbare neschilische Herrscher von Chattuscha war; anscheinend nahm er diesen Namen nach Inbesitznahme dieser Stadt an. Von einer Eroberung ist in den Texten nirgends die Rede, offensichtlich besetzte er ohne Kampf die von Anitta zerstörte Stadt, ohne sich um dessen Fluch zu kümmern. Es gibt auch keinen archäologischen Beweis dafür, dass nach der Zerstörung von Chattuscha durch Anitta die Stadt lange unbesiedelt geblieben blieb.

Chattuschili bezeichnete sich selbst auch als „Labarna“, was bedeutet, dass dieser Name zum Titel wurde (vgl. die Wandlung des römischen Personennamens Caesar zum „Kaiser“-Titel). Dies kommt schon in seinem *Testa-*

ment deutlich zum Ausdruck. In diesem setzte er seinen bereits zum „Labarna“ designierten Neffen ab und adoptierte den minderjährigen Murschili. Hierbei sagte er den anwesenden Würdenträgern: „Ich habe jetzt meinen Sohn zum Labarna über euch eingesetzt“.

Auch die späteren Herrscher von Chattuscha nannten sich „Labarna“ (bzw. „Tabarna“), so noch in einer 1990/91 gefundenen Tonbulle „Tutchalija IV.“, der damals noch diese Ordnungszahl trug [vgl. Neve 1996, 87]. So erklärt es sich auch, dass in den Texten der Tafeln A und B als erster Herrscher der Dynastie (vor Murschili) ein „Labarna“ genannt wurde. Ottens umfangreiche Analysen [1951, passim] lassen m. E. keinen Zweifel daran, dass „Labarna (II.)“ nicht mit „Labarna (I.)“, wohl aber mit Chattuschili I. identisch war. Chattuschili bezeichnete sich in seinen ausführlichen Annalen selbst als Begründer einer neuen Herrschaft in Chattuscha (und als Eroberer vieler Städte).

In fast allen mir bekannten „hethitologischen“ Werken wird Chattuschili als leiblicher Sohn des Labarna (I.) bezeichnet. Dies steht allerdings im Widerspruch zu den Angaben des Herrschers in der akkadischen Fassung seiner *Annalen*:

„Der Großkönig, der Labarna, Chattuschili, der Großkönig, König des Landes Chattuscha, Mann von Kuschschara, [...], **Sohn des Bruders der Tuwannana**“ [vgl. Otten in FWG III, 113; Brandau/Schickert 38].

Tuwannana war die in mehreren Dokumenten, auch in der Tafel B, erwähnte Ehefrau des „Labarna (I.)“, nach der spätere „Herrscherinnen“ (auch über den Tod des Herrschers hinaus) den Titel „Tuwannana“, der mit Privilegien verbunden war, führten. Brandau/Schickert [38] schrieben zu den Angaben Chattuschilis über seine Abstammung:

„[...] der fragliche Regent ist also nur der Neffe einer Großkönigin, was die Frage aufwirft, ob bei seiner Thronübernahme alles mit rechten Dingen zugegangen ist“.

Mich interessiert mehr die chronologische Frage. Aus den *Annalen* selbst ergibt sich nicht, wie lange Chattuschili regiert hatte; nach Eder/Renger [64] sollen es 25 Jahre gewesen sein. Selbst wenn dies stimmen sollte, steht jedoch nicht fest, in welchem seiner Regierungsjahre Chattuschili die Trümmer der Stadt in Besitz genommen hat.

Der Text des *Testamentes des Chattuschili* [HAB 1938; 1941; Auszüge Gurney 180 f.] hat einige grundlegende Fragen aufgeworfen. Margarete Riemschneider [1990, 22] ging sogar so weit, den Text als späte Dichtung zu bezeichnen:

„Man hat dies Testament, das der König auf seinem Sterbelager in Kussar verfaßt haben will, wegen der Lebhaftigkeit des Ausdrucks und der hohen künstlerischen Qualität für eine persönliche Willensäußerung des Königs gehalten, gewissermaßen unter Umgehung der königlichen Kanzlei. Aber

diktiert man kurz vor seinem Tode ein Werk von derart raffiniertem Bau, vollendeter Beherrschung der sprachlichen Kunstmittel, anmutigstem Dialog und nicht zu übersehendem Humor? Dann wäre der König ein Dichter gewesen.“

Natürlich ist nicht auszuschließen, dass der Text später 'literarisch' überarbeitet wurde; trotzdem enthält er klare Angaben über das Leben des Chattuschili, die nicht im Widerspruch zum Telipinu-Text stehen, ihn aber in wesentlichen Punkten ergänzen und verständlicher machen. Was spricht übrigens dagegen, dass Chattuschili einen begabten Schreiber hatte, dem der Herrscher sein Vertrauen geschenkt hatte? Natürlich ist es notwendig, jede historische (und gegenwärtige) Schriftquelle kritisch zu analysieren; ich lehne aber übertriebene 'Hyperkritik' ab, da dies das Ende jeder Geschichtswissenschaft bedeuten würde.

Aus dem *Testament* ergibt sich, dass Chattuschili zunächst seinen Sohn Chuzzija, den Fürsten von Tapaschanda und dann seine rebellierende Tochter, die nicht mit Namen genannt wurde, enterbt hat. Beide wurden verbannt, erhielten aber auch weiterhin Zuwendungen vom Herrscher. Danach setzte Chattuschili den Sohn seiner Schwester Papaltimach, der (nach dem anekdotenhaften „Palast-Dokument“) ursprünglich wohl Poppas hieß, zum Erben ein; dieser durfte auch schon den Titel „Labarna“ führen. Anscheinend wegen Streitigkeiten mit seiner Schwester enterbte Chattuschili in seinem *Testament* dann diesen Adoptivsohn („Genug! Er ist mein Sohn nicht mehr!“) und erklärte dann: „Seht, Murschili ist jetzt mein Sohn“ [Gurney 189].

Kurz darauf muss Chattuschili gestorben sein; nach allen bekannten Dokumenten wurde **Murschili** sein Nachfolger als Großkönig. Cornelius [110 f.] schloss aus der historischen Einleitung des *Aleppo-Vertrages*, ohne auf diese näher einzugehen oder gar zu zitieren, dass Murschili nicht nur der Adoptivsohn, sondern auch der leibliche Enkel des Chattuschili gewesen sei. Dieselbe Auffassung vertraten, ebenfalls ohne Begründung, Riemschneider [1990, 23] und viele andere Autoren.

Der „Aleppo-Vertrag“ wurde schon von Winckler [KB₀ Nr. 6] herausgegeben und von Weidner [1917, 66-68] eingehend kommentiert. Das Dokument stammt aus dem JHR und wurde nur in Bruchstücken überliefert. Es handelt sich um einen Vertrag zwischen „Mutallu“ (= Muwatalli II.) und Rimischarrima, dem König von Aleppo. Im Text wird Bezug genommen auf einen früheren Vertrag, den Großkönig Murschili (offensichtlich der neuerdings vom II. zum III. umnummerierte) mit dem gleichen Rimischarrima abgeschlossen hatte und der im Text zitiert wurde. Erhalten blieb die Formulierung:

„Also (spricht) die Sonne Murschilisch, der Großkönig, der König von Chatti, der Sohn des Schuppiluliuma, des Großkönigs, des Königs von Chatti, des Helden. Vordem besaßen die Könige von Aleppo das Großkö-

nigtum und ihr Königtum erhöhte Chattuschil, der Großkönig, der König von Chatti. Nach Chattuschil, dem König von Chatti, hat Murschilisch, der Großkönig, der Enkel des Chattuschil, des Großkönigs, das Königtum von Aleppo und Aleppo selbst vernichtet“ [Weidner 1917, 66 f.; vgl. Otten in FWG III 119].

Dieser Text hat offensichtlich mit Murschili I. nichts zu tun. Chattuschili III. (jetzt: „II.“) konnte nicht gemeint gewesen sein, da dieser nach den eindeutigen Urkunden des JHR der Enkel und spätere Nachfolger des Murschili (nach dem genannten Muwatalli) gewesen war. Ich kann den Text nur so verstehen, dass sich Murschili II. als Nachfahre (symbolisch: „Enkel“) des legendären Chattuschili I. und auch als Rächer seines Vorfahren gefühlt hatte, den er an anderer Stelle des Vertrages als „Vater“ bezeichnete: „Murschili zog nach Chalap [= Aleppo; K.W.] und seines Vaters (Blut) rächte er“ [FWG III, 119]. Aus diesem Text wurde übrigens geschlossen, dass Chattuschili vor Aleppo verwundet wurde; aus seinen eigenen Texten geht das nicht hervor.

Wie bereits dargelegt, führte für den minderjährigen Murschili zunächst dessen Onkel Pimpira die Regentschaft. Diese Regentschaft dürfte drei Jahre gedauert haben, weil es im Testament heißt, dass Murschili in den nächsten drei Jahren nicht zu Felde ziehen darf [Soden I, 606].

Dann führte Murschili Raubzüge nach Süden, wobei Aleppo und sogar Babylon zerstört wurden. Aus den nur bruchstückhaft gefundenen *Annalen des Murschili* ist nicht viel zu entnehmen, so dass diese Feldzüge faktisch nur durch einige schlichte Sätze im Telipinu-Erlass [I,8 f.] belegt werden:

„Dann zog er nach Haleb (=Aleppo). Er vernichtete Haleb und brachte die Gefangenen und die Güter Halebs nach Chattuscha. [...] Danach zog er nach Babylon und vernichtete Babylon“ [vgl. auch Lehmann 211 f.].

Nach seiner Rückkehr von diesem Raubzug, der sechs Jahre gedauert haben soll (ich fand hierfür bis jetzt keinen Beleg), wurde der Herrscher nach Angaben des Telipinu von Zidanta ermordet. Eder/Renger [64] schätzten Murschilis Regierungszeit auf 15 bis 20 Jahre; konkret belegten sie diese Angabe aber nicht. Sie erscheint mir viel zu lang. Auf jeden Fall dürfte Murschili noch recht jung gewesen sein, als er starb.

Hrozný [1943, 149] gab an, dass in einer „altbabylonischen Chronik“ (die er nicht weiter bezeichnete), folgende „schlichte Worte“ standen: „In der Zeit Samsuditans zog der Mann aus Chatti gegen Akkad.“ *Samsuditana* gilt als letzter Herrscher der Hammurapi-Dynastie, der „ersten Dynastie von Babylon“. Hrozný [ebd.] ging davon aus, dass Murschili den Samsuditana gestürzt hatte: „Durch diesen Synchronismus ist der Feldzug des Königs Murschilisch zeitlich bestimmt: er hat etwa im Jahre 1594 v. Chr. stattgefunden.“ Dieser „Synchronismus“ wird in allen mir bekannten Darstellungen behauptet.

tet. Noch Eder/Renger [2004, 65] datierten die „Zerstörung Babylons durch Mursili I.“ auf -1531 bzw. -1595 (kurze bzw. mittlere Chronologie).

Weder Hrozný noch spätere „Hethitologen“ gingen jedoch darauf ein, um welche „altbabylonische Chronik“ es sich handelte. Nach längeren Recherchen wurde ich bei Eduard Meyer [II, 270, 244] fündig. Es handelt sich um einen Satz in einem Text des kassitischen Königs Agum (II.), den Leonard W. King [1907, II 22] veröffentlicht hat. In diesem Text wurde jedoch mit keinem Wort erwähnt, dass die „Chatti“ (bei King: Chattu) Babylon zerstört und der Hammurapi-Dynastie ein Ende bereitet hätten. Agum rühmte sich lediglich, die Standbilder des Marduk und der Sarpanit, der Schutzgötter von Babylon, aus „Chani“ zurückgeholt zu haben. „Chani“ bedeutet aber nichts anderes als „Mitanni-Staat“ [so Meyer II, 236, 269, 288]. In den Amarna-Briefen [EA I 1:38; 15:22, 26; 20:17; 29:49; 25:5, 10, 20] wurde sowohl von Tuschratta wie auch von Nachbarn dieser Staat „Chanigalbat“ genannt. Aus dem Agum-Text ergibt sich auch nicht, dass die „Chatti“ diese Standbilder geraubt hatten.

Bei meinen Studien fiel mir auf, dass die „Assyriologen“ (im Gegensatz zu den „Hethitologen“) den Agum-Text völlig ignorieren. So schrieb Klengel [1976, 54], dass es über Samsiditina überhaupt keine „konkreten Berichte“ gibt. Renger [Eder/Renger 65] setzte zwar noch die Eroberung Babylons durch Murschili I. mit dem Ende der „I. Dynastie“ Babylons gleich; durchweg heißt es aber in den meisten neueren Darstellungen, dass die „Kassiten“ Babylon eroberten und die Herrschaft der Hammurapi-Dynastie beendeten. Deutlich kommt dieser Widerspruch, anscheinend vom Herausgeber etwas entschärft, auch im Band III der *Fischer Weltgeschichte* [1966] zum Ausdruck. Cassin [FWG III 15] bezweifelte irgendeinen Einfluss Murschilis auf das Ende der Hammurapi-Dynastie, während Otten [118 ff.] ohne konkrete Begründung diesen behauptete. Schon aus konventioneller Sicht erscheint somit der angebliche Synchronismus zwischen Samsuditana und Murschili I. recht fraglich.

Heinsohn hat in seinem ‚Sumerer-Buch‘ [1988, 21, 27, 62] mit m. E. überzeugenden stratigraphischen Argumenten die behauptete frühe Existenz Hammurapis (und seiner Dynastie) widerlegt und die Kassiten mit den Chaldäern identifiziert. Er ordnete diese der „Mitanni-Zeit“ zu. In seinem Folgebuch [1996a, 62] schrieb er grundsätzlich:

„Eine Handvoll Schrifttafeln soll der kassitischen Zeit von -1400 bis -1200 zugehören, kann für diese Periode aber nicht mit Sicherheit herangezogen werden, weil die Herkunft der Texte unsicher ist und ihr Kassitentum deshalb vom besten Kenner der Materie mit einem ‚?‘ [Friberg 1990, 581] versehen werden mußte. Eine kleine Gruppe von Tafeln wird als ‚neobabylonisch/spätbabylonisch [NB/LB]‘ [ebd. 581] bezeichnet, kann mithin aus der Zeit von **-620 bis -550** stammen, aber auch ans Ende der keilschriftlichen Epoche gehören.“ [Hvhg. G.H.]

„Agum“ muss m. E. mit dem neubabylonischen Herrscher Nabupolassar, der zusammen mit den „Medern“ die „sargonidische“ (= „mitannische“) Hauptstadt Ninive eroberte, identisch gewesen sein. (Auf die damit zusammenhängenden Probleme werde ich noch zu sprechen kommen.)

Zeller [1995, 413] schrieb einmal: „Ein Land, dessen Herrscherfolge einschließlich Verwandtschaftsverhältnissen wirklich feststeht, ist Hatti (das hethitische Kappadokien).“ Tatsächlich sind in der Literatur die Verwandtschaftsverhältnisse zumindest der Herrscher des AHR sehr unklar und umstritten. Soweit es um die Nachfolger Murschilis geht, gebe ich zunächst die Darstellung wieder, die sich in allen populären Darstellungen der Geschichte des AHR befindet und die auf einer unkritischen Wiedergabe des Telipinu-Textes beruht. Brandau/Schickert [84] erklärten diese Herrscher „in puncto Machtintrigen allesamt zu Großmeistern [...], gegen die ein Machiavelli verblaßt wäre.“ Ihre Einschätzung dieses Zeitabschnittes: „Nun begann ein Gemetzel und Intrigenspiel, an dem Shakespeare seine helle Freude gehabt hätte“ [ebd., 81].

Nachfolger Murschilis wurde **Chantili**, der „Mundschenk“ und Schwager desselben. Nach den Angaben des Telipinu [I, 10 f.] war er der Initiator des Murschili-Mordes; immerhin soll er Schwiegervater des Mörders Zidanta gewesen sein. Telipinu [I, 14 f.; Text nur in Bruchstücken erhalten] berichtete relativ ausführlich über die folgenden Feldzüge des Chantili; es waren keine Beutezüge mehr, sondern Abwehrkämpfe gegen die eindringenden Churriten und Kaschkäer. In dieser Zeit wurde anscheinend die Stadtmauer mit Poternen (Ausfalltoren) errichtet, die Seeher [2002, 29-31] ausführlich beschrieben und als älteste archäologisch nachweisbare Stadtmauer von Chattuscha südlich und westlich der Altstadt (Unterstadt) bezeichnet hat. Zeller [1998, 207] ordnete in seiner „Stratigraphie“ diese Mauer der „Schicht Burgberg IVc = Unterstadt 3“ und damit der „althethitischen Zeit“ zu. Bittel [1983, 28] schrieb:

„Von König Hantili erfahren wir aus einem vielleicht authentischen Eigenbericht, daß er Hattuscha, das ‚früher in keiner Weise geschützt war‘, befestigt habe“ [vgl. Seeher 2002, 31].

Otten [in FWG III, 121] zitierte wörtlich den Text:

„Im Hatti-Lande hat befestigte Städte niemand gebaut. Ich, Hantili, habe im ganzen Lande befestigte Städte angelegt und auch die Stadt Hattuša habe ich gebaut (= befestigt).“

Weder Otten noch Bittel und Seeher gaben jedoch die konkrete Textquelle an, die ich schließlich in einem Text fand, wo ich sie eigentlich nicht vermutet hatte: in den *Annalen des Murschili* und zwar in dem Bruchstück „Apologie des Chantili“ [BoTU 16 = KBo 3: 45]. Dieses Beispiel zeigt übrigens deutlich, dass diese Annalen nach dem Tod des Murschili verfasst sein müssen.

Die Regierungszeit des Chantili ist umstritten. Gurney [240] schätzte sie

auf zwanzig, Frank Starke [nach Brandau/Schickert 82] auf zehn bis fünfzehn und Eder/Renger [64] auf etwa fünf Jahre. Im Telipinu-Bericht [I, 18] heißt es, dass **Zidanta** den Chantili stürzte, als dieser „alt wurde und dem Tode entgegen- ging“. Er ließ ihn jedoch am Leben, ermordete aber den Pischenni (Pisennis), den Sohn des Murschili, mit dessen Söhnen. Schon nach einigen Monaten soll dann **Ammuna**, der Sohn des Zidanta, den eigenen Vater ermordet haben [I, 20]. Über dessen Motive wurden in der Literatur tiefschürfende Überlegungen angestellt; er soll, ohne dass dies begründet wurde, den Tod seiner Mutter gerächt haben:

„Amunas nahm Partei in der Blutfehde; aber umgekehrt wie Orestes, für die Sippe der Mutter. Er tötete den eigenen Vater“ [Cornelius 118]. Amunna soll bald darauf eines natürlichen Todes gestorben sein; die Macht ergriff der „Usurpator“ **Chuzzija**, der eine Mordorgie innerhalb der königlichen Familie durchgeführt haben soll, der auch „Chantili mit seinen Söhnen“ zum Opfer fiel. Cornelius [313, Anm. 77] schrieb:

„Die Dramatik der Schilderung des Telipinus zwingt dazu, die beiden Regierungen des Zidantas und Amunas auf kürzeste Zeit zusammenzu- drängen, weil Chantilis sie beide überlebt hat.“

Nach seiner Auffassung regierte Chantilis sechs Jahre, Ammuna und Chuzzija jeweils nur zwei Jahre [Cornelius 353]. Otten [in FWG III 122] ging noch weiter; er vertrat die Meinung, dass „nach der geschilderten Situation“ Zidanta und Chuzzija „nur Tage regiert haben“.

Chuzzija soll dann seinem Schwager **Telipinu** nach dem Leben getrachtet haben, der ihm jedoch nach dessen Angaben [I, 22] zuvorkam, um selbst die Macht zu ergreifen. Dieser Telipinu war der Verfasser des „Thronfolge-Erlasses“. Seine reale Existenz wird durch einen Siegelabdruck und durch den Text des Friedensvertrages bestätigt, den er mit Ischputachschi, dem „Groß- könig“ von Kizzuwatna (= Kilikien am Mittelmeer) abgeschlossen hat und der in neschilischer [KUB 19: 36, 37] und akkadischer [KUB 4:76; 31:82] Fassung vorliegt. Übrigens wurde in diesem Vertrag, wie in allen vorherigen und fol- genden Verträgen aus der Zeit des AHR, Kizzuwatna als gleichrangig aner- kannt. Die Existenz des „Ischputachschi, Großkönig, Sohn des Parijawatri“ ist durch den Fund eines so beschrifteten Siegels in Kilikien bewiesen wor- den [Brandau/Schickert 104]. Telipinu muss schon recht alt gewesen sein, als er zur Macht kam. Eder/Renge [64] gaben seine Regierungszeiten trotzdem mit ca. 20 Jahren an.

Sein Nachfolger wurde sein Schwiegersohn Aluwamna, von dem Land- schenkungsurkunden [KUB 11:3; 26:77; 31:74] mit seinem beschrifteten Siegel gefunden wurde und der in den Opferlisten der Tafeln B und C erwähnt wurde [Otten 1951, 48 f.]. Geht man von den konventionellen *Mindestregie- rungszeiten* aus, ergibt sich folgende Rechnung:

25 Jahre Chattuschili (inkl. Zeit vor der Inbesitznahme Chattuschas)	
15 Jahre Murschili (wohl zu lang angegeben)	
5 Jahre Chantili	
0 Jahre Zidanta (nur Monate)	
2 Jahre Ammuna	
0 Jahre Chuzzija	
20 Jahre Telipinu	Summe: 67 Jahre

Wenn man die Regierungszeiten Chattuschilis, Murschilis und Telipinus reduziert, kommt man mit Mühe und Not vielleicht auf die 40 Jahre, die Zeller für das AHR veranschlagt hatte; es müssen aber auch noch die m. E. realen Herrscher Aluwamna und Tachurwaili berücksichtigt werden. Diese Schwierigkeiten bestehen nicht, wenn man, wie von mir vorgeschlagen, die Zerstörung Chattuschas durch Anitta und die Inbesitznahme der Stadt durch Chattuschili bereits auf das Ende der Schicht Vc datiert. Dann stünden für das AHR noch die Subschichten Vb/a und IVd, also weitere 40 Jahre, zur Verfügung. Aber auch wenn man, wie erwogen, das Ende des AHR mit der Zerstörung nach Schicht IVd gleichsetzt, würden drei Subschichten (Vb/a und IVd) für das AHR zur Verfügung stehen, die 80 Jahre durchaus abdecken können. Für diese Möglichkeit spricht, dass in den Tafeln der „altassyrischen Handelskolonie“ eine Tafel mit dem Namen des Herrschers Chuzzija gefunden wurde [HAB 108 f.; Otten 1951, 62]. Auf diese Problematik werde ich in *Hethiter IV* noch einmal zu sprechen kommen.

Unkonventionelle Überlegungen

Bekanntlich wurde und wird Geschichte immer von den Siegern geschrieben. Das war auch bei den „hethitischen“ Herrschern so, wie Ceram [123] betont hat: „Solche Herrscher pflegten seit den ältesten Zeiten *zu bestimmen*, was Wahrheit ist“ [Hvhg. Ceram].

Wie dargelegt, bezweifle ich die Angaben des Telipinu-Erlasses nicht, soweit es um die Namen der Herrscher des AHR geht. Seine Tendenz ist trotzdem eindeutig: Die Zeit zwischen Murschili und Telipinu war eine Zeit von Seuchen, Missernten und militärischen Niederlagen, Strafe der Götter für die Mordtaten, die durch die vielen Usurpatoren erfolgt sind!

Der Telipinu-Erlass ist durch viele Auslassungen und innere Widersprüche geprägt. Deshalb haben mehrere Autoren, wie Cornelius und Brandau/Schickert, versucht das wirklich Geschehene zu rekonstruieren. Insofern sind entsprechende Versuche wissenschaftlich legitim, soweit sie auf einer logischen Analyse der vorhandenen Schriftquellen beruhen.

Nach meinen Recherchen hat Telipinu keine plumpen Geschichtsfälschungen vorgenommen; seine Methode bestand darin, gewisse Ereignisse einfach

unerwähnt zu lassen. Er war damit Vorgänger der Diplomaten und Publizisten der Neuzeit, deren Berichte sehr oft nur die 'halbe Wahrheit' enthielten! In Kenntnis dieses Umstandes habe ich versucht, alle Mitteilungen über die Akteure des Geschehens zu erfassen und zu analysieren, wobei ich zu Schlussfolgerungen gekommen bin, die ich keineswegs als 'spekulativ' betrachte.

Ich beginne mit **Chuzzija**, der allgemein als „Usurpator“ bezeichnet wird, obwohl nirgends im Telipinu-Text dies so gesagt wurde. Im Gegenteil: Telipinu schwieg sich redlich über dessen Person aus. Cornelius äußerte zwar einige kritische Gedanken zum konventionellen Bild der Geschichte des AHR, aber nicht zur Frage, wer Chuzzija wirklich war:

„Chuzzijas läßt sich nur vermutungsweise in den Stammbaum des Königshauses einordnen. Da sowohl die Kinder und Enkel des Chantilis und des Amunas erschlagen wurden, kann er nur Sohn des Zidantas sein oder aus einer fernen Nebenlinie des Königshauses stammen. Letzteres würde seine Schreckenherrschaft begreiflicher machen, ersteres die strengen Maßnahmen des Telipinus gegen seine Brüder. Den Zeitgenossen war die Genealogie bekannt, deshalb konnte Telipinus sie verschweigen“ [Cornelius 313, Anm. 80].

Otten [1951, 49] kam der Lösung des Problems schon näher: „Er könnte identisch gewesen sein mit dem gleichnamigen Sohn Labarnas II. (= Hattuschili), der von der Thronfolge durch Erlaß ausgeschlossen wurde.“ Chattuschili begründete in seinem *Testament* die Enterbung dieses Sohnes wie folgt:

„Blickt auf meinen Sohn Huzzija! Ich, der König, hatte ihn über die Stadt Tapaschschanda zum Herrn gemacht. Die Leute dort [...] trieben es böse mit ihm, sie feindeten mich an: Lehne dich gegen deines Vaters Haupt auf! Da setzte ich den Huzzija ab“ [nach Lehmann 202 f.].

Ihm wurde somit nicht einmal Rebellion vorgeworfen, sondern offenkundig nur Führungsschwäche, die ihn als Nachfolger Chattuschilis ungeeignet machten! Er blieb am Leben, wurde allerdings verbannt [HAB II 63]. Es ist verständlich, dass er nach der Ermordung Murschilis als leiblicher Sohn des Chattuschili vielen als der legitime Nachfolger seines Vaters galt. Dafür spricht, dass er im Text der Tafel A unmittelbar nach Murschili, aber noch vor Chantili, als Herrscher angeführt wurde. (In der Tafel B befindet sich an dieser Stelle eine Lücke; er könnte, wie Otten [1951, 49] annahm, auch in dieser unmittelbar nach Murschili gestanden haben.) Telipinu hatte somit allen Grund, die tatsächliche Abstammung des Chuzzija nicht besonders hervorzuheben. Nicht zu Unrecht bezeichnete Wolfram von Soden [in: *Ploetz* 93]. Telipinu als den eigentlichen Usurpator!

Über die Abstammung des **Telipinu** ist viel gerätselt worden. „Über Telipinu [...] wissen wir nicht sehr viel mehr, als er uns in seinem Erlaß über sich

selbst berichtet“ [Hoffmann 64]. Er trug den Namen eines „hethitischen“ Gottes, den vom Sohn des Wettergottes, über den es viele Mythen gab. Das schließt aber nicht aus, dass er ein realer Herrscher war, zumal er einen Siegelabdruck und mehrere Texte mit diesem Namen hinterließ; auch steht in mehreren Opfertafeln sein Name. McMahan [1989] bezeichnete ihn einmal in der populären US-Zeitschrift *Biblical Archaeologist* als wahrscheinlichen Sohn des Zidanta, wonach es im US-Internet üblich wurde, dies in allen „Lists of Hittite Kings“ zu wiederholen. Belege hierfür gibt es natürlich nicht. Andere, wie z.B. Brandau/Schickert [83 f.] bezeichneten ihn als Sohn des Ammuna.

Bezeichnend für diese Spekulationen ist, dass diese quellenmäßig nie begründet wurden. Vor allem stehen sie im Widerspruch zu der eindeutigen Erklärung des Telipinu im Thronfolge-Erlass [I, 22], dass er mit der „ersten Schwester“ des Chuzzija, **Ischtaparija**, verheiratet war. Bruchstücke ihres Namens stehen auch in den Tafeln A und B [Ottens 1951, 53]. Hieraus ergibt sich die sehr wahrscheinliche Schlussfolgerung, die meines Wissens bis jetzt noch niemand ausgesprochen hat: Ischtaparija war die im *Testament* nicht mit Namen genannte Tochter Chattuschilis, die gegen ihren Vater rebellierte hatte:

„(Sie) machte die Stadt Chattuscha und den Hof abtrünnig, und die Großen und meine eigenen Hofjunker traten gegen mich in offene Feindschaft! [...] Sie hat mich nicht mehr Vater genannt, ich nenne sie nicht mehr meine Tochter“ [nach Lehmann 203 f.].

Trotzdem blieb sie am Leben:

„Nun aber ist sie aus der Stadt verbannt. Sobald sie in mein Haus kommt, wird sie mein Haus umstürzen; sobald sie aber nach der Stadt Chattuscha kommt, wird sie diese zum zweitenmal abtrünnig machen. Auf dem Land ist ihr ein Haus angewiesen, nun mag sie essen und trinken. [...] Ihr aber dürft ihr nichts Böses dagegen tun! Sie hat Böses getan, ich werde nichts Böses dagegen tun!“ [nach Lehmann 204].

Für ihre Identität mit der Ehefrau Telipinus spricht vor allem, dass sie (nach dem Testament) die *älteste* Tochter des Chattuschili und (nach dem Erlass) die *erste* Schwester des Chuzzija war! Aus späteren, bruchstückhaft erhaltenen Texten ergibt sich, dass Nachfolger des Telipinu dessen Schwiegersohn Aluwamna wurde; offensichtlich wurde er dies durch diese Ehe [Lehmann 127; Cornelius 123 ff., 314 f.]. In den Opferlisten – Tafeln A und B – wurde der Name der Ehefrau Aluwamnas genannt: **Charapschili**! [Ottens 1951, 51]. Eine Charapschili (in Textvarianten mitunter auch Charapschelai genannt), die der gleichen Generation angehörte, war vorher Ehefrau des Murschili, dann des Chantili, wie ich noch begründen werde. Viele Argumente sprechen für ihre Identität. Als Tochter der Ischtaparija war sie die leibliche Enkeltochter des Chattuschili; dass Chantili und Aluwamna nacheinander Großkönige wurden, ist am einfachsten damit zu erklären, dass sie diese Enkeltochter heirateten.

Es versteht sich, dass Telipinu, der Vater der Charapschili, nach der Ermordung des Murschili stets eine bedeutende Rolle im Staat gespielt haben muss, die keineswegs passiv gewesen sein kann: In seinem Erlass machte er seinen Nachfolgern rücksichtsloses Durchgreifen gegen Feinde zur Pflicht [Goetze 91]. Folgt man meiner Annahme, ist es einfach, die wirkliche Geschichte des AHR nach dem Tod Chattuschilis zu rekonstruieren.

Im Gegensatz hierzu steht in fast allen Darstellungen, dass Charapschili die Schwester des Murschili gewesen sei, die mit **Chantili**, dem Nachfolger des ermordeten Murschili, verheiratet gewesen sein. Hierbei wird, m. E. bewusst, verschwiegen, dass es sich um eine Fehlübersetzung von Forrer [in: BoTU I :32] handelt. Otten [in FWG III 121] schrieb beschönigend, dass die Keilschriftzeichen für „Schwester“ und „Gattin“ fast identisch sind; Cornelius [310, Anm. 58] stellte den Sachverhalt klar:

„Forrer hat den überlieferten Text (Telipinus I 32; KBo III: 1 I 32) durch die willkürliche Änderung ‚NIN‘ (statt ‚DAM‘) abgewandelt (‚Schwester‘ statt ‚Gattin‘ des Mursilis) und seltsamerweise hat er hier allgemeine Anerkennung gefunden. Gewiß, die Zeichen unterscheiden sich nur durch einen Keil. Aber der ganze Aufbau des Telipinu-Textes wird dadurch zerstört.“

Charapschili war somit nicht die Schwester des Murschili, sondern seine Gemahlin. Chantili wurde Regent, weil er später Charapschili heiratete. Vieles spricht dafür, dass er formell nicht den Königstitel geführt hat [Belege bei Cornelius 311, Anm. 60]:

„Vielleicht war Chantilis von Anfang an nur für die Zeit zum Regenten gewählt, bis Pisennis, der Sohn der Tawanannas Charapsilis und damit formell des Mursilis, herangewachsen war“ [Cornelius 117; das Wort „formell“ bezieht sich auf eine Behauptung von Cornelius, auf die ich noch eingehen werde].

Otten [in FWG III 121] war anderer Meinung:

„Diese Auffassung wird jedoch nicht zu halten sein, schon weil die Gemahlin des Murschili einen anderen Namen (Kâli) geführt haben dürfte als die Gattin des Hantili (Harapšili).“

Liest man aufmerksam die Analyse Ottens von 1951 [50 f.], ist die Sachlage gar nicht so eindeutig. Im Text der Tafel A fehlt der Name der Ehefrau Murschilis, was schon Forrer [BoTU 28] betonte. Lediglich im Text der Tafel B wurde als die „Tawannana“ zur Zeit des Murschili eine „Kâli“ genannt, was nicht zu bedeuten braucht, dass dies die Ehefrau des damaligen Herrschers gewesen ist, was eigentlich jeder „Hethitologe“ wissen müsste: So schrieben Evelyn und Horst Klengel [1970, 113]:

„Eine ganz besondere Rolle hat bei den Hethitern die Königin gespielt. Sie trug den Titel einer Tawannana, der ursprünglich einmal – wie auch der Königstitel Labarna – der Name einer Königin gewesen ist. Jeweils

die Gemahlin des regierenden oder *des zuletzt verstorbenen Herrschers* war berechtigt, diesen Titel zu führen; *erst nach ihrem Tod durfte ihre Schwiegertochter diese Stellung einnehmen*. Natürlich hat das verschiedentlich zu Streitigkeiten und Intrigen innerhalb der königlichen Familie geführt, und wir wissen durch einige Texte, daß das Verhältnis zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter nicht immer zum besten bestellt war“ [mit vielen Belegen; Hvhg. K. W.].

Káli könnte somit auch die zweite Gattin des Chattuschili gewesen sein, die auch unter Murschili „Tawannana“ blieb. Dies hatte übrigens schon Cornelius [311, Anm. 58] erwogen.

Nicht uninteressant erscheint, dass die Tawannana des Vorgängers des Murschili II. [JHR] noch zehn Jahre nach dem Ableben ihres Mannes diese Funktion behielt und der Gemahlin dieses Murschili das Leben zur Hölle machte, worüber dieser sich in einem Text bitterlich beklagte [Ottens in FWG III 150f.; E. und H. Klengel 114; Cornelius 311, Anm. 58]. Ich werde noch prüfen, ob dieser Text vielleicht schon von Murschili I. stammt. Kein Zweifel kann jedoch daran bestehen, dass Charapschili, die Witwe Murschilis I., dessen Nachfolger Chantili geheiratet hatte. Aus dem Text der Tafeln A und B ergibt sich eindeutig, dass „Charapscheki“ zur Zeit des Chantili „Tawannana“ war. Ich betrachte das auch als Indiz dafür, dass Chantili länger regiert haben muss als allgemein angenommen wird. Dafür sprechen schon seine vielen Feldzüge, die von Telipinu geschildert wurden.

Brandau/Schickert [80-84] haben viel über Chantili spekuliert. Natürlich ahnten sie nichts von Forrers Falschübersetzung; ihr Fehler bestand darin, dass sie die Angaben des Telipinu wörtlich nahmen, wozu noch eigene m. E. unbegründete Spekulationen kamen. Nach ihrer Darstellung musste Chantili ein biblisches Alter gehabt haben, als er die Herrschaft antrat. Immerhin soll er zu diesem Zeitpunkt der Schwiegervater des Mörders Zidanta gewesen sein, der damals schon erwachsen gewesen sein muss. Auch nach Meinung von Brandau/Schickert [82] regierte Chantili nur kurz, sein Nachfolger Zidanta wurde vom eigenen Sohn Ammuna ermordet. Letzterer regierte wiederum nur kurz; nach seinem Tod wurden, jedenfalls nach Meinung von Brandau/Schickert, auf Befehl des Chuzziya die „Familie des Titti samt seinen Söhnen“ wie auch die des „Chantili mit seinen Söhnen“ ermordet. Zur „Klarstellung“ schrieben sie: „Bei Titti und Hantili handelt es sich, das gilt als sicher, um Söhne von Ammuna“ [ebd. 83].

Telipinu erklärten sie ohne den Versuch einer Begründung „zum weiteren Sohn Ammunas“, den deshalb Huzziya auch beseitigen wollte, nur dass Telipinu ihm zuvorkam [ebd., 84]. So vertraten sie für einen Zeitabschnitt, der nach ihrer eigenen Darstellung relativ kurz war, folgende Generationenfolge: Chantili – Zidanta – Ammuna – Titti u. Chantili – Söhne von Titti u. Chantili!

Hierzu fällt mir nur ein Satz ein: Sie fielen in selbstgegrabene Logiklöcher! Von einer wissenschaftlichen Rekonstruktion des Geschehens kann wohl keine Rede sein.

War Chantili aber wirklich Anstifter des Murschili-Mordes? Dafür scheint ein Satz des Telipinu-Textes zu sprechen: „Nun machte sich Zidanta an Hantili heran und sie begingen eine Untat. Sie töteten Murschili.“ [Lehmann 213; nach Otten in FWG III 119].

Im Telipinu-Text [I, 13] gibt es eine leider nur bruchstückhaft überlieferte Passage, wonach Chantilis eine Ansprache an seine Truppe hielt: „Ich bin hierher gekommen, weil ich gehört habe, daß Zidanta böser Dinge beschuldigt wird“ [so Cornelius 113]. Demnach gab es also nur einen vagen Verdacht gegen Zidanta, dem Chantili nachgehen wollte. Der anschließende Satz im Telipinu-Erlass („Die Götter richteten das Blut des Murschili“) kann sich somit auch nur gegen Zidanta gerichtet haben, der später von Ammuna erschlagen wurde.

Cornelius hat durch seine Quellenstudien viel dazu beigetragen, Ungeheimheiten in der Quellenwiedergabe, auch durch Otten, zu widerlegen. Zu Recht betonte er, dass Charapschili die Gattin des Murschili war. Leider blieb er aber bei dieser Feststellung nicht stehen, sondern machte sie zur Komplizin des Mordes an Murschili [Cornelius 113]:

„Seine Gattin Charapsilis hatte die lange Abwesenheit des Gemahls nicht ertragen; sie hatte sich einem hohen Würdenträger, dem Mundschenken Chantilis, ergeben und ihm Kinder geboren. Nun bereitete dieser Chantilis mit Hilfe seines Schwiegersohnes Zidantas dem Murschili einen unerwarteten Empfang. Sie töteten den König, wahrscheinlich direkt bei der Heimkehr, vielleicht sogar, ihm entgegeneilend, auf syrischem Boden. Durch die Heirat mit Charapsilis erlangte Chantilis zudem die Königsmacht.“

Hier ist Cornelius die Phantasie durchgegangen; Belege für seine These hat er nicht vorbringen können. Diese widerspricht aber auch der Logik. Wäre es so gewesen, hätten sich beide keinen Tag halten können. Die „hethitischen“ Herrscher des AHR waren keine „altorientalischen Despoten“, sondern „*primi inter pares*“, was aus dem Telipinu-Erlass deutlich hervorgeht. Die Adelsversammlung hätte nie geduldet, dass beide während der langjährigen Abwesenheit Murschilis Söhne zeugten, die dann noch als Erben Murschilis und damit als designierte Großkönige gelten sollten!

Ich habe Zweifel, ob Chantili nur Regent für Pischenni (Pisennis) war, wie Cornelius [117] vermutete. Immerhin wurde Chantili in den Opferlisten genannt, während der Name Pischenni durchweg fehlt. Chantili war m. E. schon durch seine Heirat mit der Enkeltochter Chattuschilis und Witwe Murschilis zur Herrschaft legitimiert! Lehmann [283] hat das Buch von Cornelius als ein „Nachschlagewerk“ bezeichnet, das „zahlreiche Einzelfakten“ enthält

und von „ungeheurem Sachwissen“ zeugt, aber auch „die Grenzen der Phantasie“ erreicht. Ich habe keine andere Meinung.

Nun zu dem geheimnisvollen „Bösewicht“ **Zidanta**, über den fast nichts bekannt ist außer der Behauptung, er sei der Schwiegersohn Chantilis gewesen. Allerdings gilt die Lesung „Schwiegersohn“ im Telipinu-Erlass [I, 13] als umstritten [vgl. Hoffmann 21]; der Name seiner Ehefrau wurde nicht genannt. Wenn Zidanta I. und II. identisch waren, hieß diese nach den Opferlisten [Ottens 1951, 53] Ijaja. Aus der bereits zitierten Passage des Telipinu-Erlasses [Cornelius 113] geht hervor: Zidanta rühmte sich keineswegs, Murschili ermordet zu haben, doch fiel ein Verdacht auf ihn, dem Chantili nachgehen wollte. Vielleicht war das der Grund, dass Zidanta den Thron usurpierte. Er ließ allerdings Chantili am Leben, ermordete aber, wenn man dem überlieferten Telipinu-Text Glauben schenken kann, Murschilis Sohn Pischenni mit dessen Söhnen. (Nebenbei: Da Pischenni inzwischen schon eigene Söhne hatte, kann die Regierungszeit Chantilis auch aus diesem Grund nicht kurz gewesen sein.)

In *allen* einschlägigen Werken steht, **Ammuna** hätte seinen leiblichen Vater Zidanta ermordet, worauf – wie dargelegt – in der Regel tiefschürfende Erörterungen folgen, warum er das getan hat. Ich kann nur staunen, wie naiv „Hethitologen“ sein können, die die einschlägige Terminologie doch kennen müssten! Sie brauchten nur aufmerksam den Telipinu-Erlass zu lesen, um zu verstehen, wer Ammuna wirklich war!

Lehmann [221] war nahe an der Lösung des Problems. Er verwies darauf, dass Telipinu in seinem Erlass sich zwar als Schwager seines Vorgängers Chuzzija bezeichnete, nach dessen Absetzung aber davon schrieb, den „Thron seines Vaters“ bestiegen zu haben. Der Begriff „Vater“ bedeutete hier nichts anderes als „Vorgänger“ [ebd.]:

„Das Mißverständnis liegt aber nicht beim Chronisten, sondern in der unterschiedlichen Begriffswelt, die uns vom Orient trennt. Wir hatten ja schon bei Hattuschili gesehen, daß er Murschili, der nicht sein leiblicher Sohn war, in der Rolle als Nachfolger trotzdem als ‚Sohn‘ bezeichnete“.

Diese Erkenntnis hinderte ihn aber nicht daran, weiterhin Ammuna als leiblichen Sohn Zidantas zu bezeichnen! [Cornelius 214] Ammuna hatte problemlos die Macht übernehmen können, weil er der Bruder der Charapschili und leibliche Enkel des Chattuschili war! Er war aber auch der Sohn des Telipinu, der über die Zeit vor seiner Thronbesteigung schrieb:

„Jetzt war Blutvergießen nichts Ungewöhnliches mehr in der königlichen Familie. Ischtaparija, die Königin starb, und darauf starb Ammuna, des Königs Sohn“ [nach Wassili Struwe 433; vgl. Hoffmann I.27].

Diese Passage zeigt, dass Ammuna keineswegs eines natürlichen Todes starb, wie z. B. Brandau/Schickert [83] behaupteten! Interessant ist, dass ausgerechnet auf der Tafel, auf der der „Anitta-Text“ steht, unmittelbar ein Text des

Ammuna aufgezeichnet wurde, in dem dieser über einen Feldzug gegen die Kaschkäer berichtete [KUB 26:71]. Dies zeigt deutlich, dass Ammuna auch später noch als großer Herrscher galt.

Ihm folgte **Chuzzija**, der in allen Darstellungen nicht nur als „Usurpator“, sondern als Massenmörder bezeichnet wurde [z. B. Brandau/Schickert 88 f.]. Ich habe allerdings nirgends hierfür einen Beleg gefunden und betrachte deshalb Chuzzija als den am meisten verleumdeten Herrscher des AHR. Als leiblicher Sohn des Chattuschili fiel ihm nach dem Tod seiner Vorgänger wohl automatisch die Herrschaft zu, die er vielleicht gar nicht antreten wollte. Sein Vater hatte ihn wegen seiner Schwäche abgesetzt, womit er sich wohl als Prophet erwies. Chuzzija war solchen Machtpolitikern wie Chantili, Zidanta, Ammuna und schließlich Telipinu einfach nicht gewachsen. Allerdings billigen einige Historiker ihm zu, dass er „wieder eine gewisse Ordnung im Lande“ herstellte [Awdijew 260]. Aufschlussreich ist das Zitat, das Brandau/Schickert [88: vgl. Telipinu-Erlass I, 21 f.] gegen ihn anführten:

„Als auch Ammuna Gott geworden (=gestorben) war, schickte Zuru, der Oberst der Leibgarde, heimlich in eben jenen Tagen einen aus seiner Familie, seinen Sohn Tahurwaili, den Goldlanzenträger, und er tötete die Familie des Titti samt seinen Söhnen. Auch schickte er Taruhsu, den Boten; er tötete Hantili mit seinen Söhnen. Nun war Huzzija König.“

Brandau/Schickert bemerkten hierzu: „Bei Titti und Hantili handelte es sich, das gilt als sicher, um Söhne von Ammuna, während ihre Mörder natürlich Handlanger von Huzzija waren“ [ebd.]. Mit dieser „Sicherheit“ ist es nicht weit her. Es gibt keinen einzigen Beleg dafür, dass „Titti“ ein Sohn des Ammuna war. „Hantili“ war natürlich kein anderer als der gestürzte Großkönig Chantili, wie Cornelius [118 f.] bewiesen hat. (Letzterer bezeichnete allerdings Tahurwaili nicht als „Goldlanzenträger“, sondern als „Silberspeermann“. So wurden die Angehörigen der Leibgarde Gal-Maschedi bezeichnet.)

Chuzzija wurde anscheinend Opfer einer Intrige des Telipinu, der ihn beschuldigte, einen Anschlag auf sein Leben vorbereitet zu haben. Brandau/Schickert [84] wunderten sich allerdings, warum Telipinu den „Massenmörder“ Chuzzija nicht vor Gericht stellte; sie bescheinigten Telipinu deshalb sogar besondere staatsmännische Weitsicht! Nur beiläufig erwähnten sie an anderer Stelle [99], dass Chuzzija von Tanuwa, Tachurwaili und Taruhsu heimlich umgebracht wurden! **Tachurwaili** und Taruhsu waren aber die Mörder des Titti und Chantili! Alles spricht m. E. dafür, dass sie im Auftrag Telipinus handelten. Dafür spricht schon, dass nach dem Text des Telipinu-Erlasses [I. 26] diesen Mördern auf seinen ausdrücklichen Befehl hin nichts geschah: „Warum ist es nötig daß sie sterben?“ Die Adelsversammlung, die für die Todesstrafe eintrat, konnte sich gegen Telipinu nicht durchsetzen.

Die Angelegenheit wurde noch mysteriöser, nachdem durch Funde ein Tachurwaili als Großkönig von Chattuscha bekannt wurde. Es gibt einen Siegelabdruck des „Labarna Tachurwaili“. Dieser Großkönig erneuerte auch den Vertrag des Telipinu mit dem Staat Kizzuwatna; Sein Vertragspartner war diesmal Echeja, der Nachfolger des Ischputachschi [Brandau/Schickert 111].

Nur wenige „Hethitologen“ haben sich Gedanken über diesen Tachurwaili gemacht. Cornelius [353] bezeichnete ihn ohne jede Begründung als Sohn des Chuzzija. Donald F. Easton [1981, 25 f.] bewies, dass Zuru, der Vater des Tachurwaili als Chef der Leibgarde aus der königlichen Familie stammen musste. Bin Nun [1973, 8 f.; 1974, 112-120] kam auf Grund ihrer eingehenden Analysen zu dem Schluss, dass jeweils der Bruder des regierenden Herrschers Chef der Leibgarde und Zuru der Bruder des wohl gar nicht so friedlich verstorbenen Ammuna war. Leider wurden diese m.E. logischen Thesen in der deutschsprachigen Literatur nirgends erwähnt; sie erklären, was wirklich geschehen ist, nachdem Ammuna starb: Initiator der folgenden Mordserie war anscheinend nicht Chuzzija, sondern Telipinu, der seinem Clan die Herrschaft sichern wollte. Natürlich wurde dies im Thronfolge-Erlass verschwiegen!

Ich gehe, wie viele sachkundige Autoren [z. B. Cornelius 308, Anm. 25], davon aus: Chuzzija I. und II. waren identisch. Unlängst wurde ein Text gefunden, demzufolge „Muwatalli“ (I.) als Oberst der Leibgarde des Chuzzija diesen umbrachte und die Macht ergriff, dann aber selbst umgebracht wurde: „Diesmal zog Huzzijas Witwe im Hintergrund die Fäden“ [Brandau/Schickert 132].

Nachfolger des „Muwatalli“ wurde **Kantuzzili**. Brandau/Schickert [ebd.] halten es für möglich, dass dieser der Sohn des ermordeten Chuzzija war. Dieser Text kann erhellen, was wirklich geschah. Telipinu dürfte wegen seines hohen Alters bald nach der Verkündung des Erlasses verstorben sein. Seine Erben ermordeten alsbald den populären Chuzzija; Tachurwaili/Muwatalli, immerhin Enkel des Telipinu, errang – wohl im Kampf gegen Alluwamna – die Macht, bis er selbst gestürzt und ermordet wurde. Dass dabei Chuzzijas Witwe, wohl die in den Opfertexten [Ottens 1951, 53] genannte Schumirri, die Fäden zog, kann ihr wohl nicht verübelt werden.

Zuweilen wird bestritten, dass Tachurwaili wirklich Großkönig war, weil dieser Name nicht in den Opferlisten steht. In der Tafel E stehen aber in der Liste der Großkönige sowohl Muwatalli wie auch Kantuzzili [Ottens 1951, 49]! In der gegenwärtigen konventionellen Literatur wird übrigens Muwatalli I. nur eine kurze Regierungszeit (um -1430) nach den offensichtlich erfundenen Herrschern Chantili II., Zidanta II. und Chuzzija II. zugebilligt, während Kizzuwatna ignoriert wird [Hethiter 2002, 312; Eder/Renger 66]. Auf letzteren werde ich noch zu sprechen kommen.

Aus meinen „unkonventionellen Überlegungen“ ergibt sich folgende Generationenfolge:

- A Chattuschili
- B Chantili, Chuzzija, Ischtaparija, Telipinu
- C Murschili, Charapschili, Ammuna, Zuru, Aluwamna
- D Pischenni/Pisennis, Tachurwailis/Muwatali, Kantuzzili.

Es bedarf wohl keiner weiteren Erörterung, dass die von Zeller angenommenen 40 Jahre zu kurz sind, um die Geschichte des AHR zu decken; die von mir auf Grund des archäologischen Befundes als möglich angenommenen 80 Jahre entsprechen dagegen der von mir auf Grund der Schriftquellen rekonstruierten Geschichte des AHR, die ich für real halte.

Da ich das MHR als Phantomreich betrachte, müssen Chuzzija I. und II. identisch gewesen sein, wofür sich schon Cornelius [308, Anm. 25] ausgesprochen hatte. Beide werden nur deshalb voneinander unterschieden, weil ein Siegel des Chuzzija II. auf einem Landschenkungsvertrag angeblich kunstvoller als die Siegel des AHR gewesen sei (hierzu *Hethiter* IV). Insofern waren auch Zidanta I. und II. identisch. Es wurde ein Vertrag gefunden, den Zidanta (natürlich ohne Ordnungszahl), „König von Chatti“, mit Pillija, „König von Kizzuwatna“, abgeschlossen hatte [KUB 36:108; Text: FWG III 127]. Bei den Grabungen in Alalach wurde in Schicht IV eine gesiegelte Tafel eines Vertrages des Kizzuwatna-Königs Pillija mit dem Alalach-König Idrimi gefunden. Das spricht dafür, dass Zidanta I.=II. Zeitgenosse dieses **Idrimi** war [vgl. Otten in FWG III 127]. Ich werde diesem Synchronismus in *Asiatica* VI nachgehen.

Zu Zweifeln an der Existenz des AHR

Heinsohn [1996a, 127; 1996c, 154] hat vor vielen Jahren einmal erwogen, Murschili I. und II. (ich verwende weiterhin die *vor* 2002 in der „Hethitologie“ üblichen Ordnungszahlen) gleichzusetzen, weil beide Babylon erobert hatten: Zeller [1998, 220] hat die Gleichsetzung von Chattuschili I. und III. erwogen aber diese (und damit auch die Gleichsetzung beider Murschilis) verworfen:

„Diese Gleichsetzung ist eine reine Spekulation, die ausschließlich auf der Namensidentität beruht. Unsere Methode erhob aber den Anspruch, sich immer auf Namensfunde in den Schichten abzustützen.“

Allerdings sind Namensfunde in den Schichten von Chattuscha selten, so dass diese „Methode“ mehr ein frommer Wunsch bleiben wird. Vor der zitierten Passage äußerte Zeller jedoch gewisse Zweifel an der Existenz des AHR:

„Oben wurde gezeigt, daß ein Althethitisches Reich – wenn es mehr als eine literarische Fiktion ist – nicht nach den Altassyern angeordnet werden kann. Es stellt sich ohnehin die Frage, wie eine einzige Subschicht (konv. IVc) eine ganze Epoche abdecken soll“ [Zeller 218].

Dieses Argument entfällt, wenn man, wie von mir vorgeschlagen, davon ausgeht, dass das AHR mehrere Subschichten umfasst hat.

In meinem Beitrag „Die Vorsargoniden“ [*Asiatica* III] habe ich die These vertreten, dass Tiglatpileser I., II. und III. und andere „assyrische“ Herrscher von Ninive identisch waren. Dabei ging ich aber nicht nur von der Namensgleichheit aus, sondern analysierte auch „nichtassyrische“ Berichte und besonders eingehend den archäologischen Befund, der voll meinen Thesen entsprach. Hierdurch (und auch durch Heinsohns Idee) angeregt, erwog ich 1998 auch die These, ob das AHR und das JHR identisch waren [vgl. *Hethiter* I,342]. Dieser Beweis ist mir nicht geglückt, weil schon die Berichte über beide Reiche nicht in Einklang stehen. Murschili I. unternahm einen Beutezug nach Babylon, blieb aber nicht dort. Murschili II. blieb in Babylon und begründete ein Reich (nach Velikovsky das „Neubabylonische Reich“); von seiner Ermordung ist nichts bekannt. (Über seinen Tod vgl. Velikovsky [1993a, 121].) Chattuschili I. war der Vorgänger Murschilis I., Chattuschili III. war der Sohn Murschilis II. und einer seiner Nachfolger. Identifiziert man Murschili I. und II., müsste man zwangsläufig Chattuschili I. mit Schuppiluliuma (I.) identifizieren, was bedeuten würde, dass das „Hethitische Reich“ mit Schuppiluliuma begonnen hätte. Telipinu müsste andererseits am Ende des Reiches stehen. Solche Konstruktionen würden im krassen Widerspruch zu den zeitgenössischen Opfertafeln stehen; auch die gefundenen Siegel mit den Namen der Herrscher des AHR können nicht verschwiegen werden. Der archäologische Befund beweist somit eindeutig die reale Existenz des AHR. Zeller [1998, 207] hatte selbst in seiner „Stratigraphie von Hattuscha“ die „Stadtmauer mit Poternen“ der „althethitischen Zeit“ zugeordnet, deren Erbauer nach seinem eigenen Bericht Chantili war. Ich weiß nicht, welchem „junghethitischen“ Herrscher diese Erstbefestigung zuzuschreiben wäre, sollte ernsthaft die Existenz des AHR bestritten werden.

Im Folgebeitrag *Hethiter* IV werde ich begründen, dass das „Mittelhethitische Reich“ nur ein Phantomreich war und die stratigraphischen und chronologischen Probleme des „Jüngeren Hethitischen Reiches“ und seines Unterganges analysieren.

Literatur (s. a. *Hethiter* I und II)

- Awdijew, Wsewolod (1953): *Geschichte des Alten Orients*. Berlin/DDR
 Bibel-Lexikon = *Bibel-Lexikon* (1969; Hg.: Herbert Haag). Leipzig
 Bin Nun, Shoshana R. (1973): The offices of GAL MASEDI and Tuhkanti in the Hittite Kingdom, in: *Revue hittite et asiatique* (Paris), 31 ff.
 - (1974): Who was Tahurwailli?, in: *Journal of Cuneiform Studies* (New Haven/USA) 26 (1974) 112-120
 - (1975): The Tawannana in Hittite Kingdom. Heidelberg (Texte der *Hethiter* 5)
 Bittel, Kurt (1983): *Hattuscha. Hauptstadt der Hethiter*. Köln
 BoTU = Forrer, Emil Orcitirix (1922): *Bogazköi-Texte in Umschrift*. Wissenschaft-

- liche Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft. Heft 2. Berlin
- Cancik, Hubert (1976): Grundzüge der hethitischen und althethitischen Geschichtsschreibung, (Abhandlungen des Palästina-Vereins Nr. 4). Wiesbaden
- Catalog of Hittite Texts: Historical Texts. www.asor.org/HITTITE/CTH1-220.html
- Easton, Donald F. (1981): Hittite Land Donations with Taharna Seals, in: *Journal of Cuneiform Studies* (New Haven/USA), 33 (1981) 3-43
- Friberg, Jöran (1990): „Mathematik“, in: *Reallexikon der Assyriologie*. VII. Berlin · New York. 531-585
- HAB = Sommer, Ferdinand / Falkenstein, Adam (1938): Die hethitisch-akkadische Bilingue des Hattusili I. (Labarna II.). Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse. Neue Folge. München (Neudruck Hildesheim 1974)
- Heinsohn, Gunnar (1996c): „Kyros der Amander/Marder = Aziru der Amurru/Mardu“, in: *Zeitensprünge* 8 (2) 139-162
- Hethiter II = Weissgerber, Klaus (2005): Die „Hethiter“ II, in: *ZS* 17 (3) 558-586
- Hethiter-Workshop 2004 = Strukturierung & Datierung in der hethitischen Archäologie. Internationaler Workshop des Deutschen Archäologischen Instituts in Istanbul (26./27. November 2004) www.hethiter-workshop.de
- Hoffmann, Inge (1984): Der Erlaß Telipinus. Heidelberg (Texte der Hethiter II)
- KBo = Keilschrifttexte aus Bogazköy. I (1916) - 44 (2004). Berlin
- King, Leonard (1907): Chronicles concerning early Babylonian Kings. I-II. London
- Klengel, Horst (1976): Hammurapi und seine Zeit. Berlin/DDR
- KUB = Keilschrift-Urkunden aus Bogazköy. I (1921) - 60 (2000). Berlin
- McMahan, Gregory (1989): The List of Hittite Kings, in: *Biblical Archaeologist* (New York). June/September 1989, 64: www.asor.org/HITTITE/kings.html
- MDOG = Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin
- Meyer, Eduard (2000): Geschichte des Altertums. (Neuausgabe; hgg. von Hans Erich Stier). Bände II und III. Stuttgart
- Neve, Peter (1996, 2. Aufl.): Hattuscha. Stadt der Götter und Tempel. Mainz
- Otten, Heinrich (1951): Die altassyrischen Texte aus Bogazköy, in: *MDOG* 89, 68-79
- Ploetz = Der große Ploetz* (1998). Frankfurt/Main
- Propyläen-Weltgeschichte* (1991); Berlin · Frankfurt
- Schwertheim, Elmar (2005): Kleinasien in der Antike. Von den Hethitern bis Konstantin. München
- Struwe, Wassili (1962): Artikel in: *Sowjetische Weltgeschichte*. Bd. 1, Berlin/DDR
- Weidner, Ernst F. (1917): Aus den hethitischen Urkunden von Bogazköy, in: *MDOG* Nr. 58, 53-78
- Weissgerber, Klaus s. *Hethiter*

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstr. 6

Zur Bronze- und Eisenzeit in Ägypten

Antwort auf Manfred Zeller (Aegyptiaca VI)

Klaus Weissgerber

Im letzten Heft der *Zeitensprünge* schrieb Manfred Zeller [2005, 556]:

„Weissgerber bringt wieder Gleichsetzungen von Herrschern der späten Bronzezeit und der voll entwickelten Eisenzeit (Tuschratta = Sanherib oder 19. Dynastie = 26. Dynastie). In diesem Artikel habe ich weiteres Material gebracht, das solche Übertreibungen ausschließt. Ich möchte hier die Frage aufwerfen, warum die langjährigen Ausgrabungen in Ramses-Stadt wohl Bronzewerkstätten, aber keine Eisenschmieden ans Licht gebracht haben?“

Es ist hier nicht der Platz, allseitig die komplizierte Problematik des Übergangs von der Bronze- zur Eisenzeit in Ägypten zu analysieren. Eine grundsätzliche Antwort halte ich aber für nötig, weil Zeller verschwieg, dass seine Argumente nicht nur den Erkenntnissen Velikovskys, sondern auch denen von Heinsohn und Illig zu dieser Problematik widersprechen.

Auf Grund früherer Bemerkungen [z. B. Zeller 1999, 198] hatte ich solche Vorwürfe geahnt, weshalb ich in der Urfassung des Manuskriptes von „Hethiter II“ [Seiten 5-9; sie liegt einigen ZS-Autoren vor] die Problematik des Übergangs von der Bronze- zur Eisenzeit in Kleinasien relativ ausführlich erörtert hatte. Wegen der gebotenen Seitenzahl wurden diese Ausführungen mit meiner Zustimmung zumeist gestrichen; immerhin verblieben im Text meine grundlegende Thesen.

Ich ging von der von Illig 1988 in seinem Werk *Die veraltete Vorzeit* [neu: 2005, 142 ff.] begründeten These aus, dass etwa gleichzeitig begonnen wurde, Bronze zu gießen und Eisen zu schmelzen und zu bearbeiten und vertrat die Auffassung, dass über einige Jahrhunderte Bronze- und Eisenmetallurgie nebeneinander bestanden. Gerade dies wird von Zeller bestritten, wie seine letzten Bemerkungen wieder deutlich zeigen. Leider erwähnte er nicht, dass Illig seine Auffassung keineswegs teilt; beispielsweise verwies er in dem ‚Cheops-Buch‘ [I/L 162] darauf, dass „Holz-, Stein-, Bronze- und Eisenwerkzeuge“ phasenweise durchaus „zeitgleich“ gewesen sein können. Es ist wissenschaftlich üblich, erst dann von „Eisenzeit“ zu sprechen, wenn die Eisengegenstände quantitativ überwogen haben. Ich schrieb:

„Hierbei spielte in den Schichten der „Übergangszeit“ oft der Zufall eine Rolle; es ist nicht möglich, Bronze- und Eisenzeit stratigraphisch eindeutig voneinander abzugrenzen“ [Heth. II, 563].

Deshalb ist es auch so schwierig, genau zu bestimmen, wann in einem bestimmten Land sich die Eisenzeit endgültig durchgesetzt hatte. Dieses Problem hatte schon Velikovsky erkannt. Er verwies auf die Meinungsverschiedenheiten über den Beginn der Eisenzeit in Ägypten, „welche die gesamte Dauer der ägyptischen Geschichte umfassen“, und schrieb [247]:

„Für den Beginn der Eisenzeit muß ein Kriterium definiert werden, und das Problem muß in zwei Teile geteilt werden: Wann gelang es dem Menschen, Eisen herzustellen, und wann gelangte Eisen zur allgemeinen Verwendung und verdrängte maßgeblich Kupfer und Bronze?“

In seiner Beitragsreihe *Alles immer jünger?* beschäftigte sich Zeller hauptsächlich mit Problemen der ägyptischen Geschichte. Er informierte über neue archäologischen Entdeckungen; es ist jedoch nicht zu verkennen, dass er kritiklos die Terminologie von Wissenschaftlern übernahm, die der konventionellen Chronologie und Denkweise angehören, was sich auch deutlich in seinen Ausführungen gegen mich zeigt. Typisch ist z. B. folgender Satz:

„Fundstücke von Ramses II. findet man andernorts in der letzten oder vorletzten bronzzeitlichen Schicht zusammen mit mykenischer Keramik der Stufe SH III B2. Diese späthelladische Schicht kann nicht gleichzeitig eisenzeitlich sein“ [Zeller 2003, 260].

Ich möchte mich auf die grundlegenden Analysen von Velikovsky, Heinsohn und Illig zur Problematik des Übergangs zur Eisenzeit in Ägypten beschränken, die in folgenden Werken enthalten sind.

Velikovsky: Ich betrachte sein letztes Buch *Ramses II. und seine Zeit* [1978; zitiert nach der Taschenbuchausgabe von 1983] als sein genialstes; in dem Abschnitt *Bronze und Eisen* [243-259] kam er bereits zu bedeutenden Erkenntnissen zu dieser Problematik.

Heinsohn: Im ‚Sumerer-Buch‘ [1988] sind nicht nur revolutionäre Gedanken zum Beginn der Eisenzeit in Kleinasien und Mesopotamien, sondern auch zur Cheops-Problematik [15 f., 51, 177] enthalten. Grundlegend sind seine Analysen im Kapitel *N. Eisen* des ‚Pharaonen-Buches‘ von 1990. Da diese Ausführungen wortidentisch mit der Neuausgabe von 1997 sind, zitiere ich nach dieser Ausgabe [H/I, 384-403].

Illig: Sowohl im 1988 veröffentlichten Buch *Die veraltete Vorzeit* wie auch im ‚Pharaonenbuch‘ [Kap. D, E, J] sind wesentliche Bemerkungen Illigs zur Genesis der Eisenzeit in Ägypten enthalten. Grundlegend für die Problematik ist sein zusammen mit **Löhner** 1993 veröffentlichtes Buch *Der Bau der Cheops-Pyramide* [*1999].

Heinsohn und **Illig:** Im letzten Kapitel der Neuausgabe [1997] des ‚Pharaonen-Buches‘ wurden vertiefte Gedanken zur Stratigraphie Ägyptens vorgebracht [H/I 448-459]. Die Autoren ordneten die Zeit des Echnaton und des Ram-

ses II. eindeutig der „Frühen Eisenzeit“ zu [H/I 457]. Diese neuen Erkenntnisse sind auch im ‚Cheops-Buch‘ enthalten [I/L 218]; sie stehen nicht nur im Widerspruch zu Illigs Argumenten, sondern werden von Zeller völlig ignoriert!

Zur 18. Dynastie und Tuschratta

Im gestrichenen Teil meines Manuskriptes kam ich auch auf Ägypten zu sprechen. Ich wies darauf hin, dass im Grab des **Tutanchamun**, des Nachfolgers (und wohl Sohnes) Echnatons, ein „wunderschöner vergoldeter Eisendolch, der sehr gut erhalten ist“ [Brandau 1999, 305], gefunden worden ist. Diesen Dolch hatte schon Velikovsky [254 f.] erwähnt. Unter Bezugnahme auf den Entdeckungsbericht Carters schrieb er von einem „mit einem goldenen Heft versehenen Stahldolch“, der neben „ein paar kleinen Eisenobjekten“ im Grab gefunden wurde. Velikovsky hat hier etwas untertrieben; Heinsohn [H/I 391] ist dagegen sehr ausführlich auf die Grabbeigaben eingegangen. Gestützt auf Lucas [240] und Waldheim [1980, 77] schrieb er, dass Tutanchamun ein Eisen-Amulett trug, und im Grab auch ein eiserner Kopfaufleger und 16 Miniaturmeißel (!) gefunden wurden. Den Dolch beschrieb er, gestützt auf Helck [391], als Dolch mit Stahlklinge und Knauf aus goldgranulat-verziertem Elfenbein und Bergkristall [H/I 156; Abb. 149].

Bezeichnend für die ‚Wissenschaftlichkeit‘ konventioneller Autoren ist, dass diese Eisenfunde in der Regel totgeschwiegen werden. So gingen Reeves und Wilkinson [1997, 122-128] in ihrem Buch *Das Tal der Könige*, das als Standardwerk gilt, sehr ausführlich auf die Beigaben im Grab des Tutanchamun ein. Detailliert wurden die Grabbeigaben aufgelistet, nirgends aber erwähnt, dass sich darunter auch Eisengegenstände befanden!

Das waren aber nicht die einzigen Eisenfunde aus der 18. Dynastie. Beispielsweise schrieb Heinsohn [H/I 391], ebenfalls gestützt auf Lucas [239] und Waldbaum [1980, 77]:

„An materiellen Funden ragt eine Speerspitze aus dem mittleren Palast Amenophis' III. [...] zu Theben heraus. [...] Beträchtliche Rostklumpen wurden in Echnatons neuer Hauptstadt Tell el-Amarna gefunden [...]. Weiteres aus derselben Zeit stammt aus Abydos.“

Soweit konventionelle Autoren hierauf überhaupt eingingen, vertraten sie die Ansicht, dass diese Eisengegenstände aus Klein- und Vorderasien eingeführt wurden:

„Hethiter und Mitanni veräußern Eisenklingen an die Pharaonen gegen Gold und übersandten Eisen als seltene Kostbarkeit. Noch in der späten Bronzezeit scheint die Herstellung von Stahl gelungen zu sein, womit der neue Werkstoff endgültig der Bronze überlegen wurde“ [Brentjes 1981, 137].

Diese Argumentation hat eine gewisse Berechtigung; es kann kein Zweifel daran bestehen, dass in Kleinasien viel früher als anderswo Eisen verhüttet

und Stahl hergestellt wurde [vgl. Heinsohn 1988, 117 f.]. Heinsohn [H/I 396] betonte:

„Das Ägypten der gesamten Amarnazeit [...] bis einschließlich Tutanchamun [...] verhält sich noch eisenimportierend (aus Mitanni und wohl auch aus Kleinasien).“

Ich kann in diesem Beitrag nicht die zahlreichen zeitgenössischen Texte analysieren, in denen die Eisenverkäufe und -schenkungen von Klein- und Vorderasien nach Ägypten erwähnt wurden und verweise hier, neben den bereits erwähnten Publikationen von Lucas und Waldbaum, nur summarisch auf die neueren einschlägigen Dokumentationen von Beckmann [1972], Cramer [2005], Edel [1994], Hagebuchner [1989], Helck [1971] und Klengel [2002]. Aber schon Velikovsky [252] hat einige dieser Texte ausgewertet:

„In der Tributliste einer der Kampagnen Thutmosis' III werden Eisengefäße (*bia*) aufgezählt. Eine Liste des Tempelschatzes von Qatna, die vor der Eroberung durch Thutmosis III aufgestellt wurde, enthält sieben Objekte aus Eisen, von denen sechs in Gold gefaßt waren.“

Er verwies auch auf die Briefe des „Mitanni“-Herrschers *Tuschratta*, die im Amarna-Archiv gefunden wurden. In einem Brief Tuschrattas an Amenophis III. [EA I Nr. 22] werden Geschenke angekündigt: ein heiliges Messer (*mittu*) und in Gold gefasste Eisenringe. In einem weiteren Brief [EA I Nr. 25] an Echnaton werden als Geschenke wieder in Gold gefasste Eisenringe und ein Dolch, dessen Klinge aus Eisen und dessen Griff aus mit Edelstein besetztem Gold besteht, genannt! Wie dargelegt, wurde ein solcher (stählerner) Dolch im Grab des Tutanchamun gefunden. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass das von Tuschratta beherrschte Ninive sich schon in der Eisenzeit befand (materielle Belege hierzu Heinsohn [H/I 398]). Bekanntlich hatte ich diesen Herrscher mit Sanherib identifiziert. Zeller hatte dies mit dem ‚Argument‘ angezweifelt, dass Tuschratta noch in der Bronzezeit lebte. Anscheinend kennt er die Amarna-Briefe nicht. Übrigens haben auch Heinsohn und Illig die „Mitanni“-Zeit eindeutig der „frühen Eisenzeit“ zugeordnet [H/I 457].

Zu Ramses II. (19. Dynastie)

Wie Zellers Bemerkungen zeigen, ordnet er auch Ramses II. noch der Bronzezeit zu, wobei er auf Funde in der „Pharaonen-Stadt“ (Pi-Ramesses oder Per-Ramesses) Bezug nimmt, wo nach seinen Angaben keine Eisenwerkstätten gefunden wurden. Allerdings verschweigt er, dass kaum Überreste dieser Stadt im östlichen Nildelta, die auf den Trümmern der Hyksos-Hauptstadt Auaris erbaut wurde, gefunden worden sind:

„Eines der größten ägyptischen Palast- und Tempelareale, das der Ramses-Stadt *Paru-Ri'umasesu* südwestlich von Qantir, ist heute so restlos

eingebnet, daß an der Oberfläche kaum noch ein Stein zu sehen ist“
[Arnold 211].

Unter diesen Umständen ist es eine Frage des Zufalles, ob Eisenwerkstätten gefunden wurden; ich konnte Zellers Argument noch nicht nachprüfen; bekanntlich korrodiert Eisen viel schneller als Bronze.

Fest steht, dass noch zur Zeit Ramses' II. die „Hethiter“ Eisengegenstände nach Ägypten exportierten. So hat Bruno Müller [1918, 61] einen Brief des „Hethiter“-Herrschers Chattuschili an Ramses II., der im Bogazköi-Archiv gefunden wurde, publiziert. In diesem heißt es:

„Was das reine Eisen betrifft, wegen dessen Du an mich schriebst, so ist reines Eisen in Kiswadna in meinem verschlossenen Vorratshause nicht vorhanden.

Eisen zu machen, war jetzt eine ungünstige Zeit, aber ich habe geschrieben, reines Eisen zu machen.“

Selbst wenn man, wie Zeller, davon ausgeht, dass Ramses II. noch in die Bronzezeit gehört, ist es somit nicht ausgeschlossen, dass bronze- und eisenzeitliche Staaten nebeneinander bestanden, woraus sich schon die Fragwürdigkeit der Argumentation Zellers gegen mich ergibt.

Es ist das Verdienst von *Velikovskiy* [274], als erster nachgewiesen zu haben, dass Ramses II. tatsächlich schon in der Eisenzeit gelebt hat. Im krassen Gegensatz zur herrschenden Lehrmeinung datierte er dessen Regierungszeit auf etwa 610–570. Nach seiner Konzeption, der ich folgte [*Aeg.* I 262 f.; *Aeg.* III 213 ff.], ging der 19. (= 26.) Dynastie unmittelbar die äthiopische 25. Dynastie voraus. Diese „Äthiopier“ waren natürlich nicht mit den Bewohnern des heutigen Staates Äthiopien identisch; sie siedelten südlich von Ägypten, im früheren Nubien, der heutigen Republik Sudan. Ihr Zentrum war Meroe. Velikovskiy [255, mit Fundbelegen] schrieb:

„Als die Äthiopier die Libyer in Ägypten verdrängten, wurde im Süden dem Land für eine neue Quelle für Eisen eröffnet. Angehäufte Eisenerzschlacke, die in Meroe in Nubien gefunden wurde, wird dieser Periode zugeschrieben, die häufig als der Beginn der echten Eisenzeit in Ägypten angesehen wird. Im Ägypten der äthiopischen Dynastie wurden Werkzeuge und kleine Eisengießereien entdeckt.“

Velikovskiy [247] zitierte auch schon Lucas [406], dem er sich, soweit es um die absoluten Datierungen ging, anschloss:

„Das Jahr -700 ‚kann als der Beginn der Eisenzeit in Ägypten angesehen werden‘, ist eine oft gehörte Erklärung. Es wird auch versichert, daß die früheste Verhüttung in Ägypten (in Naukratis) aus dem 6. Jahrhundert datiert.“

Er betonte [255 f.], dass Naukratis zur „saisischen Periode“, also zur 26. Dynastie, gehört:

„Die Griechen von Daphne, und später von Naukratis in Ägypten, verarbeiteten Eisenerz zu Barren, aus welchem sie Werkzeuge herstellten. [...] Da aber das ägyptische Hematit von so schlechter Qualität ist, konnte das einheimische Eisen noch am besten für Objekte verwendet werden, die kein hervorragendes Material benötigten: Schutzvorrichtungen, Schnallen, Ketten und dergleichen. Ramses II importierte Eisen besserer Qualität aus dem Norden.“

Diese Bezugnahme auf die 26. Dynastie finden wir auch bei Heinsohn und Illig [z. B. H/I 201, 390]. Velikovskij [256] betonte schon 1978: „Also lebten Chattusilis und Ramses II in einer voll entwickelten Eisenzeit.“ Er schob allerdings zwischen 18. und 19. Dynastie eine relativ lange ‚Zwischenzeit‘ von knapp 170 Jahren ein. In *Aeg.* I und III bewies ich, dass diese nur einige Jahrzehnte gedauert haben kann. Ich ordnete deshalb schon in meinem ersten Beitrag von 1996 [*Aeg.* I, 262] Echnaton der frühen Eisenzeit zu und sehe keinen Grund, diese Meinung zu ändern.

Wie ich schon bemerkte, ordnen Heinsohn, Illig und Löhner sowohl die späte 18. (Echnaton) wie auch die frühe 19. (Ramses II.) und die späte 26. Dynastie der „frühen Eisenzeit“ zu [H/I 457; I/L 218] zu. Zur frühen 26. Dynastie schrieben sie: „Späte 18. Dyn. und frühe 26. Dyn. scheinen zusammenzugehören. Die frühe 18. Dyn. rückt ins →7. Jh., die späte 18. Dyn. ins →6. Jh.“ [H/I 456]. Insofern spricht aus stratigraphischer Sicht nichts gegen Velikovskys und meine ihm folgende Identifizierung der 19. mit der 26. Dynastie. Wegen der von mir (unabhängig von Völker) entdeckten Verkürzung der Achämenidenzeit bestehen m. E. zwischen Heinsohn/Illig und mir auch keine Gegensätze, soweit es um die absoluten Datierungen geht (Meine Entdeckung wurde schon im Urtext von *Aeg.* III dargelegt; der Text wurde von der Redaktion gedrittelt).

Wann begann die Eisenzeit in Ägypten?

Velikovskij [248] verwies auch auf Funde von „aus Eisen gefertigten Objekten“, die nach konventioneller Lesart Dynastien des „Alten Reiches“ (und sogar vordynastischen Zeiten) zugeordnet werden:

„In El-Gerzeh, etwa 80 Kilometer südlich von Kairo, wurden Eisenperlen gefunden, die vordynastischen Zeiten zugeordnet werden konnten. Ein Eisenmeißel wurde zwischen den Steinen der großen Pyramide aus der 4. Dynastie gefunden. Eine Reihe von Meißeln und andere Werkzeuge aus der 5. Dynastie sind in Sakkara gefunden worden, nicht weit von Kairo. Mehrere Stücke einer Breithacke aus der 6. Dynastie sind in Abusir ans Tageslicht gebracht worden und ein Haufen zerbrochener Werkzeuge aus der gleichen Periode in Dahschur; in Abydos ist ein Klumpen aus Eisenstaub, wahrscheinlich ein Keil, entdeckt worden.“

Heinsohn [H/I 386 ff.] hat eine Vielzahl weiterer solcher Eisenfunde aufgelistet; er kam zu der Erkenntnis, dass solche Funde nur bis zur 6. Dynastie registriert wurden; für die anschließende Zeit bis zur 17. fehlt jeder Fund, was natürlich kein Zufall war. Aus der Zeit der 17. Dynastie stammen ein eiserner Meißel und ein Hackengriff, gefunden bei Esna [Velikovsky 250, nach Wainwright].

Konventionell befangene Archäologen und Historiker behaupten, da sie keine andere vernünftige Erklärung haben, dass dieses frühe Eisen von „Meteoriten“ stammt. (Das wurde sogar noch in Bezug auf den Dolch des Tutanchamun behauptet, da nach konventioneller Chronologie dieser ins -2. Jtsd. gehört, in dem es noch kein Eisen geben durfte.) Die Fragwürdigkeit dieser These ergibt sich schon daraus, dass es soviel Meteoriten-Eisen gar nicht geben konnte, worauf schon Velikovsky [248 f.] hinwies. Heinsohn [1988, 118] schrieb im ‚Sumerer-Buch‘ in Bezug auf die Meteoriten:

„Diese können schließlich nur zufällig, unregelmäßig und in ganz verschiedenen Gebieten aufgefunden werden, so daß ein mit ihnen zu bestückender Handel auszuschließen ist.“

Angeblich sollte meteoritisches Eisen einen Nickel-Anteil um 7,5 % aufweisen. Velikovsky [249] hielt diese These noch für richtig, wies aber schon auf Ausnahmen hin:

„Von einem oder zwei Eisenobjekten der 6. Dynastie wird allerdings erklärt, daß sie keinen Nickel enthalten und somit nicht meteoritischen Ursprungs sind. Das bedeutet, daß bereits im Alten Reich die Eisenverhüttung bekannt war.“

Wie Heinsohn [H/I 389] aber aufzeigte, ist die „Nickel-Lehre“ eine Irrlehre:

„Die Nickellehre selbst ist ins Zwielflicht geraten. Aus Nickelanteilen kann keineswegs automatisch auf den himmlischen Ursprung von Eisenobjekten geschlossen werden, wie vor nicht allzulanger Zeit - und seitdem unwidersprochen - nachgewiesen worden ist [vgl. Piaskowski 1982, passim].“

Dies bedeutet aber nicht, dass die Eisenverhüttung in Ägypten schon vor Jahrtausenden begann, wie auch Velikovsky [249] annahm. Dabei hatte letzterer den Schlüssel zur Lösung des Problems beinahe schon in der Hand:

„Die Steine für die Pyramiden wurden im Alten Reich rechtwinklig zugehauen – Kupfer- oder Bronzewerkzeuge hätten den Kalksteinfelsen nicht schneiden können. Granitsarkophage mit gemeißelten scharfen Ecken in perfektem Winkel und mit messerscharfen Kanten und lotrechten Linien; Skulpturen mit fein geschnittenen Augenlidern und Lippen aus der 4. Dynastie; die mit spitzen Stichen in die sehr harten Steine Granit und Basalt und sogar in Diorit, das stählerne und härteste aller Gesteine, geschnittenen Hieroglyphen: das alles deutet darauf hin, daß ein Material so hart wie Stahl verwendet wurde“ [Velikovsky 247 f.].

Den wissenschaftlichen Durchbruch erreichten Heinsohn, Illig und Löhner durch ihre Untersuchungen der Pyramiden, die Cheops und seinen Nachfolgern (konventionell 4. Dynastie) zugeschrieben werden. Bekanntlich hatte **Herodot** zeitlich den Bau dieser Pyramiden nicht Jahrtausende, sondern nur höchstens zwei Jahrhunderte vor seiner Zeit angesetzt. Weniger bekannt sind seine Angaben [II:125] darüber, dass Unsummen für die für den Bau benötigten „eisernen Werkzeuge“ ausgegeben wurden. Generationen von Wissenschaftlern haben sich in ihrer konventionellen Voreingenommenheit über diese Bemerkungen Herodots lustig gemacht, ohne zu ahnen, dass sie selbst sich irren [vgl. Heinsohn in H/I 384 f.].

Heinsohn hat 1988 [176 f.] als erster darauf hingewiesen, dass diese Pyramiden wegen der Verarbeitung superharten Gesteins in eine Zeit gehören, in der Eisenmeißel in Ägypten verfügbar waren. Im Gegensatz zu Garland, Bannister [vgl. H/I 196, 198, I/L 205] und auch Velikovsky [249] schlug er aber nicht vor, die Eisenzeit ins -3. Jtsd. vorzuverlegen, „sondern drastisch zu verjüngen“ [I/L 205]. Im ‚Pharaonen-Buch‘ bauten Heinsohn und Illig diese Erkenntnis weiter aus; Löhner bewies mit konkreten Versuchen, „daß an eine bausteinproduzierende Granitbearbeitung samt Hieroglyphendekoration ohne Eisen respektive Stahl nicht zu denken ist“ [I/L 205]. Heinsohn und Illig wiesen im ‚Pharaonen-Buch‘ [H/I 388 f., 198] auch auf Eisensfunde sowohl neben der Cheops- wie auch neben der Mykerinos-Pyramide hin, deren nicht-meteoritischer Ursprung inzwischen nachgewiesen ist. Heinsohn und Illig [H/I 457] ordnen die „großen Pyramiden“ der „zweiten, früheisenzeitlichen Schichtengruppe“ vor dem Hellenismus zu und datieren diese Bauten in die Zeit ab -610. Andererseits ordnen sie die frühe 4. Dynastie mit Snofru noch der Bronzezeit zu, weil erst nach diesem Herrscher der Pyramidenbau mit Granitblöcken einsetzt [H/I 452, 467]. Damit dürften sie den wirklichen Zeitpunkt des Beginns der Eisenzeit gefunden haben.

In meinem Beitrag von 1996 [*Aeg.* I 254 ff.] vertrat ich mit guten Gründen die These, dass die „Cheops-Pyramide“ tatsächlich von Echnaton, die „Mykerinos-Pyramide“ von Tutanchamun (beide 18. Dyn.) errichtet wurde. Da Echnaton von Heinsohn und Illig auch der „früheisenzeitlichen Schichtengruppe“ zugeordnet wird, widerspricht meine damalige These jedenfalls nicht dem stratigraphischen Befund. Ich erinnere daran, dass in Gezer von Mac Alister ein Skarabäus mit dem Namen des Mykerinos (im Stil der 18. Dyn.) in einem einzigen Grab zusammen mit einem Dolch aus Stahl gefunden wurde [Heinsohn in H/I 397].

Zeller und ich stehen zu dem Entwurf von Heinsohn und Illig, die Geschichte des Alten Orients auf stratigraphischer Grundlage völlig neu zu datieren. Jede große Idee bedarf jedoch, wenn sie wirksam bleiben will, der ständigen wissenschaftlichen Vertiefung und Ergänzung. Es spricht für

Heinsohn und Illig, dass sie ihre Idee nicht zum Dogma erklärten, sondern ihre Konzeption ständig weiterentwickelten. Ihre Stratigraphie der Geschichte des Alten Orients [H/I 1997, 457] entspricht nach meiner Überzeugung dem derzeitigen Wissensstand und wird deshalb von mir geteilt.

Ich betrachte Zeller als Mitstreiter, nicht als Gegner. Ihm verdanke ich viele Anregungen, worauf ich mehrfach hingewiesen habe [z. B. Heth. II 569 ff., 580 ff.]. Ich bin für Meinungsfreiheit und Meinungsstreit. Um unwissende Leser nicht zu verwirren, hätte Zeller aber zum Ausdruck bringen sollen, dass er die bezeichnete Konzeption von Heinsohn und Illig nicht teilt. Da er es stattdessen vorzog, mich persönlich anzugreifen, ohne auf die Auffassungen von Heinsohn und Illig einzugehen, musste ich grundsätzlich antworten.

Literatur

- Aeg. I = Weissgerber, Klaus (1996): *Aegyptiaca I*; in: *ZS* 8 (3) 249-268
Aeg. III = ders. (1997): *Fremde Herrscher über Ägypten I*; in: *ZS* 9 (2) 205-223
Arnold, Dieter (1996): *Die Tempel Ägyptens*; Augsburg
Beckmann, Gary M. (²1972): *Hittite Diplomatic Texts*; Atlanta/USA
Brandau, Birgit (1999): *Troia. Eine Stadt und ihr Mythos. Die neuesten Entdeckungen*; Bergisch Gladbach
Cramer, Clayton E. (2005): *What Caused The Iron Age?*
www.claytoncramer.com/Iron2.pdf
EA I = Knudtzon, Jürgen Alexander (1910): *Die El-Amarna-Tafeln I : Texte*; Leipzig
Edel, Elmar (1994): *Die ägyptisch-hethitische Korrespondenz aus Boghazköi in babylonischer und hethitischer Sprache. 1-2*; Opladen (Mit deutschen Übersetzungen der Briefe)
Garland, Major H./ Bannister, Charles Olden (1927): *Ancient Egyptian Metallurgy*; London
Hagebuchner, Albertine (1989): *Die Korrespondenz der Hethiter*; Heidelberg
Heinsohn, Gunnar (1998): *Die Sumerer gab es nicht*; Frankfurt/Main
H/I = Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (²1997): *Wann lebten die Pharaonen? Gräfel-fing* (¹1990, Frankfurt/Main)
Helck, Wolfgang (²1971): *Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr.*; Wiesbaden
Herodot (1955): *Die Historien*; Stuttgart
Heth. II = Weissgerber, Klaus (2005): *Die Hethiter II*, in: *ZS* 17 (3) 558-586
I/L = Illig, Heribert/ Löhner, Franz (⁴1999): *Der Bau der Cheopspyramide*; Gräfel-fing (¹1993)
Illig, Heribert (²2005): *Die veraltete Vorzeit*; Gräfel-fing (¹1988, Frankfurt/Main)
Klengel, Horst (2002): *Hattuschili und Ramses. Hethiter und Ägypter und ihr langer Weg zum Frieden*; Mainz
Knudtzon, Jürgen Alexander (1910): *Die El-Amarna-Tafeln I : Texte*; Leipzig (= EA)
L/I = Löhner, Franz / Illig, Heribert (1992): *Auf Granit beißen. Von den praktischen Möglichkeiten, Hartgestein zu bearbeiten*; in: *VFG* 4 (2) 58
Lucas, Alfred (⁴1962): *Ancient Egyptian Materials and Industries*; London

- Meissner, Bruno (1918): Die Beziehungen Ägyptens zum Hattireiche nach hethitischen Quellen, in: *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* (Leipzig). Band 72
- Piaskowski, Jerzy (1982): A study of the origin of the ancient high-nickel iron generally regarded as meteoric; in: Wertime, T.A. / Wertime S.F. (Hg.): *Early Pyrotechnology*. Washington/DC, 237- 243
- Reeves, Nicholas / Wilkinson, Richard, H. (1997): *Das Tal der Könige*; Düsseldorf
- Vandenberg, Philipp (2001): *Ramses der Große. Eine archäologische Biographie*; Bergisch Gladbach
- Velikovsky, Immanuel (1983): *Ramses II. und seine Zeit*; Frankfurt u. a. (Original: *Ramses II and His Time*; New York 1978)
- Völker, Thomas (1997): Grundrisse zur Rekonstruktion der Geschichte; in: *ZS* 9 (3) 402-433
- Waldbaum, Jane C. (1978): *From Bronze to Iron. The Transition from the Bronze Age to the Iron Age in the Eastern Mediterranean*; Göteborg/Schweden
- (1980): *The First Archaeological Appearance of Iron and The Transition of the Iron Age*. New Haven/USA (zitiert von Heinsohn in *H/I* 1997,391)
- Weissgerber, Klaus siehe Aeg. I und III, Heth. II
- Zeller, Manfred (1999): Neues von den Hethitern; in: *ZS* 11 (2) 190-199
- (2002): Alles immer jünger?; in: *ZS* 14 (4) 619-628
- (2003): Alles immer jünger? (Teil 2); in: *ZS* 15 (2) 252-281
- (2005): Alles immer jünger? (Teil 3); in: *ZS* 17 (3) 534-557

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstr. 6
 klaus_weissgerber@yahoo.de

Geometrischer Stil und Dark Ages Griechen · Etrusker · Ägypter Heribert Illig

„Es bleibt noch die Frage zu klären, wie lang die frühen Eisenzeitstufen tatsächlich gedauert haben. Oder anders ausgedrückt: Was bleibt von Velikovskys Ideen?“ [Zeller 2005, 546]

Manfred Zellers Frage bezog sich auf die Länge des Dark Ages Griechenlands. Velikovsky hat vorgeschlagen, mehr als 600 Jahre zwischen mykenisch-minoischer und archaisch-griechischer Kultur zu streichen [Seine Thesen von 1945: 106 ff., 112, 182, 186; vgl. Illig 2005, 72]. Zeller [550, 555] sieht allenfalls die Hälfte dieser Jahre als streichbar an. Es sollen hier weitere Argumente gebracht werden, die für eine längere Streichzeit sprechen; außerdem werden zwei Pharaonen innerhalb der Geometrischen Zeit verortet.

1. Enkomi (Zypern)

Immanuel Velikovsky hat 1974 auf den *Scandal of Encomi* hingewiesen. Nach 1896 wurde der Ausgräber von Enkomi, Alexander S. Murray, ansonsten *Keeper of Greek and Roman Antiquities* im *British Museum*, von Flinders Petrie und Arthur Evans so lange angegriffen, bis er entnervt aufgab, während die Platzhirschen klarstellten, Murray sei nicht in der Lage gewesen, Bestattungen von Nachbestattungen zu unterscheiden, und habe deshalb Funde ganz unterschiedlicher Zeiten hoffnungslos vermengt [vgl. Heinsohn/Illig 236-239]. Da es bislang keine Zusammenstellung über die Funde von Murray gab, wird sie hier nachgetragen, um die zeitliche Spannweite der ausgegrabenen Gräber zu ermessen.

Zunächst schien klar: Es handelt sich um eine Begräbnisstätte der mykenischen Zeit, deren Charakteristika von anderen Ausgrabungen in Mykene, Vaphio, Ialysos auf Rhodos und anderen griechischen wie ägyptischen Stätten längst bekannt waren. Die Überreste konnten auch keine lange Zeitspanne repräsentieren, wie die 'Standardbeigaben' zu belegen schienen. Doch dann kamen Funde ans Licht, die sich nicht eindeutig zuweisen ließen. Daraus ergibt sich eine Liste der tangierten Jahrhunderte, gefolgt von nicht eindeutig registrierbaren Funden, die aus heutiger Sicht sofort vermuten lassen würden, dass ihr Material willkürlich über viele Jahrhunderte verteilt worden ist, um dem alles beherrschenden Zeitraster der Ägyptologen zu entsprechen (Zitationen ohne Buchstaben = Murray 1900; fettkursive Hvhg. von H.I.).

-23. Jh.: Ein Skarabäus verweist mit seinen konzentrischen Kreisen auf die 12. Dynastie [21];

/////

-14. Jh.: armselige mykenische Keramik [5]; ein Skarabäus trägt die Kartusche von Ti, Königin von Amenophis III. (-14. Jh.) [21];

-13. Jh.: armselige mykenische Keramik [5];

-12. Jh. -

-11. Jh. -

-10. Jh.: Einiges Bronzegerät wie Dipylon-Zeit (-10./9. Jh.) [17];

-9. Jh.: Helme mit Kinnriemen wie phönizische und solche in Nimrud (850–700) [10]; das Motiv der „Frau am Fenster“ wie in Nimrud (dito) [11]; Siegelzylinder wie assyrisch, 824–811 [21]; ein äolisches Kapitell [26];

-8. Jh.: Gebrauch von Einlegepaste verweist auf um -800 [19]; Kampfwagenreste wirken jünger als solche unter Nimrud (850–700) [14]; Silberringe mit Hieroglyphen, nicht älter als -8./7. Jh. [17]; Skarabäen wie ägyptisch, -8./7. Jh., Kartusche eines Osorkon oder Shishak [21];

-7. Jh.: Sphinx mit Menschenbeinen wie Larnax v. Kypselos [7 f.]; Goldring mit Hieroglyphen verweist ins -8. oder -7. Jh. [20];

-6. Jh.: Kalksteinköpfchen, archaisch-zypriotisch [4]; eine Goldnadel [20] s. u.

Soweit die relativ eindeutigen Zuweisungen. Es gab aber genügend Mehrdeutigkeiten, gewissermaßen ‘wiggles’ der Stratigraphie. Erste Schwierigkeiten machte ein Vase mit umlaufendem Efeublatt-Ornament, finden wir es doch auf einem Vasenfragment in Amarna (-14. Jh.), auf einem Fresko-Fragment in Tiryns (dito) und auf einem Terrakotta-Sarkophag von Clazomenae, der dem frühen -6. Jh. zugerechnet wurde [Murray 7; vgl. Riegl 125 f.].

Eine Scherbe von Enkomi war mit weißgepunkteten Linien geschmückt, die sowohl auf der mykenischen Kriegervase des -12. Jh., als auf einer Vase im etruskischen Caere auftreten, die nicht älter als -7. Jh. sein kann [8].

Die Darstellung einer Löwenjagd ähnelt einer ägyptischen der 18. Dynastie (-14. Jh.) ebenso wie dem minoischen Vaphio-Becher [11].

Aufgefundene Helme glichen der unter Ramses II. dargestellten Seevölkerausrüstung (-13. Jh.), während Kampfwagen und Pferdegeschirr auf Sennacherib (705–681) verwiesen [13]. Das führte zu der Wertung: „mag ein Überbleibsel [survival] alter Benutzung gewesen sein“ [14].

Eine goldgranulierte Kugel entspricht Goldornamenten von Cameiros (Rhodos), die mit einem Skarabäus von Psammetich I. (664–610) verschmüßert waren [18]: „Unser Exemplar ist zweifellos älter, aber kaum sieben Jahrhunderte älter.“ Murray fühlt sich hier auch an frühe etruskische Gräber erinnert.

Eine Goldnadel entspricht einer Darstellung auf der François-Vase (-6. Jh.) [20]: „Sie kann natürlich ein Überbleibsel [survival] aus viel älteren Zeiten darstellen.“

Murray kann sich nicht vorstellen, dass die Enkomi-Objekte bis ins -15. oder gar -23. Jh. zurückgehen, kennt er doch auch Skarabäen von Thutmosis III. in einem Grab des -6. Jh. in Amathus, Zypern [21], was er als häufige Fundsituation ansieht. Deshalb postuliert er eine direkte Abfolge wie:

„Mehr und mehr wird akzeptiert, dass die so genannte mykenische Kunst der unmittelbare Vorgänger [immediate predecessor] der ionisch-griechischen Kunst des -7. Jhs. war“ [23].

Glasvasen verweisen ins -7./6. Jh., erlauben aber auch direkten Vergleich mit Funden aus Gurob, die Petrie bei -1400 sah [23]. Im ägyptischen Gurob lag ein Stempelamulett mit der Kartusche von Tutanchamun bei, der damals bei -1400, heute bei -1340 gesehen wurde/wird [24]. Murray grübelt darüber, warum Glasgefäße in der kurzen Zeit zwischen Thutmosis III. und Tutanchamun große Veränderungen erfahren hätten, die aber auf das -7./6. Jh. hinweisen, weshalb hier „ganz stationäre“ Jahrhunderte unterstellt werden müssten. Nur hier lässt Murray leise Zweifel an Ägyptens Chronologie anklingen [24]. Die Zweifel waren berechtigt, verwiesen doch Glasvasen in Granatapfelform in Enkomi teils auf Gurob, um -1400, teils aufs -7. Jh. und noch später [24].

Eisen war offensichtlich noch rar und wurde respektvoll behandelt, bekam z.B. Elfenbeingriffe oder -knöpfe [25], wie in den spätmykenischen Anfängen der Eisenzeit.

Murray war sich der Gefahr bewusst, durch Nachbestattungen getäuscht zu werden. So vermerkte er bei kleinen weiblichen Terrakotta-Figuren, wie sie in Assyrien auch um -3800 und um -2800 gefunden wurden: „Offensichtlich machen 1.000 Jahre keinen Unterschied“ [26], um fortzufahren, dies sei „eines der wenigen Beispiele, in denen eine Nachbestattung stattgefunden haben mag“.

Nach einer solchen Auflistung wird die Erregung vor gut einem Jahrhundert überaus verständlich: Hier drohte der gesamte damalige Zeitraster in sich zusammenzubrechen! Benny Peiser konnte zeigen, wie damals, ebenfalls 1900, der Olympia-Ausgräber Adolf Furtwängler den Begriff vom „Griechischen Mittelalter“ einführte, und ihm zunächst 200 Jahre von 1000–800 zuschrieb, ohne einen einzigen neuen Fund gemacht zu haben [Peiser 1993, 76].

„Doch mit Beginn des 20. Jahrhunderts setzte sich der Glaube der griechischen Historiographie an ein *Dunkles Zeitalter* auch in der Archäologie durch“ [ebd., 191].

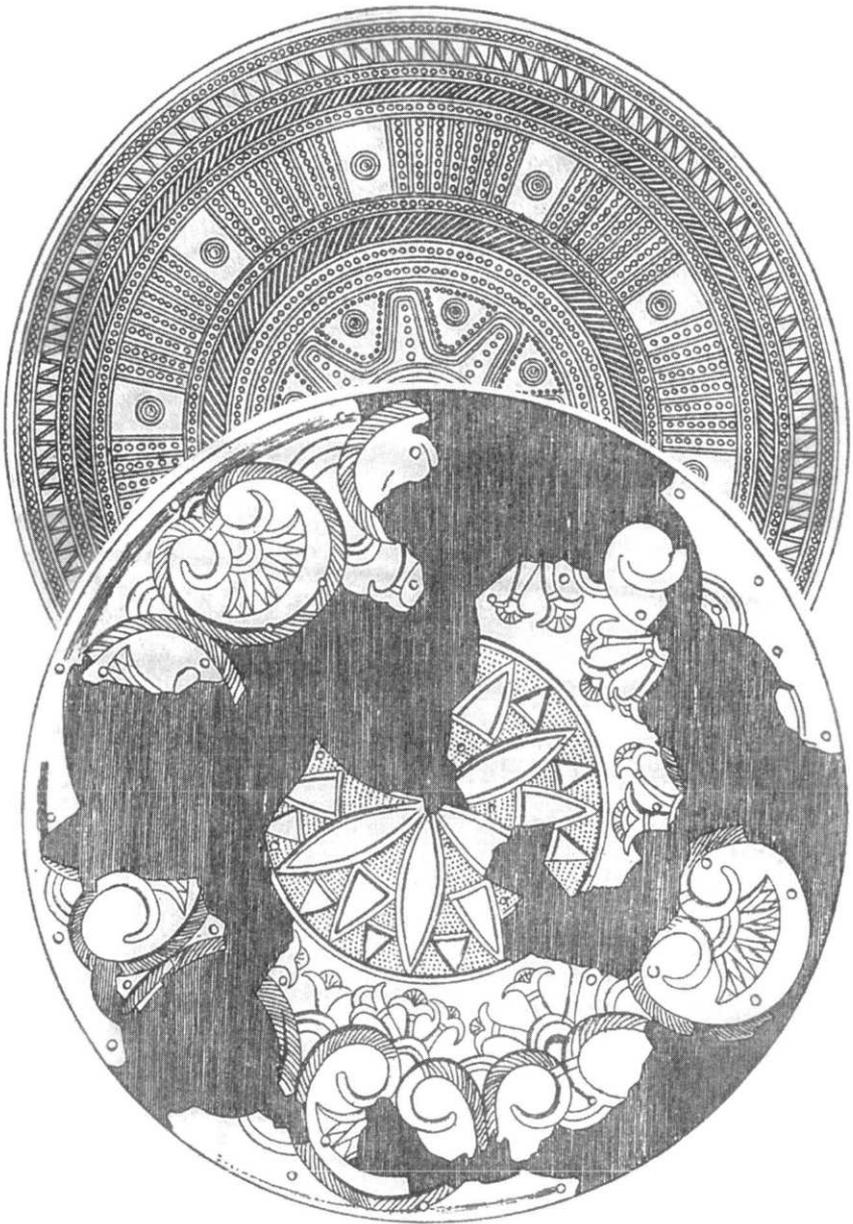
Für Etrurien lassen sich ähnlich rätselhafte Verwandtschaften zeigen, die mit einer Kürzung von 200 bis 300 Jahren nicht zu beheben sind.

2. Etrurien

Meines Wissens ist Etrurien bislang nicht hinreichend in der Diskussion berücksichtigt worden, obwohl die Ankunft jener Völker und Stämme, aus denen sich die Etrusker in Italien gebildet haben, in die Dunklen Jahrhunderte fällt. Neuerlich ist auf den Schweizer *Hans Mühlestein* (= M.; 1887–1969) als scharfen Beobachter zurückzugreifen, der über vier Jahrzehnte hinweg den Etruskern sehr viel Aufmerksamkeit geschenkt hat [vgl. Illig 1997]. Sein erstes Werk über die Kunst dieses Volkes stammt von 1929 und ist selbstverständlich von keinem Gedanken an Chronologiekritik belastet. Aber auch bei seinem 40 Jahre jüngeren Alterswerk *Die Etrusker im Spiegel ihrer Kunst* [1969] denkt er nirgends an chronologische Verwerfungen, obwohl die von ihm beschriebenen, vermeintlichen Parallelentwicklungen viele Jahrhunderte auseinander liegen.

Bei seinem ersten Abgleich zwischen Etrurien und Mykene samt minoischem Kreta fiel ihm auf, dass etruskische Städte wie die Zentren der Mykenen und Lyker befestigt waren, während das festlandferne Kreta keine Stadtmauern brauchte [M. 1929, 80 f.]. Etrusker wie Minoer kannten keinen eigentlichen Tempelbau als lokalen Wohnsitz der Gottheit und keine Großstatuen [M. 1929, 80], beide besaßen aber das gleiche Atrium, die gleichen Säulen und Säulenbasen [vgl. Illig 1997, 610 ff.].

„Die sog. kanopischen Aschenurnen der etruskischen Frühzeit gehen sicherlich auf denselben Ursprung zurück wie die Gesichtsvasen aus Troia II [...]; beiden ist die gleiche summarische Angabe der Brust und der Arme auf dem Vasenkörper eigen. Die etruskischen Bronzemasken derselben Zeit, die den Hälsen der Aschenurnen vorgebunden wurden [...], erfüllten im Prinzip genau denselben funeren Zweck wie die berühmten Goldmasken von Mykene [...]. Aus den Urnenköpfen und den Bronzemasken haben die Etrusker in der Folge das sog. ‚italische Porträt‘ herausgebildet. Ferner: das prachtvolle Stuckfragment einer männlichen Statue aus Knossos [...] weist eine verblüffende formale Verwandtschaft mit den Fragmenten männlicher und weiblicher Sandsteinfliguren aus dem Tumulo della Pietrera in Vetulonia [...] auf. Die geometrisierten Enten oder Schwäne auf frühetruskischen Objekten, besonders der Goldgruppe, kommen gemalt bereits auf spätkretischen Terrakotten vor [...]. Oder man vergleiche die herrlichen Löwenjagdszenen auf dem berühmten Dolch von Mykene mit den ihnen kaum nachstehenden Tierszenen auf der Dolchscheide aus Präneste. Ferner wäre zu erwähnen die ‚Technik der durchbrochenen Figuren in Rahmenwerk‘ [...], die in Mittelitalien in archaischer Zeit so verbreitet ist u. hierher nur durch die Etrusker gebracht worden sein kann; von ihr sagt *Karo*: ‚klare, feste Verbindung mit dem Ende der mykenischen Kul-



Gemischte Ornamente auf einer silberbeschlagenen hölzernen Aschenkiste aus Praeneste, -7. Jh.: teils orientalisierend mit phönizischen und auch minoischen Anklängen, teils geometrisch [Mühlestein 39, 66, 97]

tur, unleugbare Beziehungen zur italischen des VIII.-VII. Jahrhunderts, dazwischen eine Lücke' [M. 1929, 83 f.].

Georg Karo war Ausgräber in Mykene wie in Tiryns. Nun geht Mühlestein noch weiter, indem er die etruskischen Tumulusgräber und die mykenischen Tholoi in direkten Bezug stellt, obwohl sie „um ein halbes bis ein ganzes Jahrtausend auseinanderliegen[...]“ [M. 1929, 84].

„Ich meine die noch von jedem ernsthaften Beobachter stets mit dem Ausdruck des Staunens wieder gemachte Entdeckung der *tiefen Verwandtschaft zwischen den führenden Grabbauten Etruriens und denen der alten Ägäis*, vornehmlich des griechischen Festlandes in mykenischer Zeit. [...] Etruskische und mykenische Grabbauten sind] *im formalen Grundtypus alle einander nicht nur verwandt, sondern oft völlig identisch!*“ [M. 1929, 83-86; kursive Hvhg. von H.M., fettkursive Hvhg. auch i. W. von H.I.].

Beim Tumulus respektive Tholos also Identität, bei etruskischem und minoischem Kammergrab dann der Begriff Wiedergeburt:

„Es ist, trotz des Ablaufs fast eines Jahrtausends in der Zwischenzeit und trotz völlig veränderter Zeitverhältnisse überhaupt – ja gerade verstärkt durch diese Umstände – der kräftigste Tatbeweis dafür: daß die Geburt der etruskischen Kunst in ihrem wahren Eigenkerne, trotz allem Orientalismus und trotz aller nachfolgenden hellenischen Formverkleidung, nichts anderes ist als die *künstlerische Wiedergeburt* derselben ethnischen Ureinheit, die die *altägäische* (kretisch-mykenische und altkleinasiatische) Kultur gezeugt hatte“ [M. 1929, 94].

Wiedergeburt oder nun auch 'survivals', die an unbekanntem Ort die Jahrhunderte überdauern:

„selbst gewisse Elemente der späteren Steinbildnerie, wie die – besonders dann auch in der Malerei beliebte – Tier- bzw. Dämonenbildung aus zwei Leibern und einem Kopf [...] gehen über Rhodos auf kretisch-mykenische Typen zurück.“

In der dazugehörigen Fußnote steht ein Zitat von Frederik Poulsen: „Diese Bildung läßt sich aus der alten, mykenischen Kunst ableiten und mag zu den ‚*survivals*‘ gehören“ [M. 1929, 57].

Hier ließen sich noch weitere Zitate bringen, auch aus seinem Alterswerk [M. 1969, 155], doch seinen einstigen Ausführungen entspricht mein späterer Befund zum falschen Gewölbe [Heinsohn/Illig 59-72]. Mühlestein erkennt die

„vollkommene Übereinstimmung der Begräbniszeremonien einerseits (gemalt) auf dem Sarkophag von Hagia Triada, andererseits (in Relief) auf der Situla aus der Certosa in Bologna“ [M. 1929, 84],

wie auch in beiden Kulturen eine „frei auf einem Altar stehende Säule inmitten einer Kulthandlung“ [ebd.] dargestellt wird.

Etruskische Kunst hat einen Höhepunkt goldgranulierter Kunstwerke hervorgebracht. Ihre Staubgranulation wurde nie übertroffen. Aber gleichwohl gibt es scheinbar weitreichende Rückbezüge:

„Höchst merkwürdig ist es, daß eine sehr ähnliche Ente, wie sie hier auf dem Bügel sowie auf dem der vorhergehenden Plattenfibel und auf der ‚Corsinifibel‘ [...], vorkommt, ebenfalls aus dünnem Goldblech mit granulierter Binnenzeichnung, etwa um 1500 v. Chr. datierbar, im Schutt des zweiten Palastes von Knossos gefunden wurde! Vgl. [...] auch den granul. Löwen von ebendort [...], der in der Art der Mähnenarstellung durch Streugranulation vollkommen mit der Löwenfibel von Populonia [...] übereinstimmt“ [M. 1929, 171].

„In Verbindung mit den Tatsachen, daß die älteste überhaupt bekannte Gruppe von Granulationsarbeiten die Ohrgehänge von Troia II sind, sowie daß die nächsten Gruppen solcher Arbeiten aus Kreta und den Schacht- und Kuppelgräbern Mykenes und aus der myken. Periode Kyperns stammen, ist dies ein glänzender Beweis dafür, daß das sonst völlig isoliert dastehende Wunder der etrusk. Granulationswerke [...] nichts anderes als die Fortsetzung und Vollendung einer alten Tradition der ägäischen Heimat der ‚Tyrhener‘ darstellt!“ [M. 1929, 172]

Aus heutiger Sicht wäre die Provenienz und damit das Alter des troianischen Ohrgehänges zu bezweifeln; wegen der Manipulationen Schliemanns dürfte es nicht aus der fraglichen Schicht II, vielleicht auch gar nicht aus Troia stammen. Aber zwischen -1500 und -600 wäre die Weitergabe raffiniertester Technik bei gleichzeitigem, jahrhundertelangem Verzicht auf jede Ausübung dieser Technik gelungen [vgl. Heinsohn/Ilbig 146-160] – exakt wie bei den Goldmasken von Mykene (-16. Jh.) und Trebenište (-530) [Ilbig 2005, 35-40]. Ein weiteres Beispiel dazu aus Mühlesteins Spätwerk:

„Da wir gerade bei Kreta sind, so möchte ich darauf hinweisen, daß es unter den Bronzearbeiten der Etrusker dieser Epoche eine besonders schöne gibt, die wie aus der Hochblüte der altminoischen Kunst überkommen erscheint. Es ist der *Bronzebecher aus der Tomba Barberini in Praeneste*, ein ursprünglich zweihenkliger Skyphos von protokorinthischer Form“ [M. 1969, 146].

Die Reliefkunst dieses Bechers scheint dem Schweizer ein wahres Wunder:

„Entsprechendes [...] kommt eben wirklich nur in der altkretischen Kunst der mittelminoischen Epoche vor.“ Aber auch die zwei prachtvoll vorwärts drängenden Stiere, der eine im oberen, der andere im unteren Streifen, der letztere mit brüllend emporgeworfenem Haupt, haben exakte Parallelen einzig in der minoischen Kunst, z. B. auf dem Goldbecher von Vaphio“ [M. 1969, 147].

Mit einem weiteren Vergleich zum wohl berühmtesten Granulationswerk, zur Goldschale aus Praeneste [Abb. Heinsohn/Illig 149] zeigt er unbewusst auf die Korrekturmöglichkeiten bei der Chronologie: Die

„strenge tektonische Geometrisierung des ganzen Gefäßes durch die Art seiner Ausschmückung hat nur in den früh- und reifgeometrischen Vasen der Griechen, die ein bis zwei Jahrhunderte älter sind, eine Entsprechung und steht innerhalb der etruskischen Kunst ganz einzig da“ [M. 1969, 121].

Mühlestein sieht schließlich auch Verwandtschaft mit Kulturen, die ebenfalls damals wie heute nicht als zeitgleich gesehen werden (Sumerer, Chalder, Urartu [vgl. Illig 1997]). Nicht übersehen werden sollten seine Verweise auf die Hethiter. Angesichts weiblicher Sandsteinbüsten (sog. Xoanoi), die im etruskischen Chiusi gefunden worden sind und von Poulsen gerade als hethitisch angesprochen worden waren, gerät er ins Grübeln:

„Es würde sich danach wohl um spät-hethitische Kunst handeln, die jedoch immerhin wohl schon um Generationen früher ausgestorben war, als die entsprechenden etruskischen Objekte angefertigt worden sein können“ [M. 1929, 49].

Angesichts fast bodenlanger Zöpfe stellt Mühlestein fest, es handle es sich zwar um eine echt etruskische Frisur, doch „Diese etrusk. Zopfmode des 7. Jahrhunderts geht übrigens nach Poulsen auf eine hettit. des 9./8. Jahrhunderts zurück“ [M. 1929, 165]. Das berühmte Fragment einer etruskischen Löwenkampfgruppe in Elfenbein bringt ihn erneut zu den Hethitern, nicht nur wegen des Löwen „mit typisch hethitisch überdimensioniertem Haupt“, sondern generell:

„Der Mann trägt ein syrisches Wams mit kurzen Ärmeln sowie einen echt hethitischen, zwischen den Beinen durchgezogenen, senkrecht geriefelten Lendenschurz. Das Motiv als Ganzes geht auf alte hethitische Vorbilder zurück und ist den Etruskern vermutlich durch die Phöniker über Zypern vermittelt worden“ [M. 1969, 149].

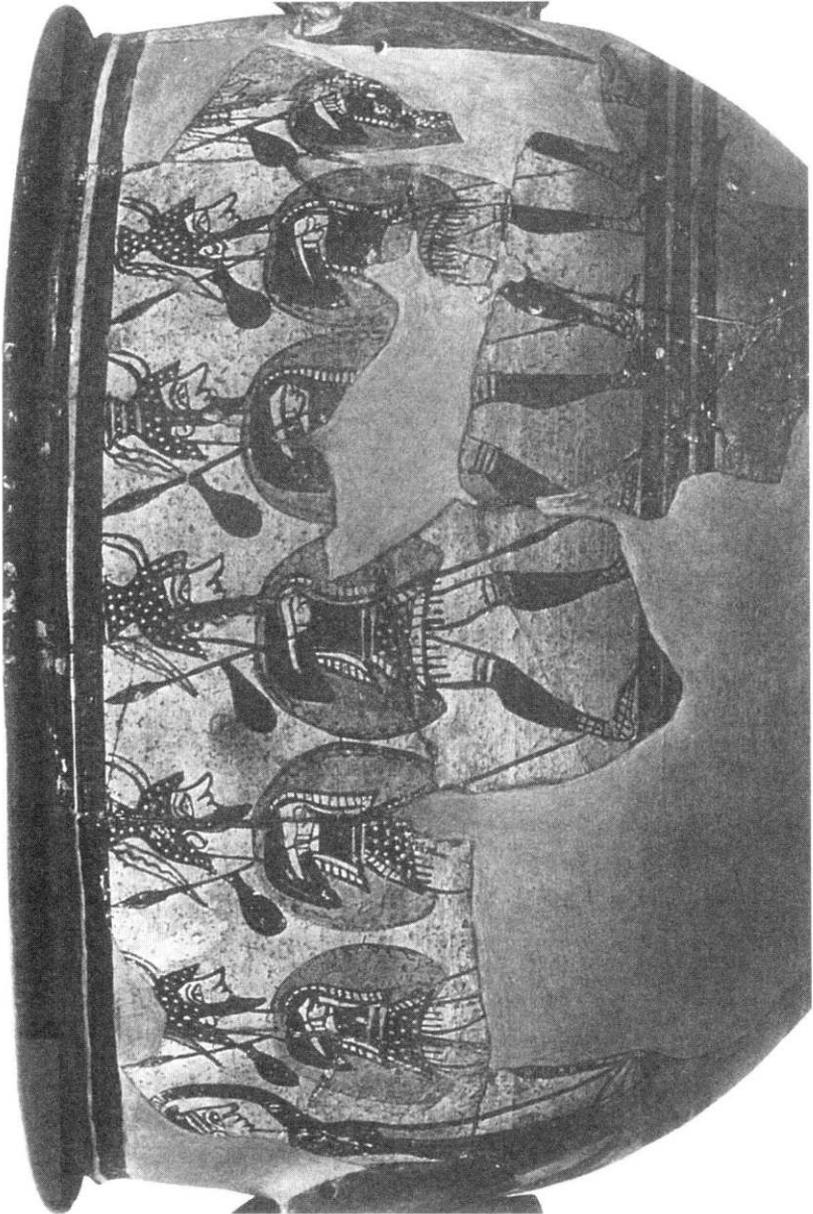
Nicht zuletzt zieht er auch verbindende Fäden zu den Assyern. Im Tumulo della Pietrera fanden sich Kalksteinstatuen fast lebensgroßer Göttinnen. Dazu zitiert er Karo:

„Die Spirallocken, die ihre Köpfe umrahmen, finden aber wiederum Gegenstücke auf kleinasiatischem Gebiet in einer merkwürdigen Vase von Phokaia und Elfenbeinarbeiten, die bis nach Assyrien führen. Das wird ebensowenig Zufall sein, wie daß hier an der mittelitalischen Küste die frühesten großen Statuen Europas erscheinen, denn in Griechenland hat es damals um die Mitte des siebenten Jahrhundert noch kaum etwas Ähnliches gegeben“ [M. 1969, 156].

Mühlestein kommt angesichts der seltsam vorausseilenden Kunstwerken der



Drei Beispiele für geometrische Zeichnungen und Muster aus dem -14., -12. und -8. Jh. Zunächst sog. Zeus-Krater aus Enkomi: Wägung von Kupferbarren, ein Gespann und ein Oktopus; -14. Jh. [Hampe Abb. 210]



Sog. Kriegervase, Mykene. Glockenkrater; -12. Jh. [Hampe Abb. 225]



Attisch-geometrische Halshenkelamphora: Totenklage, darunter Kriegerfries; -750/735 [Hampe Abb. 236]. Musterformen von Oinochoe (einenklig) und Lutrophoros

Hethiter zu dem Schluss: „Das Rätsel, das damit aufgegeben ist, ist vorläufig noch nicht auflösbar“ [M. 1929, 49]. Mit Hilfe der Chronologiekritik lassen sich derartige Rätsel lösen.

3. Der geometrische Stil

Griechenlands „geometrische Kunst“ steht im Wesentlichen für die Dunklen Jahrhunderte. Ihre zeitliche Abgrenzung ist auffällig schwierig, liegt doch die Gesamtdauer zwischen 200 und 400 Jahren, kann sich also ohne weiteres verdoppeln. Eine rasche Suche im Internet ergibt die Intervalle 900–700 / 950–700 / 1000–700 / 1100–800 und 1100–700. Nehmen wir mit Wikipedia eine aktuelle Datierung. Hier werden 275 Jahre gevierteilt:

- 1050-900 Proto-Geometrisch
- 900-825 Früh-Geometrisch
- 825-750 Mittel-Geometrisch
- 750-675 Spät-Geometrisch.

Das Ende dieser Epoche überlappt sich mit der griechischen Archaik, die ihrerseits in drei Abschnitte gegliedert wird.

- 700-620 Früh-Archaik
- 620-560 Hoch-Archaik
- 560-500 Spät-Archaik.

Gelegentlich wird auch noch zw. 725–650 eine Orientalisierende Periode eingefügt [z.B. Sakellarakis 9]. Der Beginn ist scheinbar klarer, steht doch davor:

- 1400–1150 Spätminoisch / Spätmykenisch
- 1150–1050 Subminoisch / Submykenisch.

Diese Zeiten stehen für den Untergang Troias und die anschließende Zerstörung griechischer Festungen wie Mykene und Tiryns. Nur dank der bereits aus der Antike herrührenden Datierung von Troias Fall glaubt man den Beginn der dunklen Zeit datierungsmäßig klarer zu sehen als ihr Ende. Tatsächlich kann keine Klarheit erreicht sein, so lange nicht einmal Einigkeit darüber besteht, welche troianische Epoche (Schicht) durch den troianischen Krieg beendet worden ist – und ob dieser Krieg überhaupt stattgefunden hat!

Der Hinweis ist im Grunde überflüssig, dass die Dunklen Jahrhunderte deswegen so benannt worden sind, weil es weder Bauwerke noch Plastik noch sonstige Funde gibt. Nur Bronze- und Keramikfunde werden dieser Zeit zugeordnet. Aber ein Blick auf Mittel- und Spätmykenische Zeit bringt sofort an den Tag, dass die geometrischen Elemente auch vor den Dunklen Jahrhunderten gewissermaßen immer mitlaufen.

Das lässt sich bei Roland *Hampes* Werk über *1000 Jahre frühgriechische Kunst* gut verfolgen. Meist werden die geometrischen ‘Strichmännchen’ dem

-8. Jh. zugeordnet, aber sie treten auch viel früher, im -13./12. Jh. auf [Hampe 47]. Seit Durchsetzung herrschender Lehre kann ein Krater aus Enkomi sogar für das -14. Jh. bürgen; auf ihm ist ein Wagengespann abgebildet, wie es sonst im -8. Jh. auftritt [Hampe 142; Abb. 210]. Die 'Karikaturen' der „Kriegervase“ belegen geometrische Strichmännchen für das -12. Jh. [Hampe 144 f.], Terakottahäuschen die geometrischen Muster für -1100/1000 [Hampe 57].

Damit ist klargestellt: Der geometrische Stil bräuchte überhaupt keinen eigenen Zeitraum, da er bereits vor den Dark Ages 300 Jahre besteht und auch am Beginn der Archaik im -7. Jh. noch anzutreffen ist. Allenfalls zwei Generationen lang mag er dominiert haben. So ist aus dieser Sicht der direkte Übergang vom -12. ins -6. bzw. vom -13. ins -7. Jh. möglich. Damit rückt z.B. das Schatzhaus des Atreus ins -8. Jh., worauf Snofrus ebensolche Kraggewölbe im -7. Jh. gebaut worden sein können – und Cheops' Große Galerie.

Hier lässt sich auf **Alois Riegl**, einen inzwischen geschätzten Altmeister zurückgreifen, „der nur leider das Pech hatte, in Österreich zu leben, weshalb er zeitlebens völlig unbekannt blieb“ [Friedell 208]. Er hat sich 1893 mit dem Entstehen des schlichten Rankenornaments beschäftigt:

„In der mykenischen Kunst begegnet uns überhaupt zum ersten Male eine frei bewegte Pflanzenranke zu dekorativen Zwecken verwendet. Ferner ist die mykenische Kunst, so viel wir sehen können, die Wiege der fortlaufenden sowie der intermittierenden Wellenranke gewesen, d. h. derjenigen zwei Pflanzenrankenmotive, die der griechischen Kunst, und zwar dieser zuerst innerhalb der ganzen antiken Kunstgeschichte, ganz besonders eigenthümlich gewesen sind. [...] Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnen wir aber eine neue, fundamentale Anschauung von der geschichtlichen Stellung der mykenischen Kunst überhaupt: *die mykenische Kunst erscheint uns hiernach als der **unmittelbare** Vorläufer der hellenischen Kunst der hellen historischen Zeit.* Das Dipylon [stellvertretend für den geometrischen Stil] und was sonst dazwischen lag, war nur eine Verdunkelung, eine Störung der angebahnten Entwicklung“ [Riegl 126 f.; Kursiv-Hvhg. von Riegl].

Damit ist neuerlich der Weg gewiesen, den Velikovsky unabhängig von Mühlestein und Riegl eingeschlagen hat: Es wird nicht genügen, Dark Ages von maximal 300 Jahre zwischen Mykenisch/Minoisch und dem archaischen Griechenland zu streichen. Die unbefangenen Hinweise von Mühlestein zu den Verbindungen zwischen minoisch-mykenischer Kultur und den Etruskern weisen deutlich in Richtung der von Velikovsky vorgeschlagenen 600 Jahre. Insofern darf man gespannt sein, wie Zellers Gewährsleute ihre eisenzeitlichen Schichten datieren – immer unter Schonung der 'heiligen Kuh' ägyptische Chronologie. Riegl gibt darüber hinaus den Hinweis, dass die geometri-

sche Epoche als ein Einsprengsel zu werten ist, möglicherweise fast durchwegs parallel zur mykenischen und zur archaischen Zeit zu sehen – als Sonderform, die von textilen Arbeiten herkommt und allenfalls kurzzeitig dominiert hat.

Es darf auch noch an ein Ergebnis erinnert werden, das Benny Peiser in seiner noch Velikovsky verpflichteten Doktorarbeit veröffentlicht hat, die sich mit dem Beginn der Olympischen Spiele beschäftigt: Anzumerken

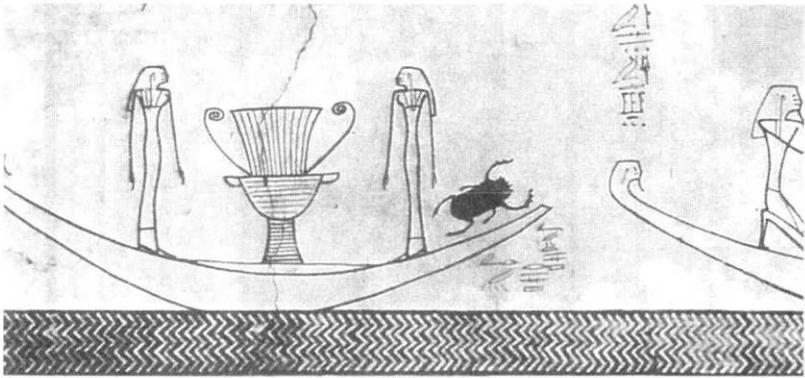
„bleibt, daß die grundlegende Datierung der geometrischen und protogeometrischen Periode Griechenlands ursprünglich durch Furtwänglers Olympiadatierung festgeschrieben und fortan allgemeingültig wurde. Verkürzt man heute also das ‚absolute Datum‘ für den Beginn der Olympischen Spiele, wie der Autor (Peiser 1990, 37-65) vorgeschlagen hat, muß folglich auch die ursprünglich anhand der Olympionikenliste fixierte archäologische Chronologie Olympias um die gleiche Proportion verkürzt werden. Ansonsten besteht die Gefahr, daß sich das Alter der Bodenfunde verselbständigt. In diesem Fall droht der Archäologie, daß vergessen wird, wie die ausgegrabenen geometrischen Relikte ursprünglich datiert wurden“ [Peiser 1993, 101 f.].

Das weist uns darauf hin, dass die griechischen Arbeiten fast mit Gewalt bis -776 zurückdatiert (oder aus dem -13. Jh. heraufdatiert) worden sind. Mit einer Neudatierung des Beginns der Olympischen Spiele wird die Zeitspanne für Spätgeometrische und Archaische Kunst gekürzt werden müssen.

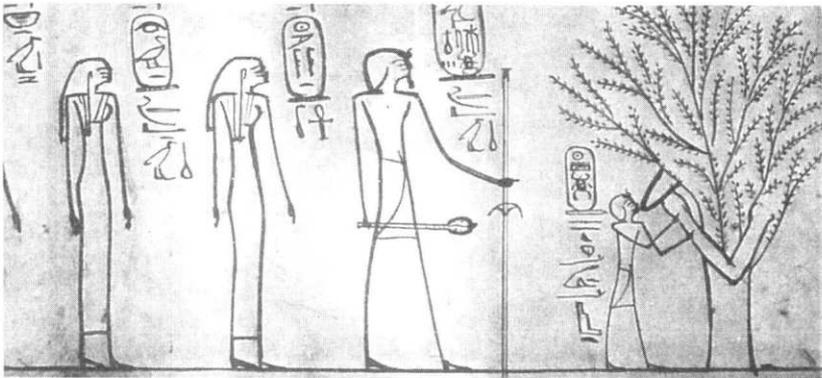
4. Thutmosis III. und Amenophis II.

Einmal sollte man den Weg vom Tal der Könige hinüber zum Niltal gegangen sein: heraus aus der absoluten Steinwüste, aus den Schutthalden, in denen die Eingänge zu den gewaltigen Gräbern kaum auffallen, dann den mit Feuerstein übersäten Berghang hinauf bis zum Scheitel – um dann direkt über dem Hatschepsut-Tempel zu stehen, während im dunstigen Niltal die Grenze der Fruchtbarkeit wie mit dem Lineal gezogen verläuft.

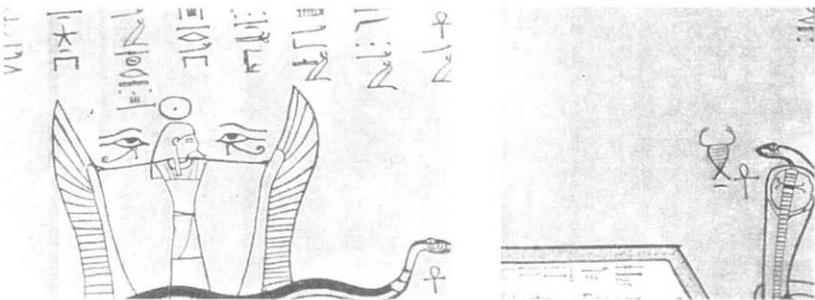
Die wunderbar ausgemalten Gräber sind nur zeitweilig geöffnet, um sie nicht gar zu schnell dem Verfall preiszugeben. Aber vielleicht hat der Reisende das Glück, dass sowohl die – keineswegs – letzten Ruhestätten von Thutmosis III. und von Amenophis II. geöffnet sind. Denn dann sieht er etwas Ungewöhnliches. Nur in diesen beiden Gräbern gibt es eine ganz spezielle Dekorationsform, die sogar in der Fachliteratur als „Strichmännchen“ firmiert. Demnach ist für Thutmosis III. (1490–1436; ab -1468 Alleinherrscher) und für Amenophis II. (1436–1412; Koregentschaft ab 1438) das Strichmännchen ein ‚Leitfossil‘! Nachdem Thutmosis III. 32 Jahre Zeit hatte, sein Grab ganz nach seinem Geschmack zu gestalten und er obendrein die 22



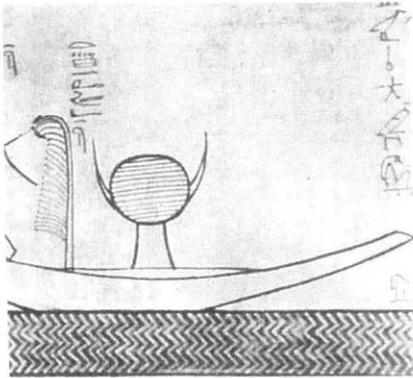
387 Die nächtliche Sonnenfahrt



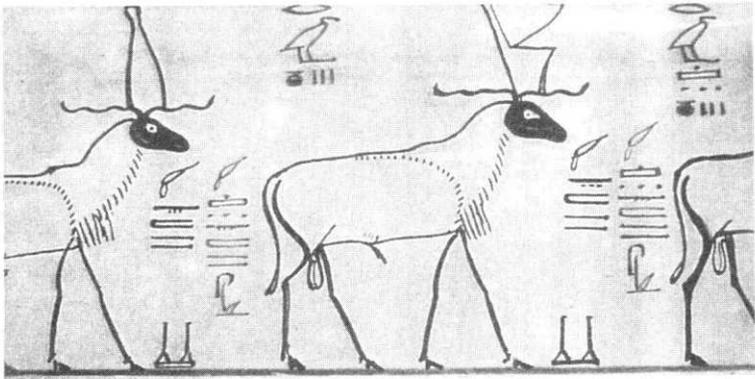
389 Der König wird vom Heiligen Baum (Isis) gestillt



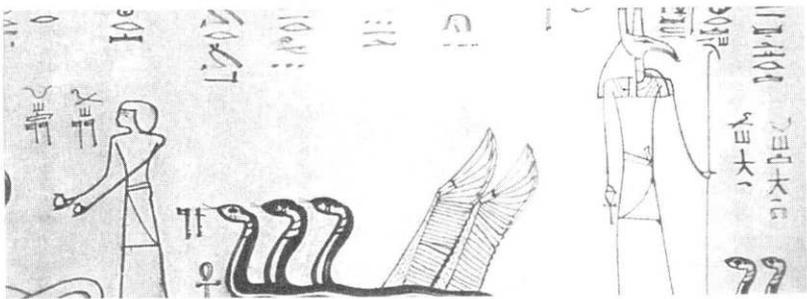
Grab Thutmosis' III.: Nächtliche Sonnenfahrt; der König wird vom hl. Baum (Isis) gestillt; Dämon und Schlange [Michalowski 376]



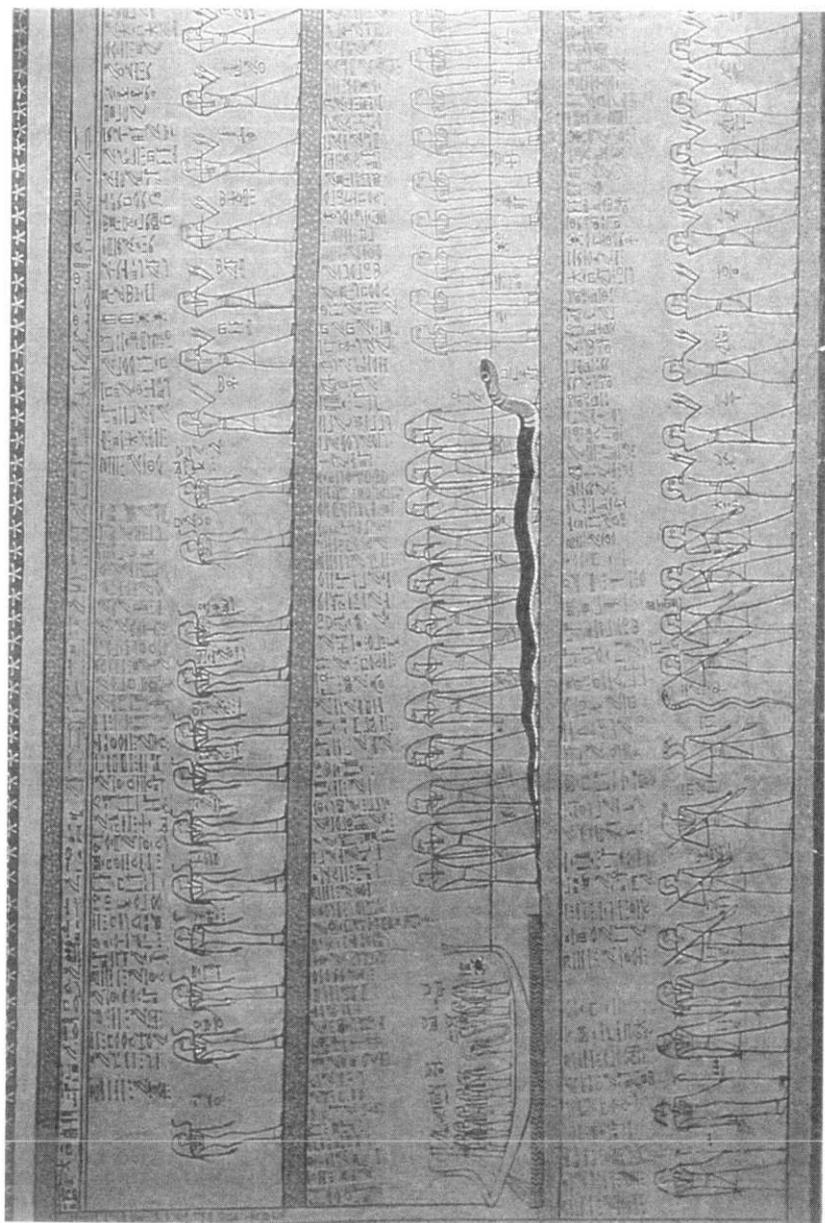
388 Totengeister



Grab des Königs Amenophis II. 18. Dynastie 390 Heilige Schafe



Grab Thutmosis' III. : Totengeister. Grab Amenophis' II.: Heilige Schafe, 4. Stunde der Sonnenfahrt [Michalowski 376]



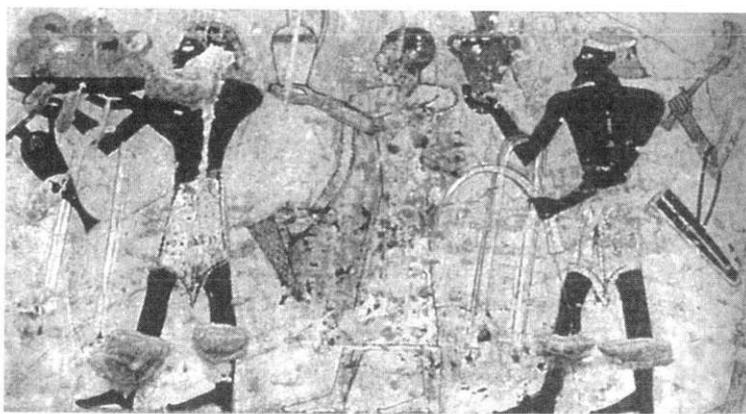
Grab Amenophis' II.: Darstellung der 12. Stunde [Hornung 118]

Jahre seiner Vorgängerin Hatschepsut übertrumpfen wollte, kann keine Rede davon sein, dass diese Strichmännchen vielleicht Ergebnis eiliger, notdürftiger Ausmalung dieser Gräber wären. Der

„Wandschmuck des Grabes Thutmosis' III., das ‚Buch von dem, was in der Unterwelt ist‘, hinterläßt einen tiefen Eindruck bei seinem Betrachter. Zunächst fällt die im Gegensatz zu der sonst üblichen gegenständlichen Kunst der Ägypter fast abstrahierende Art der Darstellung auf. Die figürliche Abbildung, auch auf dem Deckenpfeiler, beschränkt sich auf ‚Strichmännchen‘. Gerade dadurch wurde der Eindruck von Dynamik erreicht. Die Farbgebung ist sparsam, es wurde vorwiegend Rot und Schwarz verwendet. So erkennt man deutlich, daß es sich bei diesem Wandschmuck um einen riesigen, aufgerollten Papyrus handelt“ [Tulhoff 242].

Selbst Papyri hatten Zeichnungen mit plastischeren Zügen, waren besser koloriert als diese großen Wandflächen. Insofern greift das Bild vom aufgerollten Papyrus zu kurz. Bisher hat niemand daran gedacht, diese Darstellungen als geometrischen Stil anzusprechen, weil ihre konventionelle Datierung einfach zu früh lag. Da für Griechenland die ‚Strichmännchen‘ am liebsten dem -8. Jh. zugeordnet werden, lässt sich das auch für Ägypten mit einer Rückrechnung von Alexander aus versuchen. Würden wir die 78 Jahre der beiden Pharaonen bei 752–674 einpassen, dann ergäbe sich für das nachfolgende Neue Reich, das bei unveränderter Pharaonenreihe noch 342 Jahre gedauert hat, ein Ende bei -332, dem Jahr, in dem Alexander d. Gr. in Ägypten einmarschiert sein soll. Demnach läge das gesamte Neue Reich zwischen -814 und -332 – eine Variante, mit der Velikovsky vielleicht einverstanden gewesen wäre, sah er doch die Dritte Zwischenzeit als zeitgleich, spätere Dynastien als identisch mit Pharaonen des Neuen Reichs.

Theben-West liefert uns ein zweites Indiz. Gemeint ist nicht das berühmte Grab des Wesirs Rechmere: dort wurde durch Übermalung der Lendenschurze dem Übergang von minoischer zu mykenischer Herrschaft auf Kreta Rechnung getragen (um -1470). Aber westlich des Nils wurde auch das Grab von Mencheperr-seneb, einem Sohn des Rechmire und Hohempriester des Amun-Tempels [Tulhoff 179], aufgefunden; „es reicht schon weiter in die Zeit Amenophis II. (1448–1422) herab“ [Schachermeyr 113]. Zur Darstellung gelangten tributbringende Fremde, doch ihre Gaben wirken ausgesprochen griechisch, präziser: archaisch-griechisch, nicht mykenisch oder minoisch. Denn es werden mehrere langhalsige Gefäße gebracht, wie sie zu minoischer Zeit nicht üblich waren – damals blieben die Hälse kurz, allenfalls die Tüllen wurden nach oben ausgezogen. Doch hier sind die langen Hälse unverkennbar, als ging es bereits um reife Formen der Oinochoe oder des Lutrophoros, wie diese Gefäßtypen benannt werden. Auch die drei demonstrierten Helme wir-



Grab des Mencheperre-seneb (Zeit von Amenophis II.): Langhalsige Gefäße und griechisch anmutende Helme mit Zierrat als Tribut [Michalowski 378]

ken in keiner Weise mehr wie mykenische Eberzahnhelme, sondern wie griechische Helme mit flatternder Zier (vgl. Abb. S. 76).

Nun war Thutmosis III., um auf ihn zurückzukommen, nicht irgendein Pharaon, sondern er wurde zur

„ersten Persönlichkeit mit universellen Zügen, zu der ersten überragenden Heldengestalt. Von den Festungen Kleinasiens und den Marschgegenden des oberen Euphrat, von den ägäischen Inseln und den Sümpfen Babyloniens, von den fernen Küsten Libyens und den Oasen der Sahara, von den Terrassen der Somaliküste und den Katarakten des oberen Nils haben die Fürsten seiner Zeit seiner Größe ihren Tribut dargebracht“ [Schneider 291 f.].

Unter den Tributbringern ist auch „Zypern (bzw. die Hauptstadt Enkomi/Salamis)“ vertreten [ebd. 294], so dass es am Nil Gelegenheit gab, dem geometrischen Stil der Bewohner Griechenlands zu begegnen und ihn aufzunehmen.

Thutmosis III. gehört bereits zur Eisenzeit, hat er doch nicht nur die Holzsäulen des Thutmosis I.-Tempels in Karnak durch steinerne ersetzen lassen, wie das die Griechen im -6. Jh. machten (Olympia), sondern auch das dortige Barkenheiligtum der Hatschepsut durch ein neues aus schwarzem Granit [Schneider 295] – was nur mit Stahlwerkzeug möglich war. Dazu passt, dass bereits die spätmikenische Zivilisation mit der Eisen- und Stahlproduktion beginnt, die sich erst nach langem Stillstand während der Dark ages im archaischen Griechenland fortsetzt. In Ägypten soll freilich die Eisenzeit erst gegen -600 eingesetzt haben, weshalb das ganze Neue Reich noch der Bronzezeit zugerechnet wird. Da nach unserer Meinung [Illig/Löhner 160] die granitenen Obelisken samt ihren tief eingeschlagenen Hieroglyphen nur mit Stahlwerkzeugen gearbeitet werden konnten, gibt es hier erheblichen Dissens zur konventionellen eisenzeitlichen Schichtzurechnung.

Nun hat Heinsohn bereits 1990 [321; in der aktuellen Auflage S. 381] darauf aufmerksam gemacht, dass zur Ptolemäerzeit Thutmosis III. und Psammetich I. gleichgesetzt worden sind. Psammetich I. hat in den ihm zugeschriebenen 54 Jahren (664–610) viel zu wenig hinterlassen, so dass der Verdacht gerechtfertigt erscheint, ein Alter ego in anderen Dynastien zu vermuten. Nun stehen für Thutmosis III. ebenfalls 54 Jahre zu Buche, wenn man die 22 Jahre der Hatschepsut mitzählt, die ihm die Regierung vorenthielt und deren Zeit er posthum vereinnahmt hat.

Hier hat Thomas Völker [1997, 402-414] angesetzt. Er vergleicht die 18. mit der 26. Dynastie und setzt die Pharaonen Thutmosis III., Amenophis II., Thutmosis IV., Amenophis III. und Echnaton bis Haremhab gleich mit Psammetich I., Necho II., Psammetich II., Apries und Amasis, die konventionell der Zeit von 664–525 zugewiesen sind. Dieser Ansatz bringt die Amarnazeit

auf 564–550. Dies scheint damit zu kollidieren, dass auch in Amarna noch spätmykenische Artefakte gefunden worden sind. Doch denen lassen sich mykenische Funde aus Massilia entgegenhalten, die nach der Einschätzung des Ausgräbers Boehlau (1898) noch im -6. Jh. in Gebrauch waren [vgl. Peiser 1993, 193]. (Der Verfasser hält sich weiter die ‘Option’ offen, Amarna in die Anfänge der 18. Dynastie zu verbringen [Illig 1998, 192 f.], womit die mykenischen Funde unter Ramses II. leichter motiviert werden könnten, der in diesem Fall nur noch 88 Jahre nach dem Tod Thutmosis’ III. und damit -522 den Thron bestiegen hätte.)

Dieser Zeitansatz für Thutmosis III. lässt sich mit dem Ausgreifen des Geometrischen Stils in Einklang bringen: Es ist nicht anzunehmen, dass er schon in den schlichten Anfängen die ägyptischen Maler und Töpfer angeregt hätte. Das ist erst kurz vor der – mutmaßlich gegen -600 einsetzenden – Archaik zu erwarten, wenn die figürlichen Darstellungen dieses Stils kurzfristig dominieren (in der herrschenden Lehre im -8./7. Jh.), aus der aus Mühlestein, Murray und Riegl gewonnenen Sicht nur im -7. Jh.

Dunkel ist die Zeit davor geblieben, denn Psammetich I. war ein Geschöpf der Assyrer, was sich von Thutmosis III. in keiner Weise sagen ließe, außer er wäre tatsächlich der endgültige Besieger der Hyksos, wie einige Überlieferungen berichten – und die Hyksos in Wahrheit Assyrer? Und danach? Die 19. und 20. Dynastie umfasst herkömmlich 236 Jahre, womit das Ende des Neuen Reichs auf -289 rücken würde, 33 Jahre nach Alexanders Ägyptenzug.

Allerdings hat Völker im selben Aufsatz [425] dafür plädiert, die Perserzeit um 66/67 Jahre zu kürzen, womit sich ein glattes Jahrhundert ergäbe, um das 19. und 20. Dynastie zu kürzen wären. Um hier weiter zu kommen, bräuchte Ramses II. für seine erstaunlichen 66 Regierungsjahre mehrere Koregenten, was daran denken ließe, die Kämpfe gegen die „Seevölker“ von Ramses II. und III. als *ein* Kampfgeschehen zu interpretieren. Auf jeden Fall sind die 114 Jahre der Ramessiden III bis XI so schlecht greifbar, dass das Kürzungsunterfangen nicht von vornherein aussichtslos sein muss, auch wenn Zeller [549 f.] mit vollem Recht die Beachtung der Apis-Stiere fordert (und deshalb allenfalls 202 Streichjahre akzeptiert). Hier stehen nicht nur die schriftlichen Aufzeichnungen konträr zu vielen archäologischen Befunden; diese selbst sind offenbar noch keineswegs konsistent zusammengestellt, sonst ergäben Grabfresken nicht andere Zeitansätze als das Serapeum mit seinen Apis-Stieren.

Übereinstimmung dürfte bislang nur dahingehend zu erreichen sein, dass das Neue Reich nicht in die Ptolemäerzeit hineinragen darf, da deren Kunst sich klar und deutlich von der früheren abhebt.

Literatur

- Falchetti, Franco / Romualdi, Antonella (2000): Die Etrusker: Stuttgart
- Friedell, Egon (1963): Kulturgeschichte Ägyptens und des Alten Orients; München (1936)
- Hampe, Roland / Simon, Erika (1980): Tausend Jahre Frühgriechischer Kunst. 1600 - 600; München
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (2003): Wann lebten die Pharaonen?; Gräfelting
- Hornung, Erik (1995): Das Tal der Könige; Augsburg
- Illig, Heribert (1997): Etrusker - Ägäis - Chalder - Sumerer. Querverbindungen im -13./12./7./6. Jahrhundert; in: *Zeitensprünge* 9 (4) 602-620
- (1998): Neunfacher oder einmaliger Eisenzeitbeginn? Hartsteinbearbeitung in Ägypten; in: *Zeitensprünge* 10 (2) 181-197
- Illig, Heribert / Löhner, Franz (2003): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit; Gräfelting (1993)
- Lange, Kurt / Hirmer, Max (31961): Aegypten. Architektur, Plastik, Malerei in drei Jahrtausenden; München
- Michalowski, Kazimierz (1971): Ägypten. Kunst und Kultur; Freiburg u. a.
- Mühlestein, Hans (1929): Die Kunst der Etrusker. Die Ursprünge; Berlin
- (1969): Die Etrusker im Spiegel ihrer Kunst; Berlin (Ost)
- Murray, Alexander S. (1900): Excavations at Enkomi; in: A.S. Murray / A.H. Smith / H.B. Walters: *Excavations in Cyprus*; London
- Peiser, Benny (1993): Das Dunkle Zeitalter Olympias; Frankfurt/Main
- Reeves, Nicholas / Wilkinson, Richard H. (2000): Das Tal der Könige. Geheimnisvolles Totenreich der Pharaonen; Augsburg
- Riegl, Alois (1893): Stilfragen. Grundlegungen zu einer Geschichte der Ornamentik; Berlin (Reprint 1985, München)
- Sakellarakis, Jannis A. (1979): Museum Heraklion; Athen
- Schachermeyr, Fritz (1979): Die minoische Kultur des alten Kreta; Stuttgart u.a.
- Schneider, Thomas (1994): Lexikon der Pharaonen; Zürich
- Schulz, Regine / Seidel, Matthias (1997): Ägypten. Die Welt der Pharaonen; Köln
- Tulhoff, Angelika (1984): Thutmosis III. Das ägyptische Weltreich auf dem Höhepunkt der Macht 1490-1436 v. Chr.; München
- Velikovskiy, Immanuel (1945): Theses for the reconstruction of ancient History; New York · Jerusalem
- (1974): The scandal of Enkomi; in: *Pensée* 4 (5), Winter 1974/75, Portland
- Völker, Thomas (1997): Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike (I); in: *ZS* 9 (3) 402-433
- Zeller, Manfred (2005): Alles immer jünger? (Teil 3); in: *ZS* 17 (3) 534-557

Wer war Semenchkare ?

Neue Deutungen für den rätselhaften Pharao

Otto Ernst

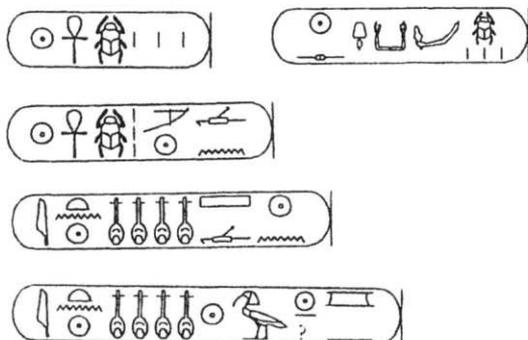
Gemeinhin gilt Echnaton als rätselhaftester aller Pharaonen, aber eigentlich gibt Semenchkare (auch Semenckere geschrieben) der wissenschaftlichen Forschung noch mehr Rätsel auf. Das kommt sowohl in den verschiedenen Einzelwerken über die Amarna-Zeit zum Ausdruck, als auch in den Beiträgen verschiedener Autoren zu Personen und Themen aus dieser Epoche, im *Lexikon der Ägyptologie* oder in verschiedenen Lexika über die Pharaonen.

Rätselhaft ist schon seine Abstammung. Wie z.B. **Helck** im *Lexikon der Ägyptologie* schreibt, hat man ihn sowohl zum Sohn Amenophis' III., zum Sohn Echnatons von einer Nebenfrau oder sogar zum Sohn Ejes machen wollen, was nach Helck jedoch insgesamt unwahrscheinlich ist. In jüngerer Zeit [Gabolde 1998] wurde er sogar mit dem Hethiter-Prinzen Zanzana gleichgesetzt. Am häufigsten wird er noch als älterer Bruder Tutanchamuns bezeichnet, was vor allem daraus abgeleitet wird, dass die Mumie in KV 55, die meist als die Semenchkares angesehen wurde, in Bezug auf Schädelform und Blutgruppe starke genetische Ähnlichkeit mit der Mumie Tutanchamuns besitzt.

Wiederholt ist über Semenchkare zu lesen, dass er mit Merit-Aton, der ältesten Tochter Echnatons, verheiratet war und wohl deshalb auf den Pharaonen-Thron gelangte. Es wird sowohl angenommen, dass er **vor** wie **nach** Echnaton starb, also sein Mitregent **oder** sein Nachfolger war. Mitunter wird er als derjenige bezeichnet, unter dem der Amun-Glaube wieder zu Ehren kam, was aber eigentlich nur als **Nachfolger** und nicht als Mitregent Echnatons möglich gewesen sein kann. Eventuell ließ er sich in Theben einen Totentempel anlegen, und in Theben gibt es in einem Grab (für den Priester und Schreiber Pawach) ein Graffito, das von seinem dritten Amtsjahr spricht. Ein weiteres Datum über Semenchkares erstes Regierungsjahr ist auf einer Scherbenaufschrift zu finden.

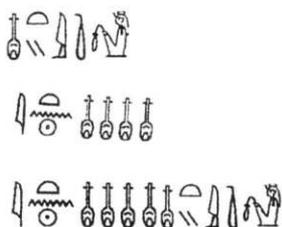
Merkwürdig ist zudem, dass er neben „Semenchkare“, der meist als sein Geburtsname angesehen wird, noch **andere Namen** trug, nämlich „Ancheperure“ und schließlich „Neferneruaton“, ein Name, den zeitweilig auch **Nofretete** als Beiname in ihrer Namenskartusche führte. Jedenfalls tritt der Name „Semenchkare“ erst nach dem 12. Regierungsjahr Echnatons in Erscheinung, und weil gleichzeitig auch Nofretete zu verschwinden scheint bzw. in Inschriften nicht mehr in Erscheinung tritt, wurde daraus oft der Schluss gezogen, dass Nofretete von Semenchkare verdrängt worden ist, vor allem in der Funktion von Echnatons Mitregenten. Als ein spezielles Indiz

Semenchkare:

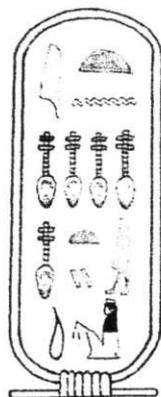


1. Zeile: Die sog. Königsnamen des Semenchkare:
Anchcheperu und Semenkhkare-Djoser-Cheperu
2. Zeile: Anchcheperure mit Beinamen
3. Zeile: Neferneferuaton mit Beinamen
4. Zeile: wie 3, doch mit anderem Beinamen

Nofretete:



1. Zeile: **Die Schöne ist gekommen.** Geburtsname
2. Zeile: **Vollkommen ist die Schönheit des Aton,**
Zusatz zu Nofretetes Geburtsnamen
3. **Vollkommen ist die Schönheit des Aton, die Schöne ist gekommen;**
vollständiger Name
4. Nebenstehend: Name in Kartuschen-Form



Name der weiteren Königin mit dem weiblichen „t“:



anḥt-ḥprw-r^c (mrjt-w^c-n-r^c) nfr-nfrw-jtn
Der Name der Königin Anchet-cheperu-Ra

dafür wurde öfters angeführt, dass Semenchkare Nofretetes oben erwähnten Beinamen „Neferneferuaton“ übernahm (Abb. 1).

Zur weiteren Einführung in die Problematik sollen zunächst einige Ansichten von Ägyptologen zitiert werden, die sich besonders mit der Amarnazeit beschäftigt haben. So schreibt **Hornung** [1964, 37]:

„Daß Echnaton in den letzten Jahren seiner Regierung, jedenfalls nach dem 12. Jahr, seinen Schwiegersohn Semenchkere als Mitregenten annahm, steht fest [...] würde somit bedeuten, daß Semenchkere im Laufe des 13. Regierungsjahres [...] zum Mitregenten erhoben wurde, in völliger Übereinstimmung mit den datierten Gefäßaufschriften aus Amarna, nach denen nur das 13. oder 14. Jahr dafür in Frage kommt.

Schwieriger ist die Frage nach der Dauer der Mitregentschaft und damit nach der Dauer der Regierung Semenchkeres. [...] Ob die Mitregentschaft noch vor dem Tod Echnatons endete und Semenchkere überhaupt eine Alleinherrschaft erlebt hat, läßt sich bei der augenblicklichen Quellenlage nicht entscheiden. Die Serie der datierten Weinkrüge aus Amarna spricht dafür, daß auf das 17. Jahr Echnatons das 1. Jahr Tutanchamuns folgt“.

Aldred schreibt [1968, 266 f.]:

„Nach Nofretetes Tod nahm Merit-Aton ihren Platz ein. [...] Mit Sicherheit weiß man, daß Merit-Aton Semenchkeres Gemahlin war. Dieser – wohl Echnatons jüngerer Bruder – wurde nach Echnatons zwölftem (vermutlich in seinem dreizehnten) Regierungsjahr zur Mitregentschaft erhoben. Nur kurze Zeit herrschte er an der Seite Echnatons, und es ist unklar, welche Rolle er spielte. [...] Offenkundig ließ er für sich selbst ein Grab anlegen, und zwar in Theben. [...] Einige Stücke seiner Grabausstattung übernahm Tutanchamun für seinen eigenen Grabschatz. [...] Nach Ausweis der Weinkrugetiketten scheint er nie allein, sondern ausschließlich zu Lebzeiten seines älteren Mitregenten, Echnatons, den Thron innegehabt zu haben. [...] Höchstwahrscheinlich ging seine Gemahlin, Merit-Aton, ihm im Tode voraus.“

Krauss, der eine Reihe von Veröffentlichungen über die Amarnazeit herausgebracht hat, leitete aus Siegeln von Weinkrügen eine dreijährige Regierungszeit für Semenchkere ab. Besonders interessant sei dabei ein Siegel (CoA III no. 35), auf dem der ältere Geburtsname Semenchkere noch am Ende des 1. (Allein-)Regierungsjahres bezeugt ist. Krauss [1997] folgerte u.a. daraus:

„Nach der Belegsituation ist klar, daß der von König Anchcheprure (Semenchkere) versuchte Kompromiß zwischen Aton- und Amunkult nicht an den Anfang dieser kurzen Regierung gehörte, als der König noch den Geburtsnamen Semenchkere trug, sondern ans Ende, als er den Geburtsnamen Nefernefru-Aton angenommen hatte.“

Neuere und gleichzeitig völlig neue Ansichten über die Amarnazeit sind dann bei **Harris** und bei **Reeves** zu finden, insbesondere in dessen 2002 erschienenen Echnaton-Buch.

Eigene frühere Ansichten

Auch ich habe mich in mehreren früheren Arbeiten mit Semenchkare beschäftigt, von denen mehrere in der Ägyptologie-Zeitschrift *Kemet*, eine in den *Zeitensprüngen* unter dem Titel „Als Diplomatin in Amarna“ [4/1997] erschienen. Darin habe ich die Ansicht vertreten, dass Semenchkare ein Sohn von Amenophis III., dem Vater Echnatons, und seiner Gemahlin Teje war. Diese hätte es dann kurz vor dem Tode Amenophis' III. erreicht, dass Echnaton einerseits Semenchkare als neuen Mitregenten akzeptierte, und zum anderen sie selbst unter der zukünftigen Allein-Herrschaft ihres Sohnes die erste Dame des Reiches blieb; eine Funktion, die unter Echnaton dessen Gemahlin Nofretete innehatte, allerdings nur für Echnatons damaligen Herrschaftsbereich Amarna.

Als Symbol dieser Funktion musste Nofretete an Teje, wie im Grab des Huja in Amarna dargestellt, die Federkrone abtreten, mit der Nofretete in der Frühzeit von Echnatons Herrschaft in Amarna dargestellt worden war. Und das Druckmittel, wodurch Teje ihrem Sohn Echnaton diese Zugeständnisse abrang, wäre gerade Semenchkare gewesen, den man sonst nach dem Tode von Amenophis' III. anstelle von Echnaton im Gesamt-Reich zum neuen Pharao hätte ausrufen können.

Dieses Bild von Semenchkare, das mit der anfangs zitierten Ansicht von Hornung übereinstimmt, wird besonders logisch unter der Grundvoraussetzung, dass zuvor zwischen Echnaton und seinem Vater eine 11 bis 12 Jahre lange **Koregenz oder Mitregentschaft** bestand, wie es z.B. auch **Wenig** im *Lexikon der Ägyptologie* schreibt. Dass eine Mitregentschaft zwischen Amenophis III. und Echnaton von vielen Ägyptologen abgelehnt wird, sei nur am Rande erwähnt; meines Erachtens geht sie, wie schon in der erwähnten Arbeit dargestellt, eindeutig aus den Reliefs des Huja-Grabes hervor.

Die Reliefs des Huja-Grabes

Huja war Haushofmeister, also Verwalter des Besitzes von Teje, der Gemahlin Amenophis' III. Huja dürfte zusammen mit Teje nach Amarna gekommen sein; dass er dort auf Dauer blieb, ist daraus ersichtlich, dass er in Amarna ein Grab zugewiesen bekam.

Insgesamt gibt es, abgesehen von einem Fragment, in diesem Grab vier Reliefs, auf denen Teje abgebildet ist. Das sind einmal zwei Bankett-Szenen, auf denen Teje Echnaton und Nofretete gegenüber sitzt [vgl. Ernst 1997, Abb. 1, 2]. Bei einem weiteren Relief auf einem Türsturz sitzt Teje ihrem Gemahl

Amenophis III. gegenüber [ebd., Abb. 3]; dieses Bild hat sein Gegenstück in einer Darstellung Echnatons und Nofretetes, die sich auf der anderen Seite des Türsturzes befindet [ebd., Abb. 4]. Auf dem vierten Relief führt Echnaton Teje, die von ihrer Tochter Tochter Baket-Aton begleitet wird, in den sog. Sonnenschatten-Tempel, einen Verehrungs-Tempel für Aton [ebd., Abb. 5].

Interessant ist in diesem Zusammenhang vor allem die Darstellung, bei der Teje zusammen mit ihrem Gemahl dargestellt wird [ebd., Abb. 3]. Die Art, wie Amenophis III. wiedergegeben wird, entspricht der üblichen Darstellung Echnatons; aber die Königs-Kartusche rechts hinter dem Haupt der Teje sowie das Neb-Zeichen, das in der Kartusche links unten erhalten blieb, weisen ihn eindeutig als Amenophis III. aus. Der Pharao wird wie ein **Lebender** dargestellt, gerade auf diesem Relief wird Teje als „geliebt von ihrem Gemahl“ bezeichnet, als die „Große Gemahlin des Königs, die Herrin der beiden Länder“. Und wie die Strahlensonne Atons beweist, fand das dargestellte Ereignis **in** der Amarnazeit statt. Diese Sichtweise wird jedoch oft zurückgewiesen, die Darstellung als bewusster Anachronismus gedeutet.

Auch die übrigen Darstellungen wurden m.E. bisher zeitlich falsch eingeordnet, nämlich als Ereignisse **nach** dem Tode Amenophis' III., als Teje endgültig nach Amarna übersiedelte. Bei dieser Deutung wurde jedoch übersehen, dass auf mehreren Reliefs zugleich Baket-Aton dargestellt wird, und zwar jeweils im selben Alter. Dementsprechend müssen alle dargestellten Ereignisse sich etwa zur derselben Zeit abgespielt haben, d.h. **alle noch zu Lebzeiten** Amenophis' III., wie aus der Begrüßungs-Szene zu erkennen ist. Auch die Tatsache, dass Teje auf allen Darstellungen ein und dieselbe Krone, nämlich die schon erwähnte Federkrone trägt, weist auf zeitliche Zusammengehörigkeit hin. Die logische Folge daraus ist, dass Amenophis III. während der Amarna-Zeit, insbesondere **nach** der Umsiedlung Echnatons nach Amarna, noch **lebte**, also eine **lange Koregenz** bestand.

Das wahrscheinlichste Bild

Geht man von der Koregenz aus, dann lässt sich folgende Abfolge der Ereignisse ableiten: Echnaton bestieg ursprünglich den Thron nicht als Alleinherrscher, sondern lediglich als Mitregent seines Vaters und damit als „Junior-Partner“. Nach dem gescheiterten Experiment mit dem Bau des Großen Aton-Tempels in Theben, gegen den sich wohl unüberwindbarer Widerstand der Amun-Priesterschaft erhob, sieht er sich gezwungen, nach Amarna auszuweichen. Dort, aber auch **nur dort** kann er seine religiösen Vorstellungen verwirklichen. Als formale Mitregentin in diesen ersten Jahren in Amarna fungiert Nofretete, wozu **Hornung** [1995, 64] schreibt:

„Nofretete beteiligte sich an der Herrschaft, ohne formell Mitregentin zu sein. Sie ist Echnatons persönliche Göttin und bildet mit ihm und dem

Aton eine göttliche Dreiheit, wie sie im Pantheon des Neuen Reiches so häufig begegnet.“

Und in dieser Zeit trug Nofretete, wie z.B. auf den Grenzstelen von Amarna dargestellt, die schon erwähnte Federkrone, mit der in den später entstandenen Reliefs des Huja-Grabes Teje dargestellt wurde.

Die Zeit nach Amenophis' III.

Um nach obigem Exkurs wieder auf Semenchkare zurückzukommen: In *Kemet* [1998, 6] schrieb ich über ihn:

„Nach dem Tode Amenophis' III. wurde dann Semench-Ka-Ra (eine weitere Schreibweise für Semenchkare) im 12. oder 13. Regierungsjahr Echnatons zu dessen neuem Mitregenten erhoben. Dies könnte auf **Kosten Nofretetes** erfolgt sein. Dafür, daß Semench-Ka-Ra irgendwie Nofretete abgelöst hat, spricht, daß er seinen Geburtsnamen ‚Semench-Ka-Ra‘ in ‚Nefer-Neferu-Aton‘ abänderte, einen Namen, den vorher Nofretete als Beinamen führte. Wegen der Gleichheit dieser Namen sind mitunter beide sogar verwechselt worden. Als Thronname nahm Semench-Ka-Ra den Namen ‚Anchcheperure‘ an. Die Ernennung Semench-Ka-Ras zum Mitregenten war natürlich erst dann möglich, als Echnaton **Allein-Herrscher** geworden war; zuvor war dann ja der **andere** Mitregent der bis dahin noch lebende Amenophis III.“

Ein erstes Resümee

Die Erkenntnis, dass Semenchkare unter mehreren Namen in Erscheinung trat und der Name „Nefer-Neferu-Aton“ auch von Nofretete geführt wurde, könnte ein Grund dafür sein, warum über ihn so unterschiedliche Ansichten bestehen. Er wurde eben im Laufe seines Lebens unter unterschiedlichen Namen dokumentiert, und manches *ihm* zugeordnet, das eigentlich Nofretete unter ihrem Beinamen Nefer-neferu-Aton zuzuschreiben war. Mehrere Namen für ein und denselben Pharaon, aber einer dieser Namen auch noch für eine **andere** Person – das musste zu Verwechslungen oder Unklarheiten führen. Sehr deutlich beschreibt v. **Beckerath** [1997, 112] dieses Problem:

„Königin Nofret-ete heißt in offiziellen Inschriften ‚Nefer-Nefru-aten Nofret-ete‘ (alles in *einem* Königsring). Andererseits wird Semench-ka-rê, der Gatte der ältesten Königstochter Merit-aten, in den wenigen Inschriften, in denen er unter diesem Namen erscheint, stets Anch-chepru-rê (Thronname, ohne Epithet) genannt. [...] Umstritten ist immer noch ein König mit dem gleichen Thronnamen Anch-chepru-rê, jedoch mit dem Beinamen ‚geliebt von Nefer-chepru-rê‘ bzw. von Wâ-en-rê (das ist Achen-aten), [...] ferner eine regierende Königin, von der nur der Thronname

Anchet-chepru-rê (mit den gleichen Epitheten wie bei Anch-chepru-rê) selten auf Siegeln belegt ist“ [Hvhg. der weiblichen Endung „t“ von O.E.].

V. Beckerath [112 f.] fährt dann fort:

„Die eine Zeitlang aufgestellte Theorie, alle diese Namen seien der Nofret-ete zuzuschreiben und es habe gar keinen König Semen-ch-ka-rê gegeben, kann jetzt wohl als widerlegt gelten. Ebenso läßt sich aber die Existenz einer Königin Anchet-chepru-rê nicht leugnen, doch ist ihre Identität noch umstritten. Gegen die Ansicht von Krauss, der sie mit Merit-aten identifizieren möchte, spricht allein schon ihre Darstellung als Gemahlin des Semen-ch-ka-rê; es ist nach ägyptischer Vorstellung unmöglich, daß eine Frau, die einmal ‚Pharao‘ mit den göttlichen Aspekten eines solchen war, später in den ‚irdischen‘ Stand einer Königsgemahlin zurückversetzt werden könnte. Demnach kommt Anchet-chepru-rê nur noch als Thronname der Nofret-ete in Betracht; sie scheint von Echnaton in den späteren Jahren seiner Regierung zur Mitregentin erhoben worden zu sein.“

Mangelnde Logik

V. Beckeraths Argumentation bzgl. Meritaton ist jedoch in sich nicht schlüssig. So kann Meritaton zunächst ‚lediglich‘ die Gemahlin von Semenckere gewesen und erst nach dessen Tod zur Mitregentin oder gar Nachfolgerin Echnatons emporgestiegen sein. Dass Nofretete wohl doch nicht die geheimnisvolle Königin Ancheteperure sein kann, geht aus einer anderen Darstellung (Abb. 2) hervor: Die in Amarna gefundene Stele zeigt nämlich eine Königin „Ancheteperure Neferneferuaton“, gefolgt von der dritten Echnaton-Tochter Anchesenpaaton, vor Echnaton und Nofretete und beweist zunächst, dass diese Königin nicht identisch mit Nofretete ist. Die schon früher publizierte Stele [University College 410; Gabolde 2001, 29] wird häufig abgebildet, so in einem *Kemet*-Heft [1/2002, 24], das mehrere interessante Artikel über diese rätselhafte Zeit enthält, unter denen der von Gabolde hervorzuheben ist.

Bei der *Kemet*-Wiedergabe wird in der Legende *Meritaton* genannt, die zusammen mit ihrer Schwester Anchesenpaaton vor Nofretete und Echnaton steht, sicher die wahrscheinlichste Deutung. Weiterhin meint der Autor Thomas Kühn, dass Echnaton und Nofretete wahrscheinlich schon gestorben seien, ihnen also eine *Toten*-Ehrung dargebracht wird. Genau so äußert sich Gabolde [2001, 29]; auch nach seiner Auffassung kommt nur Meritaton als die mysteriöse Königin Ancheteperure in Frage.

Allerdings wird Echnaton in der rekonstruierten Form der Gesamt-Stele noch als König von Ober- und Unter-Ägypten, als Herr der beiden Länder bezeichnet, was im Regelfall nur bei *lebenden* Pharaonen üblich war. Eventuell ist aber dieses Detail nicht richtig rekonstruiert worden. Also ist auch diese

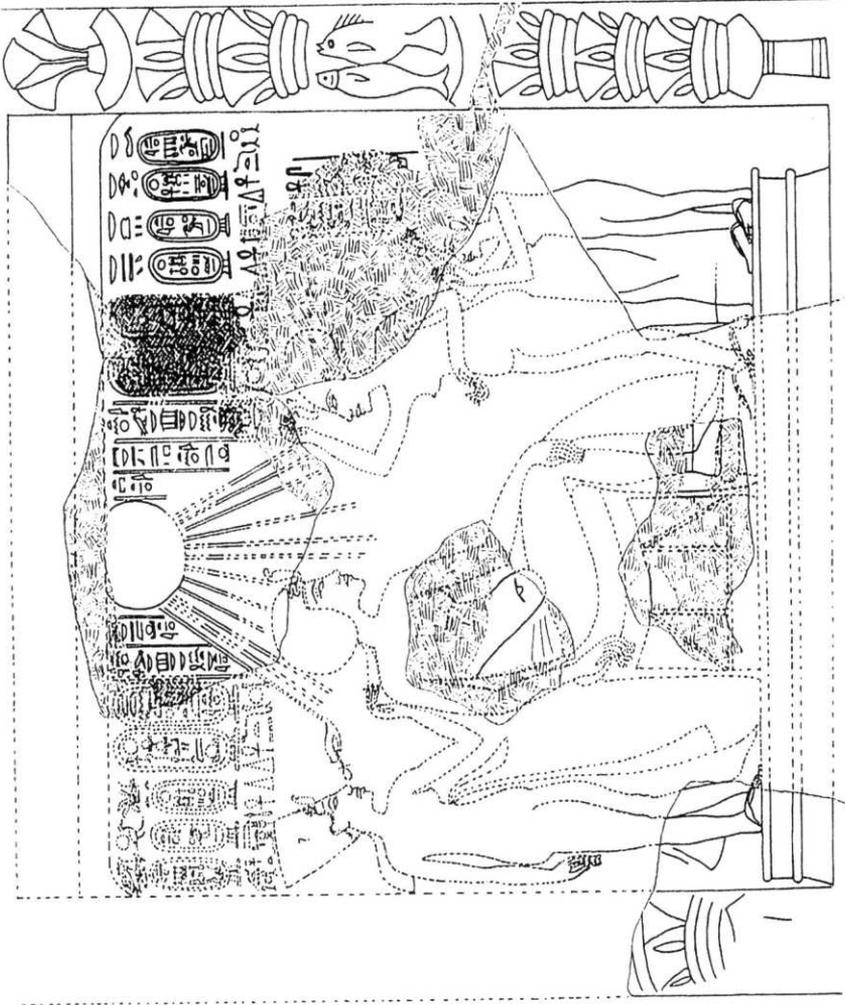


Abb. 2: Die in Amarna gefundene Stele zeigt vor Echnaton und Nofretete eine Königin „Anchetsheperure Neferneferuaton“, gefolgt von der dritten Echnaton-Tochter Anchesenpaaton. Diese Königin kann nicht identisch mit Nofretete sein. [Kemet 1/2002, 24]

Darstellung nicht eindeutig zu interpretieren, wie viele andere Darstellungen aus der Amarnazeit unterschiedlich zu deuten.

Wolfgang **Grajetzki** [2002, 17] schrieb unter „Lebensdaten zur königlichen Familie am Ende der 18. Dynastie“ in einer sehr guten und übersichtlichen Darstellung zu dem Stichwort **Anchet-cheperu-Ra**:

„Auf zahlreichen Siegeln erscheint eine Person mit diesem Namen. Die t-Endung in Anchet zeigt, dass es sich um eine weibliche Person handelt. Auf einigen Siegeln wird diese Frau als ‚geliebt von Wa-en-Ra‘ bezeichnet. Wa-en-Ra ist ein Beiname Echnatons, so dass man annehmen kann, dass diese Person zu Lebzeiten Echnatons agierte. Da in Schreibungen des Ägyptischen die ‚t‘-Endung weggelassen werden kann, ist eine Identifizierung mit einer der Anchet-cheperu-Ra genannten Personen möglich, aber nicht bewiesen.“

Nofretete könnte demnach unter beiden Namen, in der männlichen und in der weiblichen Form, in Erscheinung getreten sein.

V. Beckerath [113] schreibt zu der postulierten Mitregentschaft der Nofretete, dass Semenchkare vermutlich erst zum Zeitpunkt des Todes der Nofretete an deren Stelle Mitregent Echnatons wurde und dass seine Gemahlin Meritaton zu dieser Zeit vermutlich die Rolle der „First Lady“ übernommen hätte. Auch das ist nicht zwingend: Nofretete musste vielleicht, wie ich es in der oben erwähnten Arbeit vermutete, zunächst zugunsten von Semenchkare ihre bis dahin in Amarna bestehende Mitregentschaft aufgeben und hätte diese Funktion erst dann wieder übernehmen können, als Echnatons neuer Mitregent starb. V. Beckerath bringt mit seiner Annahme jedenfalls keine eindeutige und widerspruchsfreie Erklärung dafür, dass Semenchkare nach heutigem Kenntnisstand zu **dem** Zeitpunkt in Erscheinung tritt, als Nofretete anscheinend verschwindet.

Eine völlig neue Hypothese

1973 stellte John R. **Harris** eine damals ganz neue und verblüffende Lösung dieses Problems vor: Hinter Semenchkare verberge sich in Wirklichkeit **Nofretete**. Diese wäre nicht in Ungnade gefallen, sondern unter **neuem Namen** zur Mitregentin Echnatons im Gesamt-Reich erhoben worden; bis dahin war sie dies ja nur für Echnatons bisherigen Herrschaftsbereich Amarna. Harris fasste seine Erkenntnisse in den *Göttinger Miscellen* zusammen:

„Nachdem Königin Nefernefruten im (oder um das) 13. Regierungsjahr Echnatons die Königskrone, aber nicht die volle Titulatur angenommen hatte, scheint sie plötzlich von der Bildfläche zu verschwinden. Etwa um dieselbe Zeit tritt als Mitregentin eine sonst unbekannt Person namens Nefernefruten, aber mit einem anderen Epitheton und mit dem Vornamen Anchetcheperu in Erscheinung. Während der Zeit der Mitregentschaft geht

die Stellung der ‚hemet nesu weret, der Großen Königsgemahlin‘, auf Meritaton über, die in dieser Eigenschaft nur in Verbindung mit Nefernefruaten auftritt. Als Letztgenannte(r) den Namen Semenchkere annimmt – möglicherweise als Alleinherrscher. [...]

Es hat daher den Anschein, wie wenn zwei königliche Personen ähnlichen Namens, die in keiner Hinsicht eindeutig zu unterscheiden sind, ohne erkennbaren Abstand, aber auch ohne Überschneidung aufeinander gefolgt wären. Mit guten Gründen läßt sich also für eine einfache Identifizierung beider plädieren“ [Reeves 198].

V. Beckerath lehnte dies in seiner obigen Darstellung ebenso ab wie viele andere Ägyptologen. Dagegen wurde Harris' These vor allem von Nicolas **Reeves** aufgegriffen, der mehrere Jahre Kurator am Britischen Museum war und u.a. Leiter des *Amarna Royal Tombs Project* im Tal der Könige ist. In seinem Echnaton-Buch schreibt er dazu:

„Wie Harris 1973 ausführte, gibt es eine klare Abfolge in der Entwicklung der Namen Königin Nofretetes, der Koregentin Echnatons und schließlich seiner Nachfolgerin:

1. Königin Nofretete wird Königin Nefernefruaton-Nofretete
2. Königin Nefernefruaton-Nofretete wird Mitregentin Anchcheprure + Epitheton und Nefernefruaton + Epitheton (in zwei Kartuschen)
3. Mitregentin Anchcheprure + Epitheton Nefernefruaton + Epitheton (in zwei Kartuschen) wird Mitregentin, dann Herrscher Anchcheprure Semenchkare (in zwei Kartuschen).“ [Reeves 199]

Etwas einfacher und damit übersichtlicher führt **Grajetzki** [2002, 16] die einzelnen Phasen nach der Hypothese von Harris und Reeves auf:

1. Nofretete
2. Nofretete *Nefer-neferu-Aton*
3. Anch-cheperu-Ra *Nefer-neferu-Aton*
4. Anch-cheperu-Ra *Semenech-Ka-Ra*.

Auf einmal eine Frau

Semenchkare in Wirklichkeit eine **Frau** – das ist wirklich eine überraschende Deutung. Die Frage ist nur, ob man es eindeutig bzw. widerspruchsfrei beweisen kann. Eine **Frau**, gleich welche, ist in der Endphase der Amarnazeit zu Herrscherrang aufgestiegen; das ist u.a. durch Siegel-Funde archäologisch belegt und wurde bereits erwähnt. Laut Reeves [199] machte man bei Durchsicht einer von Petrie in den Jahren 1891–92 in Amarna gefundenen Sammlung von Ringköpfen aus Fayance die Entdeckung, dass die Inschriften bei manchen nicht die übliche maskuline Form „Anchcheprure“ aufweisen, sondern ausdrücklich die weibliche Form „Anchetchepurure“. Später machte man noch weitere Funde mit derartigen Inschriften.

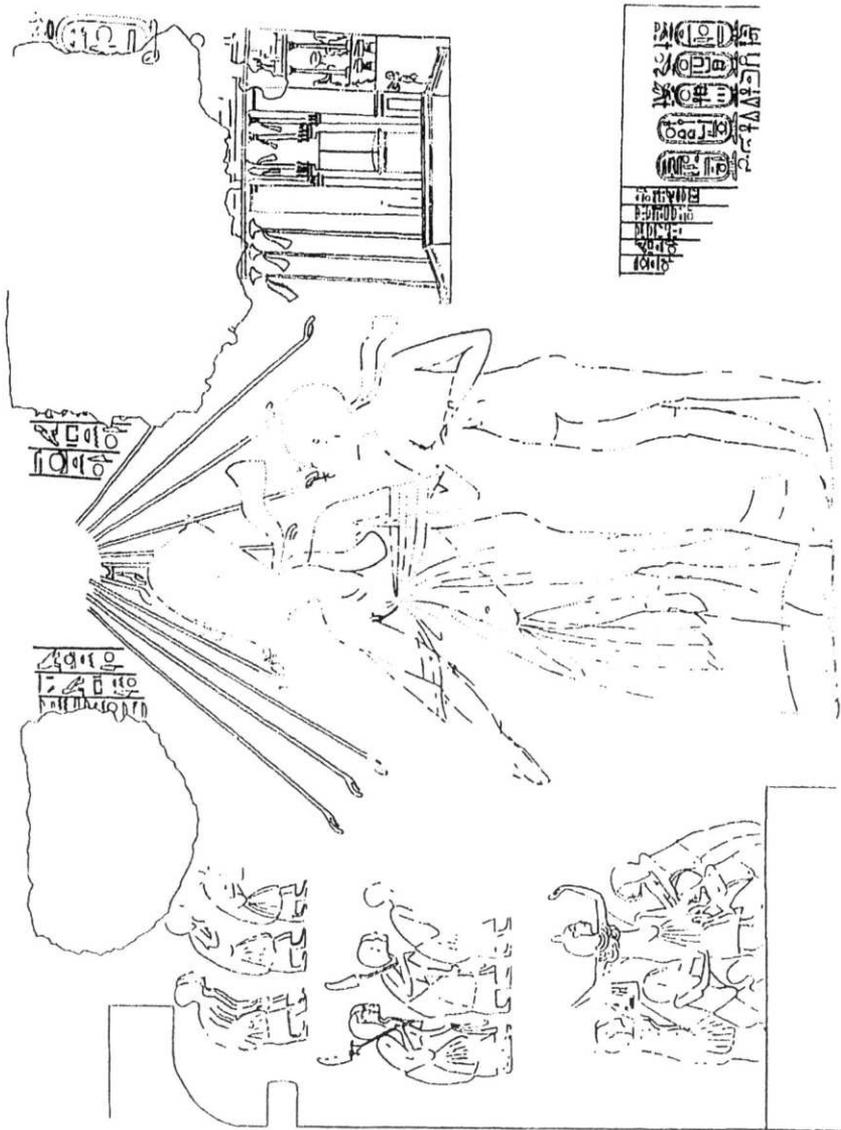


Abb. 3: Zeichnung im Beamtengrab des Merire II. (Amarna): Anchsheprure Semenchkare zusammen mit Meritaton, die auf der Beischrift den Titel einer Großen Königsgemahlin trägt [kemet 1/2002].

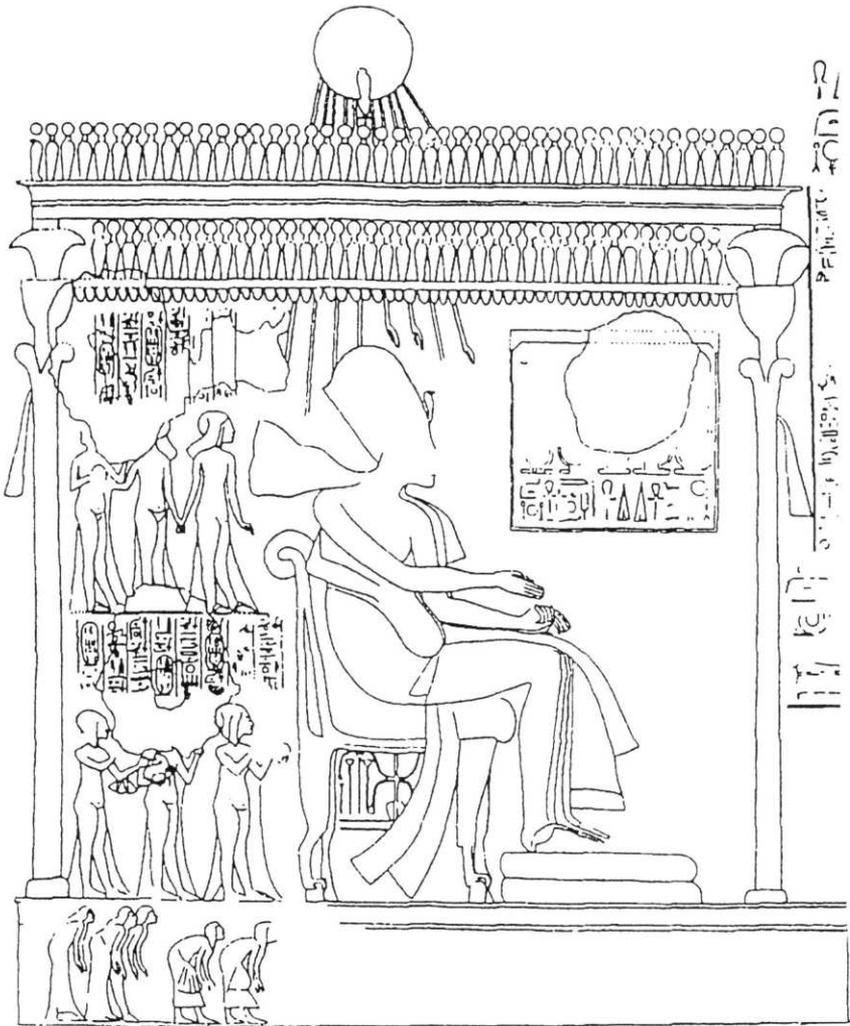


Abb. 4: Grab von Merire II.: Bei Überreichung des großen Fremdölker-Tributes in seinem 12. Regierungsjahr erscheint Echnaton mit seinen sechs Töchtern. Echnaton hält in seiner linken Hand noch eine andere, die als eine Hand Nofretetes gedeutet wird.

Reeves hält diese Königin für Nofretete, aber es wurde schon gezeigt, dass diese Herrscherin eben nicht mit Nofretete identisch war.

Ein weiteres Gegen-Argument

Scheinbarer Gegenbeweis gegen die von Reeves aufgegriffene These von Harris ist eine Zeichnung im Beamtengrab des Merire II. (Amarna), die Anchcheprure Semenchkare zusammen mit Meritaton zeigt, wobei Meritaton auf der Beischrift den Titel einer Großen Königsgemahlin trägt. Dieses Bild (Abb. 3) wurde bisher so gedeutet, dass Meritaton damit als **Gemahlin** Semenchkares dargestellt wird. Dies braucht aber nicht zuzutreffen. Die Bezeichnung einer Großen Königsgemahlin dürfte sicher nicht nur eine 'Funktions-Beschreibung' gewesen sein, sondern auch bzw. lediglich ein **Titel**. So trugen Töchter von Amenophis III. und Ramses II. diese Bezeichnung, ohne dass man zwingend daraus ableiten muss, sie hätten deshalb das Bett ihres Vaters geteilt. Auch Harris schrieb dazu: „Während der Zeit der Koregentschaft geht die Stellung der ‚hemet nesu weret, der Großen Königsgemahlin‘, auf Meritaton über“ [Reeves 198].

Zwar wird das Bild üblicherweise als Beweis für die männliche Natur Semenchkares angesehen, aber man könnte es ebenso gut als ein Indiz **für** die Thesen von Harris und Reeves deuten. Merire war Haushofmeister der Nofretete, und genau wie Huja in seinem Grab den Triumph seiner Herrin Teje darstellen ließ, tat dies Merire für Nofretete: Er ließ sie als Pharao darstellen, als Pharao Semenchkare Anchcheperure, und neben dem Pharao dann ihre Tochter Meritaton als neue Königsgemahlin, konkret mit dem Titel einer solchen. Auch Reeves [192 ff.] nimmt zu dieser Problematik ausführlich Stellung.

Nach einer Ansicht Widerlegung, nach der anderen Bestätigung – das zeigt die Problematik der Deutung vieler Darstellungen aus dieser Zeit sehr deutlich.

Noch eine strittige Deutung

Es gibt noch ein anderes im Grab von Merire II. erhaltenes Bild (Abb. 4), das ebenfalls konträr gedeutet werden kann. Es zeigt die Überreichung des großen Fremdvölker-Tributes, die im 12. Regierungsjahr Echnatons stattfand. Auf den ersten Blick scheint dies nur vor Echnaton (nebst seinen sechs Töchtern) alleine zu geschehen; erst bei genauem Hinschauen erkennt man, dass Echnaton in seiner linken Hand noch eine andere hält, die als eine Hand Nofretetes gedeutet wird. Reeves interpretiert diese Art der Darstellung als eine fast völlige Verschmelzung, als vollkommene Harmonie der beiden. Man kann dies Bild aber auch so deuten, dass die Rolle Nofretetes bei der Tribut-Übergabe eigentlich **nicht dokumentiert** werden sollte. Der Auftragsgeber des Bildes, wahrscheinlich Merire, hätte dann lediglich durch die dargestellte

Hand zeigen lassen, dass Nofretete bei der Tribut-Übergabe doch anwesend war, an der Seite ihres Gemahls saß. Auf dieses Bild soll später nochmals eingegangen werden.

Eine scheinbare Bestätigung

Die These von Harris und Reeves lässt sich natürlich sehr gut mit der Ansicht von v. Beckerath [113] verbinden, Echnaton hätte in seinen späteren Jahren Nofretete zur Mitregentin erhoben, am ehesten wohl im Jahr 12, in dem die Überreichung des Fremdvölker-Tributes an Echnaton stattfand. Es gibt jedoch auch Argumente dagegen, nicht nur die schon zitierte Argumentation v. Beckeraths.

So ist auf einem im Königsgrab von Amarna gefundenen Fragment des Sarges der Teje dargestellt, wie Echnaton, Nofretete und Meritaton um Teje trauern; unter dem Namen der Meritaton ist beigefügt, dass sie von der Großen Königlichen Gemahlin Nofretete geboren worden ist. In mehreren Fernseh-Sendungen über die Amarnazeit wies *Loeben* auf ein Uschepti der Nofretete hin, auf dem sie ebenfalls als Große Königliche *Gemahlin* bezeichnet wird. Für das Uschepti einer zur Mitregentin und damit zum Pharao Aufgestiegenen wäre, wie v. Beckerath schrieb, diese Bezeichnung auf jeden Fall seltsam. Zu dem Epitheton der Meritaton auf dem Sargfragment ließe sich sagen, man konnte sie schlecht als „geboren von dem Pharao Neferneferuaton bzw. Semenckare“ bezeichnen.

Eine mysteriöse Briefschreiberin

Reeves übernimmt in seinem Echnaton-Buch nicht nur die von Harris postulierte Identität von Nofretete und Semenckere, sondern vertritt die Auffassung, dass Nofretete schließlich sogar Echnatons *Nachfolgerin* geworden ist. In dieser Eigenschaft hätte sie nach dem Tode Echnatons den berühmten Brief an den Hethiter-König geschrieben und diesen um einen seiner Söhne als ihren neuen Gemahl gebeten. Dies hätte jedoch die Missbilligung anderer führender Persönlichkeiten in Amarna hervorgerufen; Nofretete sei gestürzt, eventuell sogar beseitigt worden.

Als ein Indiz für diese These fügt Reeves u.a. an, dass etliche der Figuren, die im Grab Tutanchamuns gefunden wurden, eindeutig *weibliche* Formen aufweisen. Sie wären dann eigentlich für Nofretete angefertigt worden, ihr aber jedoch nicht ins Grab gegeben worden, weil sie, wie oben angeführt, in Ungnade gefallen wäre.

Etliche der im Grab Tutanchamuns gefundenen Beigaben sind ursprünglich nicht für ihn, sondern für andere Angehörige der Königsfamilie angefertigt worden; das steht nach heutigen Erkenntnissen fest. Dies gilt insbesondere für die berühmten Kanopen-Särge, die ursprünglich für eine Person

namens „Anchheprure Nefernefruaton“ gemacht wurden, aber später für Tutanchamun verwendet und entsprechend umgeschrieben wurden. Auch dies wird von Reeves angeführt.

Es ist jedoch nicht sehr wahrscheinlich, dass eine doch schon in die Jahre gekommene Frau wie Nofretete den Hethiter-König um einen Sohn als Gemahl bat. Dies könnte eher auf *Meritaton* zutreffen, die nach der erwähnten Zeichnung den Titel der Großen Königsgemahlin trug; die hethitische Bezeichnung „Dachamunzu“ für die Briefschreiberin bedeutet gerade Königsgemahlin. Diese These ist lange Zeit von Krauss vertreten worden; in einer Fernseh-Sendung zum Thema Amarnazeit [ZDF Enterprise 2002 und Phoenix] erklärte er jedoch, er sähe schon immer *Nofretete* als die Briefschreiberin.

Eine vergessene Akteurin

In dem von Harris und Reeves entworfenen Szenario der späten Amarnazeit fehlt jedoch eine, die damals sicher eine wichtige Rolle gespielt hat: *Teje*. Die bereits angeführten Reliefs des Huja-Grabes weisen darauf hin, dass sie über Nofretete triumphiert hatte, denn die Federkorne trägt dort Teje. Die große Bedeutung dieser Kopfbedeckung lässt sich daran ermessen, dass sie auch von *späteren* Pharaonen-Gemahlinnen getragen wurde, z.B. von Anchesenpaaton oder Nefertari.

Wenn Nofretete an Teje die Federkrone abtreten musste, dann vielleicht ebenso ihre Namen „Anchheprure“ und „Nefernefruaton“, insbesondere wenn diese inzwischen *zu Titeln* geworden sind. In einer weiteren Phase, insbesondere nach dem Tod von Amenophis III., könnte dann, so wie es Harris für Nofretete annimmt, Teje zusätzlich noch den Namen Semenckere angenommen haben.

Manches spricht für Teje

Einmal spricht der Name „Semenckere“ nicht gerade für einen glühenden Aton-Verehrer: Er enthält zwar einen solaren Gott, aber dieser ist nicht Aton, sondern der unverdächtige und seit Frühzeiten verehrte Re. Die für Semenckere angenommene Regierungszeit von 3 Jahren entspricht der Zeit, die Teje nach ihrer Übersiedlung nach Amarna noch gelebt haben soll, nämlich vom 12. bis zum 14. Regierungsjahr Echnatons. Und es ist eigentlich ziemlich unwahrscheinlich, dass jemand wie Nofretete, die einen großen Anteil am Aton-Kult hatte, sich ihren Totentempel wieder in Theben, dem Hauptkultort Amuns, anlegen ließ – und das auch noch zu Lebzeiten Echnatons! Die Anlage eines Totentempels in Theben und nicht in Amarna noch während der Regierungszeit Echnatons ist eher für Teje anzunehmen, wobei man sich dann allerdings fragen muss, warum Echnaton dies zugelassen hätte.

Wieder nicht eindeutig interpretierbar

Manches spricht also dafür, dass nicht Nofretete in der Spätzeit Echnatons unter dem Namen „Semenchkare“ zusätzlich die Pharaonen-Würde bekam. Auch Teje müsste in Betracht gezogen werden, denn dies würde auf den ersten Blick zur Deutung der zitierten Reliefs des Huja-Grabes passen. Die Übergabe der Federkrone könnte allerdings auch nur bedeutet haben, dass Teje den Titel der „Großen Königsgemahlin“ und die damit verbundenen Rechte, die sie bisher zu Lebzeiten ihres Gemahls Amenophis III. innehatte, unter ihrem Sohn als neuem Haupt-Pharao weiterhin beibehielt.

Nofretete konnte andererseits auf den Titel der Königsgemahlin und auf die Federkrone verzichten, weil sie ja zu der neuen Würde der Mitregentin für das *Gesamt*-Reich aufgestiegen war. Aber merkwürdig bliebe es doch, wenn die angeblich immer mächtiger gewordene Nofretete zugelassen hätte, dass im Huja-Grab allein Teje mit der Federkrone dargestellt wurde, was wie eine Herabstufung, wenn nicht wie eine Niederlage Nofretetes aussah. Tejes bedeutende Stellung in Amarna drückt sich auch darin aus, wie sie von Echnaton selbst in den Sonnentempel geführt wird [vgl. Ernst 1997, Abb. 5].

Der Triumph Tejes könnte somit in mehreren Etappen erfolgt sein: Zunächst – noch zu Lebzeiten Amenophis' III. – musste Nofretete an sie die Federkrone und damit die Stellung der ranghöchsten Dame in Amarna abgeben; nach seinem Tod wäre Teje die neue Mitregentin geworden, übernahm somit auch diese Position, die Nofretete bisher, allerdings nur für Amarna, eingenommen hatte.

Umgekehrt muss man allerdings fragen: Warum ließ Huja in seinem Grab nicht darstellen, wie seine Herrin Teje sogar zur Mitregentin Echnatons aufgestiegen war? Diese Nicht-Darstellung ist ein starkes Argument *gegen* die Annahme, dass hinter Semechkare sich Teje verbergen würde, womit diese Spekulation zwingend widerlegt sein dürfte.

Eine weitere Niederlage

Aber wenn Teje als mögliche neue Mitregentin ausfällt, bedeutet das natürlich nicht, dass Nofretete unbedingt der ominöse Semenchkare war; hierauf wird noch einmal eingegangen werden. Eine andere Niederlage hat Nofretete in dieser Zeit auf jeden Fall hinnehmen müssen, nämlich eine neue *Favoritin* Echnatons. Hornung [1995, 116 ff.] schreibt dazu unter der Überschrift „Kija, die Geliebte“:

„Auf jeden Fall ist Kija mehrere Jahre neben Nofretete bezeugt, und die beiden Damen sind durch ihre offiziellen Titel sorgfältig unterschieden. Seit jeher gibt es im königlichen Harem nur eine einzige ‚Große königliche Gemahlin‘, und das ist im Falle Echnatons Nofretete. Kija hingegen

trägt den ganz ungewöhnlichen Titel ‚Große geliebte Frau des Königs‘, der sie über alle anderen Haremsfrauen emporhebt, ohne ihr jedoch eine religiöse Bedeutung zuzuweisen, wie sie Nofretete gehabt hat.

Auch in der Darstellung ist Kija sorgfältig von Nofretete unterschieden. Niemals erscheint sie mit Krone oder königlicher Uräus-Schlange, und ihr Name wird nicht in eine Kartusche eingeschlossen. Dazu kommt, dass ihr nie mehr als eine Tochter folgt, im Gegensatz zu dem in der Regel größeren Gefolge von Echnaton/Nofretete.

Ob man mit einem ‚Verschwinden‘ Nofretetes rechnet oder nicht, und wie immer es zu erklären wäre, Kija tritt für ein Weile als beherrschende Frau am Königshof hervor. In einer nur als Fragment erhaltenen Darstellung erscheint sie mit einer eigenen Tochter unter dem Strahlenaton, während gleichzeitig die Nofretete-Töchter Meritaton und Anchesenpaaton in Proskynese auf dem Boden liegen, also deutlich ins zweite Glied verwiesen sind.

Ob man allerdings mit einem förmlichen Machtkampf zwischen Kija und Meritaton (die zuletzt den Titel einer Königin trägt) in den späten Jahren Echnatons rechnen muß, bleibt der Spekulation überlassen. Sicher scheint nur, daß der Name der Kija an vielen Stellen durch den der (Prinzessin, nicht Königin) Meritaton ersetzt worden ist.“

Nicht gesicherte Herkunft

Es ist unklar, wer Kija war. Meist wird angenommen, dass sie aus Mitanni stammte, dem Königreich im heutigen nördlichen Syrien. Amenophis hatte kurz vor seinen Tod noch eine Königstochter namens Tadupecha aus Mitanni zugeschickt bekommen, die Echnaton später aus dem Harem seines Vaters übernahm. Viele halten Kija für Tadupecha selbst, aber wie Hornung zu Recht schreibt, kann sie eine der 317 Ehrendamen gewesen sein, von denen Tadupecha begleitet wurde.

Falls Kija aus Mitanni stammt, dann wäre das ein weiteres Argument für eine lange Mitregentschaft: Das von Hornung erwähnte Relief beweist den Aufstieg Kijas etwa für die Zeit, als – im 12. Jahr Echnatons – der Fremdvölker-Tribut stattfand. Damals lebte die zweite Echnaton-Tochter Maketaton noch; beim Triumph Kijas muss sie jedoch schon verstorben sein, ansonsten wäre sie ebenfalls in Proskynese dargestellt worden. Und da Kija nur mit **einer** Tochter dargestellt ist, dürfte sie noch nicht über viele Jahre Echnatons Favoritin gewesen sein.

Die wahrscheinlichste Erklärung ist also, dass Amenophis III. mindestens bis ins 11. Jahre Echnatons noch lebte, denn die Damen aus Mitanni kamen erst nach seinem Tode nach Amarna. Es wäre wohl eine unsinnige Annahme, dass Teje – bei Annahme eines viel früheren Todes ihres Gemahls – dessen

Harem erst etliche Jahre danach ihrem Sohn übergeben hätte, z.B. als dessen neue Hauptstadt Amarna in Echnatons 12. Jahr dann so weit fertiggestellt war, dass in ihr der Fremdvölker-Tribut stattfinden konnte.

Falls die Annahme von Harris und Reeves nicht stimmen würde, könnte die Folgezeit für Nofretete doppelt frustrierend gewesen sein: Einmal wurde sie nicht Mitregentin für das Gesamt-Reich, zum anderen wandte sich ihr Gemahl einer neuen Frau zu.

Noch einmal zu den rätselhaften Namen

Dass die Namen „Anchcheperure“ und „Neferneferuaton“ sowohl von Nofretete als auch von dem rätselhaften Pharao Semenckere getragen wurden, wird allgemein angenommen, egal wer sich dahinter verbirgt. Und die Stele UC 410 zeigt, dass Meritaton sie zusätzlich übernommen und lediglich durch das „Anchet“ gelegentlich ihre weibliche Natur betont haben kann.

Dementsprechend führt Grajetzki in dem *Kemet*-Artikel [16 f.] zu den ominösen Namen *Anchcheperure Neferneferuaton* an:

„Ein König mit diesem Namen wird in einem Graffito in Theben genannt. Das Graffito datiert in das 3. Jahr dieses Königs. Derselbe König wird zusammen mit der Großen Königlichen Gemahlin Meritaton und Echnaton auf einer Truhe genannt, so dass man annehmen möchte, dass Echnaton und Anchcheperure – zumindest für eine gewisse Zeit – gemeinsam regierten. König Anchcheperure Neferneferuaton wird meist mit König Semenckara gleichgesetzt (wegen des bei beiden vorkommenden Namens Anchcheperure und der bei beiden bestehenden Verbindung zu Meritaton), *doch ist es möglich, dass es sich um zwei verschiedene Personen handelt*“ [Hvhg. O.E.].

Auch Meritaton kommt in Frage

Es kommen alle Personen als Auftraggeber für den Totentempel in Theben in Frage, die die Namen „Anchcheperure Neferneferuaton“ trugen, auch Meritaton. Allerdings wird bei dem Bau in Theben die *männliche* und damit die ältere, ursprüngliche Form des Namens *Anchcheperure* verwendet. Meritaton hätte dann diejenige gewesen sein müssen, unter deren Regentschaft die Aufgabe von Amarna erfolgte, denn ansonsten hätte sie sich ihren Totentempel sicher *dort* bauen lassen. Und sie hätte zum *Pharao* aufsteigen müssen, denn ansonsten hätte sie keinen Anspruch auf einen Totentempel gehabt. Diese Auffassung wird z.B. von Gabolde vertreten. Ihm gemäß soll Meritaton nach dem Tode Echnatons dessen Nachfolgerin geworden sein, während der Titel der „Großen Königlichen Gemahlin“ auf die dritte Echnaton-Tochter Anchesenpaaton übergeht; die zweite Tochter Maketaton war schon zu Lebzeiten Echnatons gestorben. Bzgl. Amarna schreibt Gabolde:

„Die Tatsache, daß es aus Amarna keine Privatstele, kein Privatgrab, keinen Ziegelstempel, kein Relief und keine Malerei aus einem Tempel, keinen Krugverschluß und schließlich keine Stiftung mit dem Namen des Tutanchaton/Tutanchamun gibt, während solche Dokumente für Anchcheperure Semenckkerare und für Anch(et)cheperure Neferneferuaton sehr wohl belegt sind, ist ein Beweis dafür, daß Tutanchaton/Tutanchamun niemals in Amarna regiert hat.“

Das ist in meinen Augen jedoch nicht zwingend. Die Aufgabe von Amarna konnte unmittelbar nach dem Tode von Meritaton/Anchcheperure Neferneferuaton erfolgt sein, als Tutanchamun noch nicht offiziell den Thron bestiegen hatte oder so kurz danach, dass von ihm dort noch nichts dokumentiert wurde.

Und noch ein Kandidat

Gabolde präsentiert eine weitere Lösung für den mysteriösen Semenckkere: Zunächst ist er der Auffassung, Meritaton sei doch mit einem – **männlichen** – Semenckkere verheiratet gewesen und hätte nach dessen Tod dessen Thronnamen übernommen. Konkret schreibt er:

„Nach dem Tode des Zananza übernahm Meritaton, die bis dahin unter Echnaton nur Regentin und unter Semenckkere nur Königin gewesen war, selbst das Königsamt, indem sie Tutanchaton zur Seite drängte. Ihren Thronnamen übernahm sie einfach von ihrem Vorgänger und Gemahl, fügte ihm jedoch meistens Epitheta an, die auf Echnaton verwiesen. Im Gegenzug verwendete sie als Geburtsnamen nur ausnahmsweise ihren eigentlichen Namen Meritaton. [...] Sie zog den Namen Neferneferuaton vor, den zuvor ihre Mutter getragen hatte und der sie in ihrer Rolle als Königsgemahlin des Echnatons pries. Die Epitheta, die auf ihre Namen folgen, betonen übrigens die Gefühlsbindung dieser Pharaonin an Echnaton, denn sie nennt sich immer noch ‚Die sich um ihren Gemahl kümmert‘ und ‚geliebt von Wa-en-Re‘ (Echnaton).“ [Gabolde 2001, 38]

Weiterhin ist Gabolde der Auffassung, und das ist das eigentlich Verblüffende, dass es sich bei Semenckkere um den **Hethiter-Prinzen Zananza** gehandelt hätte. Wie schon erwähnt, hat in der Endphase der Amarnazeit eine Pharaonen-Witwe den Hethiter-König um einen Sohn gebeten, „weil ihr Gemahl gestorben sei, sie keinen Sohn hätte und keinen ihrer Diener heiraten wolle“.

Nach Gabolde wäre die Briefschreiberin Meritaton gewesen; schließlich sei die Hochzeit wirklich zustande und Zananza auf den Pharaonen-Thron gekommen. Allerdings sei Zananza-Semenckkere nach relativ kurzer Herrschaftszeit gestorben, nach Ansicht des Hethiter-Königs von den Ägyptern umgebracht worden. Gabolde zitiert dazu die in Hethiter-Archiven gefunde-

nen Briefe bzw. Brief-Fragmente; allerdings wird seine Theorie gerade dadurch in meinen Augen jedoch eindeutig widerlegt:

So ist in keinem dieser Briefe die Rede davon, dass Zananza den Thron Ägyptens wirklich bestiegen hätte. Und in einem der zitierten Brief-Fragmente (Text Nr. 6) schreibt der Hethiter-König an einen neuen Herrscher auf Ägyptens Thron:

„Jetzt jedoch schreibst Du als König Ägyptens. [...] Ich war bereit, meinen Sohn zu schicken, um König zu sein. Aber Du warst bereits auf den Thron gestiegen, das wußte ich nicht. [...] Wenn Du aber inzwischen den Thron bestiegen hattest, hättest Du meinen Sohn nach Hause zurückschicken müssen.“ [Gabolde 2001, 33]

Also war die Briefschreiberin schon Pharao geworden, als Zananza in Ägypten ankam; sie wurde es nicht erst nach seinem Tode.

Die rätselhafte Schreiberin

Von den Ägyptologen, die sich mit diesem Frage-Komplex beschäftigten, ist als Briefschreiberin meist die *Witwe Tutanchamuns* angenommenen worden. Der neue Herrscher, der anstelle des Hethiter-Prinzen den Thron bestieg, müsste dann *Eje* gewesen sein. Völlig zu Recht wird aber gegen Anchesenamun als Briefschreiberin vorgebracht, dass die Zeit vom Tode Tutanchamuns bis zur Thronbesteigung Ejes zu kurz gewesen sei, um die ausführliche Korrespondenz bis hin zur Entsendung von Boten unterzubringen.

Reeves hält, wie anfangs angeführt, *Nofretete* für die Briefschreiberin, aber da gibt es Gegenargumente, ganz abgesehen davon, dass Nofretete vermutlich schon vor Echnaton gestorben war. So bleibt, wie angedeutet, für mich nur *Meritaton* als Briefschreiberin übrig.

Der neue Pharao

Soweit mir bekannt ist, wird von denen, die in Meritaton die Briefschreiberin sehen, angenommen, anschließend sei Tutanchaton als Pharao inthronisiert worden. In meinen Augen bietet sich jedoch eine ganz andere Lösung an, nämlich dass es die *Briefschreiberin selbst* war, die schließlich den Thron bestieg. Demnach würde Meritaton, deren Herrschaftsanspruch nach dem Tode Echnatons nicht unangefochten war, zunächst den Hethiter-König um einen Sohn als neuen Gemahl gebeten haben, der dann Ägyptens neuer König werden sollte. Als der Prinz schließlich ankam, hatte Meritaton bereits den Thron bestiegen, brauchte also den Hethiter-Prinzen nicht mehr.

Dann kann man nur noch streiten, ob der Heiratsvorschlag wirklich ernst gemeint war. Er hätte auch erfolgt sein können, um eventuell die Hethiter von weiteren Angriffen auf Vasallen Ägyptens in Nord-Syrien abzuhalten. Falls er

zunächst ernst gemeint war, käme die Frage, ob Meritaton ihn aufrecht erhalten wollte, obwohl sie schon den Thron bestiegen hatte.

Und die nächste Frage wäre natürlich, ob der Prinz wirklich ermordet wurde, weil eine oppositionelle Gruppe in der geplanten Heirat eine Gefahr für Ägypten sah. Dass Zananza auf keinen Fall auf Ägyptens Thron gelangte, dürfte wohl feststehen; diese Ansicht Gaboldes dürfte kaum zu halten sein.

Zwischen alter und neuer Lösung

So bleiben für die Identität Semenckeres eigentlich nur zwei Lösungen übrig: Entweder die Annahme von Harris und Reeves, dass Semenckere nur der neue Herrschernamen Nofretetes war, oder meine schon früher geschriebene Meinung, dass Semenckere wohl doch ein Sohn Amenophis' III. und der Teje war und nach dem Tode seines Vaters neuer Mitregent seines älteren Bruders Echnaton wurde. Nach Abwägen aller Argumente erscheint mir letzteres weiter am wahrscheinlichsten.

Es war auch für mich eine verblüffende Lösung. Einerseits hatte mich zunächst die Deutung von Reeves fasziniert, aber dann kamen Argumente dagegen auf. Wie erwähnt, gehört dazu, dass auf einem erhaltenen Uschebti Nofretete nur als „Große Königliche Gemahlin“ bezeichnet wird. Zeitweilig überlegte ich dann, ob anstelle von Nofretete *Teje* die neue Mitregentin wurde, aber auch das erschien mir schließlich nicht mehr schlüssig. Und so blieb nur das übrig, was die Auffassung des Großteils der Ägyptologen ist: Semenckere war wirklich ein *Mann*.

Allerdings gibt es verschiedene Auffassungen darüber, von wem er abstammt. Ein Königsohn muss er gewesen sein; ansonsten hätte er gegenüber anderen keinerlei Ansprüche gelten machen können. Dann bleibt eigentlich nur Amenophis III. als Vater übrig, obwohl von vielen bezweifelt wird, dass Teje für ihn noch im geburtsfähigen Alter war. Aber es ist nicht einmal sicher, wie alt er bei seiner Rangerhöhung war; vielleicht war er sogar nur wenig jünger als Echnaton selbst. Ansonsten bliebe noch die Möglichkeit, dass er ein Sohn Amenophis' III. von einer Nebenfrau war.

Bei dieser Deutung – Semenckere als Sohn Amenophis' III. – gibt es die wenigsten Widersprüche zu den vorliegenden Fakten, und zu einem Semenckere, der sich bis zum Tode seines Vaters dessen Hof aufgehalten hatte, passt am besten die Anlage eines Totentempel in Theben.

Der wahrscheinlichste Ablauf

Die letzten Jahre Echnatons und die Endphase der Amarnazeit könnten dann so abgelaufen sein: Als absehbar wurde, dass Amenophis III. nicht mehr lange leben würde, gelingt es Teje durchzusetzen, dass ihr vermutlich dritter Sohn Semenckere neuer Mitregent wird, Nofretete aber auf diese Funktion

verzichten muss. Diese wird also nicht erhöht, wie Harris und Reeves vermuten, sondern herabgesetzt und zieht sich aus der Öffentlichkeit zurück; vielleicht ist ihre Anwesenheit beim Tributempfang ihr letzter Auftritt. Ein weiterer Grund für ihr Verschwinden aus der Öffentlichkeit mag sein, dass Echnaton sich mit Kija einer neuen Favoritin zuwendet. Das einzig positive für den Nofretete-Meritaton-Clan wäre dann gewesen, dass letztere durch Semenchkare zur „Großen Königlichen Gemahlin“ wird; das könnte der Grund gewesen sein, warum Merire das in seinem Grab darstellen lässt: den neuen Mitregenten Semenchkere zusammen mit seiner Großen Königlichen Gemahlin Meritaton.

Nach etwa dreijähriger Mitregentschaft scheint Semenchkere dann gestorben zu sein, bald darauf wahrscheinlich Nofretete. Echnaton erwählt keine neue „Große königliche Gemahlin“, sondern Meritaton fungiert jetzt auch für ihn in dieser Rolle. Nach dem Tode Echnatons macht sie sich um ihre Position Sorge und bittet den Hethiter-König um einen seiner Söhne. Dieses Projekt scheidet jedoch, eventuell weil dieser von einer Oppositions-Gruppe umgebracht wird. Meritaton schafft es aber trotzdem, den Thron zu besteigen, vermutlich unter Zurückdrängung Tutanchamuns. Als Herrschernamen verwendet sie dann dieselben, die schon früher ihre Mutter Nofretete als Beinamen getragen hat: Anchcheperu-Re und Neferneferuaton.

Wie Meritatoms Herrschaft verlief und was mit ihr geschah, ist völlig dunkel. Vielleicht erlitt sie das Schicksal, das Reeves für Nofretete annimmt: in Ungnade gefallen wegen ihrer Kontakte mit den Hethitern und schließlich beseitigt. Dann könnte aus dem für sie vorgesehenen Grabschatz später Etlliches für das Begräbnis Tutanchamuns verwendet worden sein.

Ihr Nachfolger wird Tutanchaton. Wer dessen Eltern waren, ist derzeit noch nicht zu entscheiden. Er könnte ein weiterer Sohn von Amenophis III. und Teje gewesen sein oder ein Sohn Amenophis' III. von einer Nebenfrau, wie Hornung annimmt. Gabolde [2001, 24 ff.] hält ihn für einen Sohn von Echnaton und Nofretete. Meist wird vermutet, dass der spätere Tutanchamun ein Sohn von Echnaton und Kija war, was ein Zurückdrängen Tutanchamuns durch Meritaton noch wahrscheinlicher machen würde. Kija wurde natürlich von Nofretete und Meritaton gehasst, weshalb Meritaton später deren Namen durch ihren eigenen ersetzten ließ.

Der Verbleib der Mumien

Zu den vielen Rätseln über das Ende der Amarnazeit 'passt', dass fast gar nichts über den Verbleib der Mumien des Königshauses von Amarna bekannt ist. Sicher sind die meisten zunächst in dem Grab bestattet worden, das Echnaton für sich selbst in Amarna anlegen ließ. Eindeutig gesichert ist dies für **Maketaton**, die zweite Tochter Echnatons.

Auch *Teje* dürfte zunächst dort bestattet worden sein, denn dort wurden Reste ihres Sarkophages gefunden, die von *Raven* beschrieben wurden. Auf einem dieser Fragmente wird Nofretete ebenfalls als Große Königliche Gemahlin bezeichnet. Weiterhin wurde in dem 1907 im Tal der Könige entdeckten Grab KV 55 ein Holzschrein gefunden, den Echnaton ebenfalls für seine Mutter hatte anfertigen lassen, der sich dann ursprünglich im Königsgrab von Amarna befunden haben muss. Teje erhielt also ein würdiges Begräbnis; ein Beweis dafür, dass sie nach ihrem früheren Triumph über Nofretete nicht wieder in Ungnade gefallen war.

Besonders interessant wäre jedoch zu wissen, was mit der Mumie *Echnatons* geschah. Vieles spricht dafür, dass sie in dem rätselhaften Grab KV 55 gefunden wurde. Darauf soll in einem weiteren Artikel eingegangen werden.

Literatur

- Aldred, Cyril (1968): Echnaton; Bergisch Gladbach
- Beckerath, Jürgen v. (1997): Chronologie des pharaonischen Ägypten; Mainz
- Ernst, Otto (1997): Als Diplomatin in Amarna. Eine neue Deutung der Teje-Reliefs des Huja-Grabes; in: *Zeitensprünge* 9 (4) 544-568
- (1998): Semenich-Ka-Ra / Eine rätselhafte Gestalt der Amarna-Zeit; in: *Kemet* 2/1998, 4-11
- (2002): Meisterin der Diplomatie. Die große Königsgemahlin Teje; in: *Kemet* 1/2002, 28-32
- Gabolde, Marc (1998): D'Akhenaton à Toutânkhamon; Lyon
- (2001): Das Ende der Amarnazeit; in: *Das Geheimnis des Goldenen Sarges*. Herausgegeben von Alfred Grimm und Sylvia Schoske; München, 9-42
- Grajetzki, Wolfgang (2002): Lebensdaten zur königlichen Familie am Ende der 18. Dynastie; in: *Kemet* 1/2002, 15-18
- Harris, J.R. (1973): Nefernefruaton; in: *Göttinger Miscellen* 4, 15 ff.
- Hornung, Erik (1964): Untersuchungen zur Chronologie und Geschichte des Neuen Reiches, Ägyptologische Abhandlungen Bd. 11; Wiesbaden
- (1995): Echnaton; Zürich
- (ab 1972): Semenichere; Stichwort in: *Lexikon der Ägyptologie*; Wiesbaden
- Krauss, Rolf (1978): Das Ende der Amarnazeit; Hildesheim
- (1980): Tutanchamun (Katalog zur Ausstellung); Wiesbaden
- (1997): Zur Chronologie der Nachfolger Achenatens unter Berücksichtigung der DOG-Funde aus Amarna; in: *MDOG* 129
- Kühn, Thomas (2002): Bewegende Schicksale. Nofretetes Töchter; in: *Kemet* 1/2002, 22-27
- Raven, Maarten J. (1994): A sarcophagus for Queen Tiy and other fragments from the Royal Tomb at el-Amarna; Leiden
- Reeves, Nicholas (2002): Echnaton. Ägyptens falscher Prophet; Mainz
- Wenig, Steffen (1972): Amenophis IV.; in: *Lexikon der Ägyptologie*, Wiesbaden
- Dr. Otto Ernst, 31373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Ambos und Kanzeln - eine vom Schachspiel flankierte Entwicklung

Heribert Illig

Die Entwicklungslinie von spätantiken Ambos und mittelalterlichen Kanzeln ist innerhalb der Phantomzeit signifikant gestört. Aber auch Aachens Ambo steht außerhalb dieser Entwicklungslinie, wie ein Exkurs in die Geschichte des Schachspiels lehrt.

Während heutzutage die Kanzel Ort der Predigt ist, gab es früher weitere Funktionen für einen erhöhten Platz in der Kirche.

„In der Liturgie und der räumlichen Anlage der Kirchen spielte der Ambo seit dem 4. Jahrhundert eine wichtige Rolle und gehörte in rangmäßig bedeutenden Kirchen zu den unerlässlichen Einrichtungen. Es handelte sich um ein durch eine Treppe erreichbares, erhöhtes Podest, dessen Name sich vermutlich aus dem griechischen Wort für ‚aufsteigen‘, ‚hinaufsteigen‘ gebildet hat. Das Podest hat einen quadratischen, polygonalen oder runden Grundriss und ist mit einer Brüstungsplatte versehen. Der Ambo diente vor allem zur Verlesung der heiligen Schrift und als Standort für die Psalmsänger, seltener als Predigtort für den Bischof, er stellt somit mehr dar als eine Kanzel. Aus Byzanz kommend, wurde er von Italien aus auch in den Ländern nördlich der Alpen bekannt. Seit der Karolingerzeit ist er in Westeuropa weit verbreitet“ [Schneider 348].

Der Spezialist würde vielleicht diese Definition aus einer Aachener Arbeitsgruppe als naiv und pauschalisierend verwerfen, kennt er doch eine Fülle von Begriffen, die von Nichtkennern meist unkritisch und sich überlappend benutzt werden. Doch für unsere Untersuchung müssen wir uns nicht auf die feinen Unterschiede von Ambo, Ambone, Bema, römischer Chorkanzel, byzantinisch-venezianischer Freikanzel, Kanzeltribüne, Lesealtan, Lesebühne, Pergamo und Pulpito einlassen, sondern stellen nur fest, dass ab ca. 400 in Konstantinopel und – das ist bereits umstritten – ab ca. 435 in Rom steinerne Ambos errichtet worden sind (denn Kenner wie G.P. Vrans sehen bis ins 6. Jh. hinein in Rom und im übrigen Westen noch keine steinernen Kanzeln [Melcher 28]). Mit veränderter Liturgie werden ab dem 10. Jh. dann Kanzeln vorrangig zur Predigt errichtet. Die an diesem Ort maßgebliche Frage stellt sich sofort: Wie steht es mit den dunklen Jahrhunderten? Können sie Kontinuität bei Ambos und Kanzeln bestätigen oder widerlegen; verlangen sie eine durchgehende Entwicklungsreihe?

Bei dieser Fragestellung scheiden spanische, französische, englische oder deutsche Gebiete aus. Romanische Kanzeln mag es dort allenfalls als Einzelfälle geben; ein Übersichtswerk wie das von Rolf Toman [1996] bringt allein Beispiele aus Italien, Haupt [115] erwähnt daneben lediglich einen Kanzelrest in Besançon. Außerhalb der Apenninhalbinsel tritt die Kanzel meist erst viel später auf. Es mag sein, dass die ab dem 13. Jh. gebauten und später zum Großteil wieder abgerissenen Lettner auch Orte zur Lesung und zur Predigt waren; es mag damals wie fast noch heute fahrbare Predigtstühle gegeben haben. Auf jeden Fall finden wir vor dem Spätmittelalter mit seinen präziösen Kanzeln – bekannte Beispiele sind die Pilgramskanzel im Wiener Stephansdom und die Tulpenkanzeln im Dom zu Freiberg/Sachsen – nur vereinzelt Steinkanzeln, etwa in der Stiftskirche des niedersächsischen Bücken (13. Jh.; seit 1985 in Verden) oder in der Augustinerkirche des brandenburgischen Bernburg (frühes 14. Jh.) [LdK ↔ Kanzel].

In Italien gibt es dagegen eine lange Traditionen an Ambos und Kanzeln. Gerade in den von Byzanz beeinflussten Gebieten wie den Regionen um Venedig und Ravenna hat sich noch ein Dutzend von Ambos erhalten, die unzweifelhaft ins 5. und 6. Jh. datiert werden. Im übrigen Italien gibt es dagegen keine Überreste aus der Zeit vor dem Schnitt 614||911. Die summarische **Statistik für Italien** lautet entsprechend Melcher [2000]:

Jahrh.	Toskana	Ober-/Mittel- Italien	Abruzzen	Kampa- nien	Apulien	Unter- Italien	Summen
4.	-	-	-	-	-	-	-
5.	-	2	-	-	-	-	2
6.	-	10	-	-	-	-	10
7.	-	1	-	-	-	-	1
8.	-	5	-	-	-	2	7
9.	-	-	-	-	1	2	3
10.	-	1	1	-	-	-	2
11.	-	3	-	1	6	1	11
12.	38	23	14	15	3	15	108
13.	31	6	12	20	11	17	97
14.	7	3	-	2	-	2	14
15.	1	-	-	-	-	-	1
Σ	77	54	27	38	21	39	256

Die Statistik ist hier und in den nachfolgenden Zeiten fast selbstsprechend. Kanzeln werden nur in drei von sechs Regionen der Phantomzeit zugeschrieben – und hier auch nur elf Exemplare, die im Vergleich zu den nächsten drei Jahrhunderten und damit zur nächsten, gleich langen Epoche mit ihren 121 Exemplaren sehr schwach besetzt erscheint. Dies wiegt um so schwerer, nachdem zum Ambo einleitend bereits der Satz zitiert worden ist: „Seit der Karolingerzeit ist er in Westeuropa weit verbreitet.“

Betrachten wir nun die drei Zeitregionen Spätantike, Phantomzeit und eigentliches Mittelalter. Die zu jedem Fundstück genannte Datierung stammt mitsamt den gelegentlichen Fragezeichen aus Melchers Standardwerk, das sich titelwidrig nicht auf die Toskana beschränkt [in eckigen Klammern Melchers Nummerierung].

Vor der Phantomzeit (bis 614):

- 5. Jh.? Ravenna, Baptisterium der Orthodoxen: halbrunde Amboschale [A38];
- 5. Jh. Ravenna, S. Spirito: ursprünglich Säulenzanzel [A42];
- 5./6. Jh. Ravenna, S. Apollinare Nuovo: rechteckiger Korpus mit Bauch auf vier Säulen; abstrakter Reliefschmuck [A40];
- 5./6. Jh.?: Grado, Museum: 3 Fragmente eines frühchristlichen Ambo [A17];
- 6. Jh.: Grado, Dom S. Eufemia: Säulenzanzel mit reliefierten Evangelistensymbolen auf der Brüstung (Baldachin im 14. Jh. hinzugefügt) [A16];
- 6. Jh.? Murano, SS. Maria e Donato: Ambo mit rechteckigem Korpus und Kanzelbauch auf zwei Säulen [A26];
- 6. Jh.? Venedig, S. Marco: achtseitige Kanzel auf 10 Säulen [A50];
- 6. Jh. Venedig, S. Marco: Doppelkanzeln, unterer achtseitiger Korpus auf 10 Säulen, darüber Korpus mit rundem Baldachin; teilweise nach 1204 [A49];
- 6. Jh. Ravenna, S. Vitale, Kreuzgang: gebogene Brüstungsplatte [A43];
- 6. Jh. Ravenna, SS. Giovanni e Paolo: Relieffragmente eines Ambo [A41];
- 6. Jh. Ravenna, Dom S. Orso: Fragmente mit Tierdarstellungen [A37], 556-569 [Grimme 114];
- 596 Ravenna, Museo Arcivescovile: Brüstungsplatte mit Namensnennung eines Bischofs (aus SS. Giovanni e Paolo) [A44].

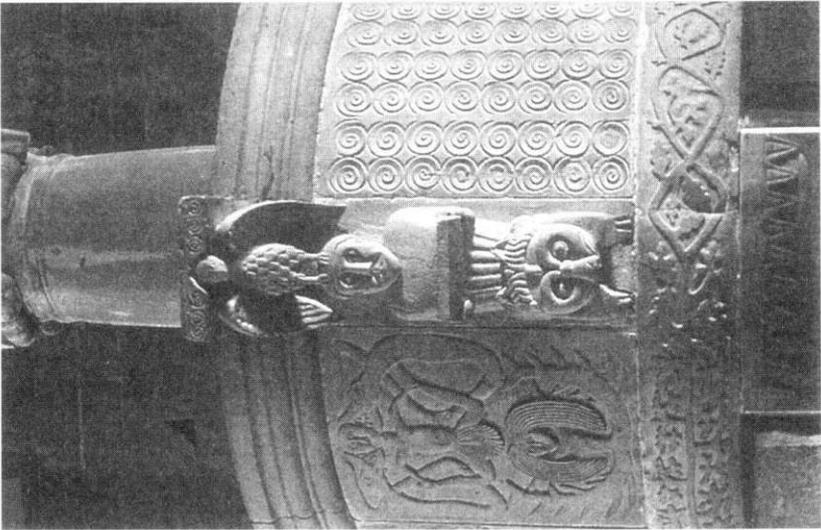
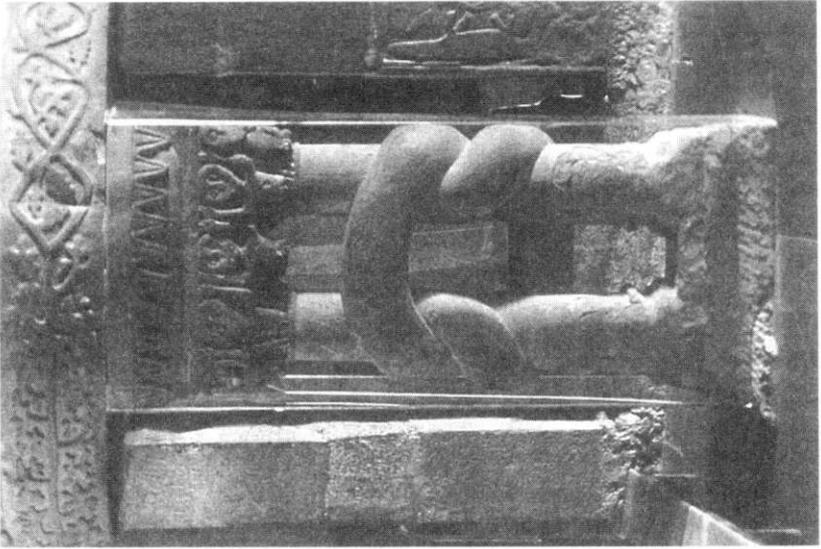
In der Phantomzeit:

- 6. -8. Jh. Venedig, S. Marco: eingemauerte Ambofragmente [A51];
- 7. Jh.? Torcello, Dom S. Maria Assunta: ursprünglich Amboanlage [A47];
- 689-764 Ferrara: Ambofragment, datiert nach Bischofsnennung [A13];
- 8. Jh.? Modena: Fragment eines Ambobauchs [A24];
- 8. Jh. Novara, Museum: Ambofragmente (Lombardei) [A27];
- 8. Jh.? Ravenna, S. Agata Maggiore: Ambo mit aus einer antiken Säule

- um 760 gearbeitetem Korpus [A39];
 779/80 Brescia, San Salvatore (Lombardei): Platte mit Pfauenrelief [A8];
 Rom, Museo dell'Alto Medioevo: Plattenfragmente mit Flechtband, der Zeit Papst Hadrians zugeschrieben [F21];
 844-847 Rom, Museo dell'Alto Medioevo: Fragment eines Lesepultes mit Inschrift [F22];
 9. Jh. Rom, S. Giovanni in Laterano, Kreuzgang: Fragment eines Ambo [F26];
 9. Jh.? Tarent, Dom S. Cataldo: Fragment eines Kanzelbauchs [E11].

Nach der Phantomzeit (ab 911):

10. Jh.? Agliate, S. Pietro (Lombardei): Kanzelkasten [A1];
 vor 1000? Città S. Angelo, S. Michele (Abruzzen): Fragmente [C12];
 10./11. Jh. Cremona, Dom (London, Museum in London): Reliefplatte [A18];
 10./11. Jh. Mailand, Castello Sforzesco: Kanzelfront [A20];
 10./11. Jh. Muggia Vecchia: SS. Ermacora (Friaul): Säulenkanzeln [A25];
 10./11. Jh. Trani, Museo Diocesano (Apulien): Fragmente [E12b];
 1039 Siponto, S. Maria (Apulien): Fragmente einer Säulenkanzeln [E10];
 1041 Monte S. Angelo, Grotta di S. Michele (Apulien): Fragmente [E8];
 11. Jh.? Castel Sant'Elia, Basilica di S. Elia (Latium): Schrankenanlage [F6];
 1070-1090 Canosa, Dom S. Sabino (Apulien): Säulenkanzeln [E6];
 ab 1080 Mailand, S. Ambrogio: Kanzelteile [A21];
 11. | 13. Jh. Trani, Dom S. Pellegrino (Apulien): Kanzelüberlieferung [E12];
 E.11./A.12. Jh. Capua, Museo Campano (Kampanien): Ambofragment [D8];
 1100-1150 Campiglia Marittima (Toskana): Säulenstütze [B8];
 nach 1100 Orta S. Giulio (Piemont) wie aus ZS 3/2005 bekannt [A29];
 nach 1108 Rom, S. Clemente: Ambo in Schrankenanlage [F24];
 ~1132 Carsoli, S. Maria in Cellis (Abruzzen): polygonale Kanzeln auf Säulen [C9];
 1140 Carpi, La Sagra (Emilia-Romagna): Kanzelkasten mit Evangelisten [A9];
 ab 1146 Cava de' Tirreni, SS. Trinità (Kampanien): Kanzeln auf Säulen [D11];
 11. Jh. Bari, Dom S. Sabino (Apulien): Kanzeln auf Unterbau [E1];
 11./12. Jh.? Sorrent, Museo Correale (Kampanien): Fragmente [D34];
 ~1148 Rom, S. Lorenzo f. l. M.: Lesekanzeln [F28];
 1150 Magliano dei Marsi, S. Maria (Abruzzen): Kanzeln auf Säulen [C20];
 1157 Falton, Pieve di S. Felicità a Larciano (Toskana): Konsollöwe [B13];
 1158 Moscufo, S. Maria del Lago (Abruzzen) [ZS 3/2005] [C21];
 1159 Cagliari, Dom (ehemalige Pisaner Domkanzeln) [B7];
 1160 Pisa, Museo Nazionale di S. Matteo: Reliefplatte [B43];
 1162 Pieve di S. Gennaro (Toskana): Kanzeln [B71];
 1166 Cugnoli, S. Stefano (Abruzzen): rechteckiger Kanzelkasten auf Säulen [C17].



Kanzel der Pieve S. Pietro, Gröпина (Toskana), ins 8. oder ins 13. Jh. datiert [Meicher Abb. 32 f.].

Die Situation ab dem 10. Jh. ist übersichtlicher. Wir müssen allerdings im 10. Jh. selbst unsichere Datierungen erwarten, weil der Entwicklungsgang durch Zuweisungen in die Phantomzeit Störungen erlitten haben kann. Außerdem scheint hier liturgiemäßig der Ambo seine Funktion verloren zu haben, während die Kanzel in unserem Sinn ihre Funktion erst gewinnt. Das ist auf jeden Fall ab 1140 so, wenn die präzisen Datierungen dicht aufeinander folgen. Davor wird relativ zögerlich die neue Form der Kanzel gesucht.

Das knappe Dutzend an phantomzeitlichen Kanzeln lässt sich nicht halten. Bei ihrer Prüfung sehen wir als erstes, dass noch drei Nachzügler aus dem Raum *Ravenna* und *Venedig* geführt werden. Ravenna hat nach 552, nach der neuerlichen Eroberung durch Byzanz seine Hauptstadtfunktion (zuletzt unter den Goten) verloren und kennt für lange Zeiten keine Neubauten mehr. Venedig ist dagegen noch gar nicht nachweisbar besiedelt und hat nach Baubeginn von S. Marco (976) und seiner Erweiterung zur heutigen Form (ab 1063) für venezianische Provenienz zu alte Ambos integriert.

Zum Zweiten stammt eine Vierergruppe aus den lombardischen Gebieten und wird durch Kerbschnitt-Technik und Flechtbänder charakterisiert. Gerade Prunkstücke wie der Pfau aus *Brescia*, der seit 1999 (Paderborn) schon mehr als eine Karolingerausstellung geziert hat, entsprechen auf Grund ihrer meisterlichen Gestaltung viel besser dem Flechtwerk im 11. und 12. als im 8. Jh.

Einen Sonderfall bietet übrigens die Kanzel von *Gròpina* im oberen Arnotal. Kirche und Kanzel sind lange als rein langobardisch angesprochen und etwa von Schaffran [1941, 81] der Zeit von 700–850 zugeschlagen worden, von Kutzli [1974, 44] den langobardischen Arbeiten vor 774. Doch Melcher verwirft frühere Beobachtungen wie altetruskische Anklänge, primitive völkerwanderungszeitliche Kunst und vorromanische Entstehung: Er orientiert sich stattdessen an den stilistisch gleichen Kapitellen des Langhauses, die zwischen 1191 und 1233 erbaut worden ist. So datiert er die am archaischen anmutende Kanzel der Toskana auf „Anfang des 13. Jhs.“ [Melcher 281].

Zum Dritten: Angesichts dieser drastischen Verjüngung ist das Umdatieren der verbliebenen vier ‚phantomzeitlichen‘ römischen und tarentinischen Spolien, die ja ebenfalls Kerbschnitt und zum Teil Flechtwerk aufweisen, nur noch Formsache. Vor diesem Hintergrund mutet die eingangs zitierte Behauptung zum Ambo vermessen an: „Seit der Karolingerzeit ist er in Westeuropa weit verbreitet“ [Schneider 348]

Erwähnt werden soll noch die Kanzel in *Grados* Dom S. Eufemia. Diese Kanzel ist ein Konglomerat aus antiken Spolien, romanischen Reliefs und einem gotischen Baldachin in venezianischem Stil. Reiseführermeinung als Ausdruck konventioneller Sicht war mindestens bis 1994, dass die Kanzel selbst aus dem „späten 13. oder frühen 14. Jh.“ stammen, während die römi-

schen Säulen dem 5. Jh., die Kapitelle dem 6. Jh. angehören sollen [Zimmermann/Theil 1994, 84]. Doch für Melcher [2000, 383] stammt die gesamte „Rundkanzel auf Säulen mit reliefierten Evangelistensymbolen auf der Brüstung“ aus dem 6. Jh., während der Baldachin im 14. Jh. hinzugefügt worden ist. So wird einmal mehr deutlich, dass Umdatierungen auch um 700 Jahre in diesem schwierigen Bereich der Skulptur möglich sind. Mir persönlich erscheinen die auf einen glatten Hintergrund gesetzten Evangelistensymbole als zeitlich einigermäßen verwandt mit denen von Orta [vgl. Illig 2005], weshalb ich hier der einstigen Datierung ins späte 13. Jh. den Vorzug gebe.

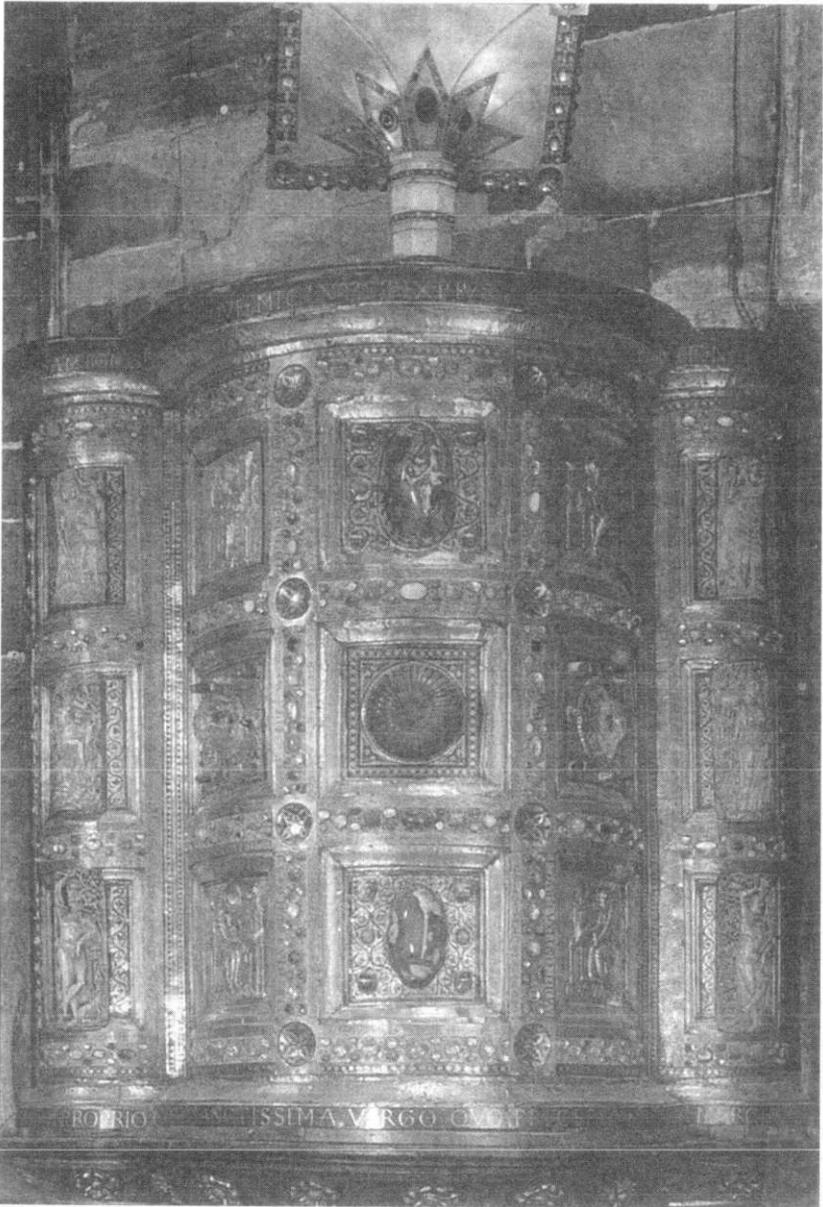
Aachens Ambo

In Deutschland gibt es einen buchstäblichen Solitär: den Ambo im Aachener Dom, dort Bestandteil der außergewöhnlichen Ausstattung mit Karls- und Marienschrein, Bronzegittern und -toren, Barbarossaleuchter, Pala d'oro und dem in die Schatzkammer verbrachten Proserpinasarkophag.

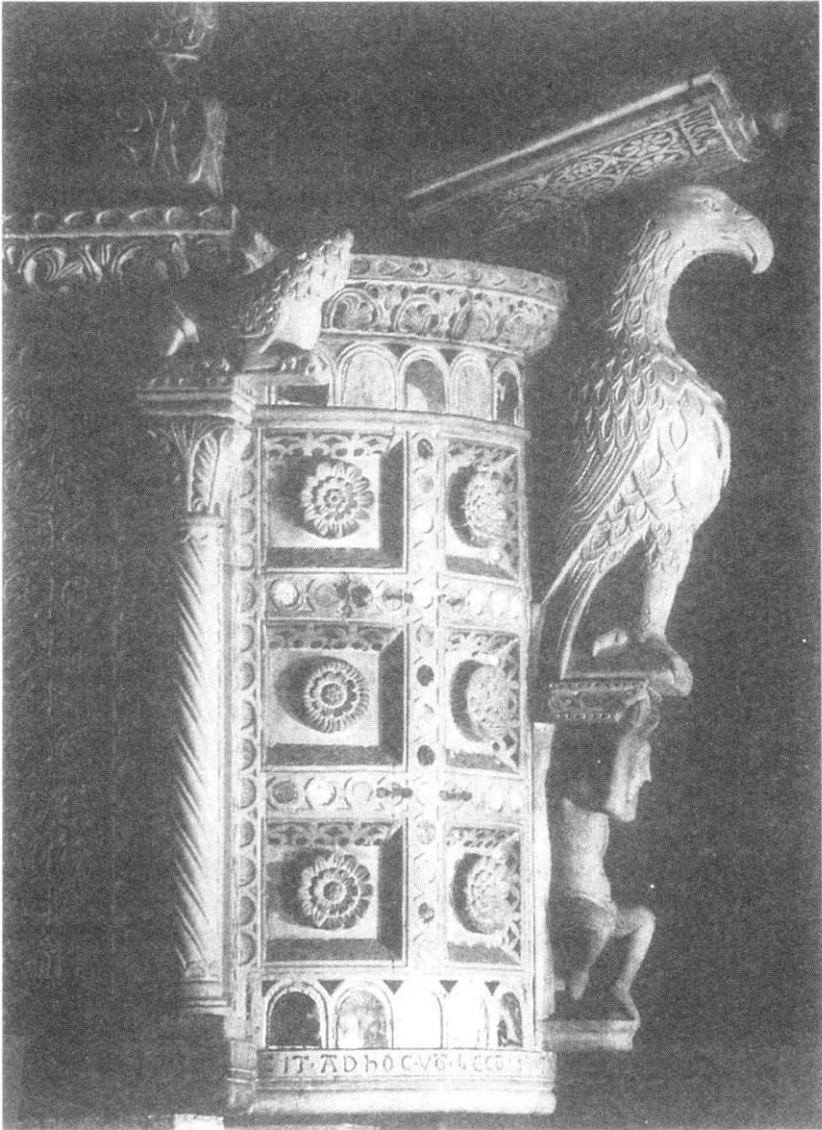
Es handelt sich um eine mit vergoldetem und getriebenem Kupferblech beschlagene Holzkanzel, die laut herrschender Lehre Heinrich II. für den Dom gestiftet hat. Ihr Grundriss ist dreifach gebust, die Brüstungswand wird von Stegen in 15 Felder gegliedert, von denen die seitlichen sechs mit Elfenbeinarbeiten des 6. Jhs., vier mit alten Gefäßen und vier mit Reliefs bestückt sind. Die Elfenbeinarbeiten – Darstellungen von Isis, Bachus, Nereide, Mänade, Herrscher und Reiter – sind wohl alexandrinische Überreste von Prunksesseln oder Falstühlen. Tasse und Untertasse aus Bergkristall sowie eine antike Achatschale werden der Aussteuer von Theophanu zugeschrieben; die in der Mitte befestigte antike Schale römischer Provenienz ist möglicherweise nur heutiger Platzhalter für den Adler-Kameo, ein mittlerweile in Wien verwahrtes Siegeszeichen des Augustus. Von den vier vergoldeten Kupferreliefs mit den Evangelisten hat sich nur Matthäus original erhalten, die anderen sind ergänzt. Stilistisch folgen sie „karolingischen Vorlagen der Reimser Werkstatt“, wie Hermann Fillitz festgestellt hat [Grimme 108 aus 107-114].

Eine Untersuchung seines wirklichen Alters ist aus zwei Gründen angesagt: Zum einen fehlen ihm nördlich der Alpen alle Vorgänger und Nachfolger über mindestens ein Jahrhundert. Das gilt auch für Ausführungen, die nicht mehr erhalten, aber in den Quellen verzeichnet sind: Neben Aachen gab es nur zwei tradierte, nicht mehr existente Prunkambos: in der Hagia Sophia und in der französischen Krönungskirche St-Denis [Schneider 348].

Zum anderen müsste es bei korrekter Umdatierung der Aachener Pfalzkirche in die Zeit um 1100 gute Gründe gebraucht haben, wenn in einen Kirchenneubau dieses Gewichts ein älterer Ambo übernommen worden wäre. Leidlich prüfbar ist das Alter der sechs Elfenbeinreliefs. Bei ihnen



Der König Heinrich II. zugeschriebene Ambo im Aachener Dom, datiert zwischen 1002 und 1024 [Lepie/Minkenberg 39]



Kanzel aus der Kathedrale San Valentino, **Bitonto** (Apulien). Teile von ihr stammen von einer Kanzel des Meister Nikolaus, um 1220 [Toman 310].

„ist eine Einordnung wegen des Fehlens vergleichbarer Stücke schwer – als Entstehungsland kommt wohl nur Ägypten in Frage. Datiert werden sie vorsichtig ins 5./6. Jahrhundert. Die Tatsache jedoch, dass der dargestellte Reiter über Steigbügel verfügt, macht eine Datierung ins 8. Jahrhundert wahrscheinlicher“ [Schneider 354].

Wir wissen, dass der Steigbügel das byzantinische Reich und damit auch Ägypten bereits gegen 560, Westeuropa gegen 570 erreicht hat und z.B. im westfälischen Raum vor 600 aufgetreten ist [vgl. Illig 1999, 422]. Von daher ließe sich spätes 6. Jh. als Datierung aufrecht erhalten. Aber selbst eine Umdatierung ins 10. Jh., in dem Steigbügel nach phantomzeitlicher Lücke vermehrt auftreten, würde die bislang vertretene Entstehungszeit des Ambo nicht tangieren.

Da die integrierten Gefäße auch als Aussteuergut viel älter sein können, sprechen zunächst nur die Reliefs für die ottonische Zeit. Aber auch sie könnten später geschaffen oder später integriert worden sein. Aber es gibt die Inschrift am Ambo, wegen der 'alle Welt' Heinrich II. als Stifter nennt. Was steht geschrieben?

„Dies Werk des von Gold und Edelsteinen strahlenden Ambos gibt der fromme König Heinrich, nach himmlischer Ehre strebend, dir, heiligste Jungfrau“,

wobei explizit nur „**REX PIUS HEINRICVS**“ geschrieben steht [Schneider 355]. Mir ist kein Hinweis auf eine frühe, zeitgleiche Zuweisung in der Literatur begegnet. Gleichwohl ist die Forschung auf den zweiten Heinrich und die Aussteuer Theophanus fixiert. Dieser Heinrich hat beim Totengeleit Ottos III. von Rom nach Aachen nicht nur die Herausgabe der Königsinsignien erzwungen, sondern auch die des ottonischen Hausschatzes – so wird der Begriff „ornamentum“ in Adhémars Chronik der Franken verstanden. Da liegt es vielleicht nahe, dass die Aufrichtung des Ambos „einer Restituierung oder einer Sühneschenkung [...] gleichkam“ [Grimme 107], obwohl Grimme anschließend schreibt: „Die Widmungsinschrift verschweigt natürlich den Ursprung der ‚Schenkung‘“. So läge allenfalls ein Beweis 'ex nihilo' vor...

Schachfiguren

Ein scheinbares Detail bei den kostbaren Gefäßen an der Brüstung führt uns weiter. Die Felder mit den kostbaren Gefäßen werden begrenzt durch „Edelsteinborten, Filigrane und Stanzstreifen“ [Lepie/Minkenbergr 38]. Darin eingelassen sind „Schachfiguren aus Achat und Chalzedon“ [Grimme 108]. Philipp Schneider hat sich 2004 näher mit ihnen befasst. Er listet 27 Figuren auf – 12 aus Achat, 14 aus Chalzedon, dazu einen überzähligen Läufer – und schließt nachdenklich:

„Es ist nicht möglich, dem Schachspiel am Aachener Ambo ein anderes erhaltenes Schachspiel mit entsprechenden Figurentypen gegenüberzustellen, vor allem wegen der ungewöhnlichen Form von Springer und Turm. Nach Wentzel stammen die Schachfiguren aus dem Brautschatz der Theophanu. Dem widerspricht jedoch die Tatsache, dass der erste Hinweis auf das Schachspielen in Byzanz aus dem frühen 12. Jahrhundert stammt. Letztlich ist die Herkunft der Schachfiguren nicht einwandfrei zu klären“ [Schneider 351].

Da die Hochzeit von Theophanu und Otto II. bereits 972 stattfand, gibt es somit keine plausible Möglichkeit, bei diesen Schachfiguren an ihre Aussteuer zu denken. Die nächste oder auch erste Aussteuer mit Schachfiguren wird im Übrigen erst für 1083 überliefert [Kluge-Pinsker 34 f.].

Es gibt allerdings eine Spur, die zwar der exzellenten Kombinatorik von Schachspielern direkt ins Gesicht schlägt, aber gleichwohl verfolgt und gut geheißen wird, weil die Phantomzeit unbeirrbar für real genommen wird. Es gibt nämlich eine morgenländische Überlieferung, wonach in einem Brief an Harun al-Raschid (786–809) Kaiser Nikephoros (802–811) geschrieben hätte:

„Der arabischen Überlieferung zufolge erwähnt dieser darin [...], daß seine Amtsvorgängerin, Kaiserin Irene, im Bild des Schachspiels den Kalifen im Rang des Turmes, sich selbst aber nur im Rang eines Bauern gesehen habe. Daraus wird deutlich, daß man am byzantinischen Kaiserhof das Schachspiel spätestens im frühen 9. Jahrhundert kannte. Darüber hinaus sind Zeugnisse zum Schachspiel im byzantinischen Bereich noch nicht bekannt geworden“ [Kluge-Pinsker 14].

Wenn die Forschung schon nicht an der archäologischen Fundsituation interessiert ist, dann sollte sie wenigstens das Selbstbewusstsein am Bosphorus richtig einschätzen. Eine byzantinische Kaiserin, die sich rangmäßig zwei Stufen unter dem arabischen Kalifen ansiedelt, dazu ein Kaiser, der diese Demutshaltung auch noch dem Kalifen kolportiert, stellt eine doppelte Lächerlichkeit dar, zumal es mangels anderer Schachhinweise im 9. Jh. auch kein bloßer Topos sein kann. Nur derart bedenkenlose, geradezu naive Schriftgläubigkeit kann erklären, dass später auch Karl d. Gr. zum Schachspieler hochstilisiert worden ist [vgl. Illig 1996 114]. Selbstverständlich gibt es auch das aus Elfenbein geschnittene Schachspiel von Karl d. Gr. – es wird jedoch korrekterweise nicht in die Zeit um 800 datiert, sondern ins späte 11. Jh. Die mutmaßlich nahe Neapel gefundenen Figuren werden in der Bibliothèque Nationale, Paris, verwahrt [chess].

Europas Schachfiguren

Wie steht es generell um das erste Auftreten von Schachfiguren in Europa? Lange Zeit war die Forschung der Ansicht, die ältesten Schachfiguren stamm-

ten aus der Mitte des 12. Jhs.: aus Walrosszahn geschnitzte Exemplare von den Äußeren Hebriden, also noch 'hinter' Schottland. Mittlerweile glaubt man ältere Exemplare zu kennen: Schachfiguren aus Loisy, Salbüel, Isle-Aumont und Langelsheim sind dem 10./11. oder 10.–12. Jh. zugewiesen worden [Kluge-Pinsker 42]. Dies geschah nicht zuletzt deshalb, um den Figuren an Aachens Ambo für die Zeit vor 1024 Pendants zu geben. Entsprechend werden auch andere Indizien datiert: Das älteste Schachgedicht – *versus de scachis* – ist als „wahrscheinlich im ausgehenden 10. Jh. im Kloster Einsiedeln“ entstanden [Waurick 58]. Außerdem gibt es Erblässungen:

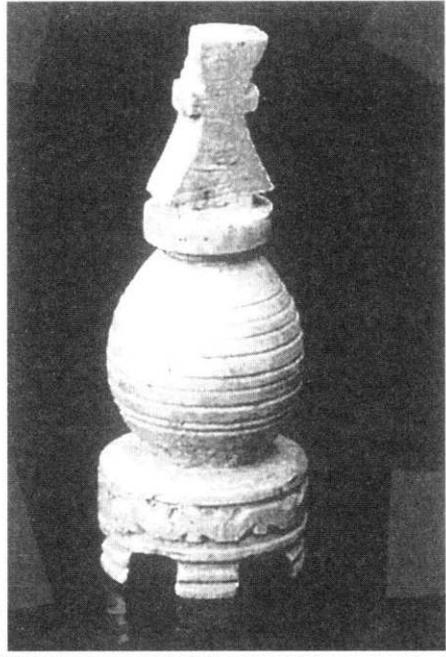
„Ein prominentes und das älteste Beispiel für einen solchen Vorgang stellen Schachfiguren aus Halbedelstein – Chalzedon und Achat – dar, die in zweiter Verwendung als Juwelen auf Schmuckplatten gefaßt den Ambo verzieren, den der letzte ottonische Herrscher [...] dem Aachener Münster stiftete“ [Waurick 72].

Mir „diesem Vorgang“ ist gemeint, dass ab dem 11. Jh. Spielfiguren aus Bergkristall von königlichen und gräflichen Familien in Spanien und Mitteleuropa der Kirche vererbt wurden, in deren Schatzkammern sie überdauerten. Gibt es derartige schriftliche Testamente noch? Nachdem z.B. die Bergkristallfiguren im Osnabrücker Domschatz erst im Jahr 1646 erwähnt werden, aber trotzdem via Aachen dem 10. bis 12. Jh. zugeordnet werden, verstärkt sich der Verdacht, dass allein wegen dieses Ambo die Datierungsgrenze deutlich abgesenkt worden ist.

„Während die Nennungen des Schachspiels im 11. Jahrhundert noch sehr spärlich sind, nehmen sie im Verlauf des 12. Jahrhunderts sehr rasch zu und sind in ganz Europa zu fassen“ [Kluge-Pinsker 15].

Auch von daher erscheint es möglich, dass für Aachens Ambo die Geschichte des Schachs und seiner Figuren in Westeuropa älter angesetzt worden ist, als es die byzantinische Fundsituation erlaubt.

Hier könnte der berechtigte Einwurf kommen, dass doch 2002 im albanischen Butrint ein Spielstein gefunden worden sei, dessen Fundsituation auf das spätrömische Jahr 465 verweist. Er würde ein vollständiges Umschreiben der Schachgeschichte erzwingen – „damit gelangte das königliche Spiel möglicherweise 500 Jahre früher als bislang angenommen nach Europa“ [netzzeitung 2002] – doch braucht es mindestens zwei verschiedene Steine für den Nachweis, dass es sich wirklich um Schachfiguren handelt [chess]. Bis dahin dürfen wir getrost bei der vertrauten Evolution bleiben, müssen also keine fehlenden Verbindungen des 5. Jhs. mit dem 11./12. Jh. imaginieren und der Vorstellung entsagen, Kaiser Zenon hätte 476 das Ende Westroms am Schachbrett ausgesessen. Interessanterweise datierten die britischen Archäologen um Richard Hodges von der *University of Anglia* bei seiner Auffindung den elfenbeinernen Spielstein von Butrint ins 6. Jh.



Schachfiguren: Figur von Butrint, spätrömisch, 5. Jh., und die Figuren von den äußeren Hebriden, 12. Jh. [mathdaily; virtualhebrides]

„Mitte des 11. Jahrhunderts erstmals in europäischen Quellen erwähnt, wurde das Spiel im frühen 12. Jahrhundert endgültig populär“ [netzzeitung 2002].

Das verbindet sich mit den Forschungen von Renate Syed [2001], der zufolge das Schachspiel gegen 450 in Indien erfunden und von dort um 565 nach Persien gekommen ist. Von da aus kann es sich über den Zeitsprung 614||911 hinweg nach Byzanz und zu den Arabern verbreitet haben, schließlich auch im Abendland.

So ist klaggestellt: Der albanische Fund gehört in die Zeit vor 614; der Aachener Ambo war ein Anlass für die Veralterung europäischer Schachfigurenfunde, und die Bereitschaft, eine Spiellaune um 500 Jahre zu veralten, ist beträchtlich größer, als eine Fundlage jünger einzuschätzen.

Zurück zu Aachens Ambo

Dieses Meisterwerk erlaubte obendrein die Konstruktion eines passenden Vorgängers für karolingische Zeiten: Man glaubte eine Intention von Kaiser Heinrich II. zu erraten: „Vermutlich wählte er die Stelle, an der schon ein Ambovorgänger aus der Zeit Karls gestanden haben dürfte“ [Grimme 107]. Mit diesem ‘missing link’ wurde nicht nur Karl für Repräsentationsaufgaben mit einem Ambo versorgt – zeigte sich nicht auch der venezianische Doge auf dem rechten Ambo von San Marco erstmals dem Volk! [Peterich 119] –, es wurde auch eine Brücke zum angeblichen Prototyp des Aachener Ambo geschlagen: zum „Marmorambo des Erzbischofs Agnellus (556–569) im Dom zu Ravenna“, wie Grimme hier noch einmal betont [ebd., 114].

Wie präsentiert sich Agnellus’ Ambo, dieses vermeintlich 450 Jahre alte Vorbild? Erhalten ist eine Brüstung mit leichter Busung. Die Gesamtfläche zeigt in sechs Reihen zu je sechs Feldern jeweils ein Tier: Pferd, Pfau, Hirsch, Taube, Ente und Fisch. Jedes Tier ist individuell gestaltet und zur Mittelachse orientiert – die linken drei Tiere blicken nach rechts, die rechten nach links. Es handelt sich um eine schlichte, unbeholfene Arbeit, die sehr gut *Ravenna* als verklingendes Kunstzentrum am Ende des 6. Jhs. repräsentiert, aber außer der Krümmung – die obendrein in Aachen viel kräftiger ist – nichts mit dem überreich geschmückten Ambo zu Aachen gemein hat. Um diese beiden Kunstwerke zu verbinden, müsste eine sehr lange und fragile Brücke geschlagen werden.

Es gibt aber eine viel größere formale Ähnlichkeit: mit dem Ambo in der Kathedrale von *Bitonto*, Apulien. Sie wurde 1229 durch den inschriftlich fixierten „Nicholaus Priester und Magister“ geschaffen, also im großen Reich Friedrichs II. [Schäfer-Schuchardt 37; Taf. 23; Melcher 401]. Diese Kanzel zeigt beiderseits eines pultragenden Adlers jeweils sechs Felder, in denen Rosetten

analog zu den Aachener Gefäßen aufgesetzt sind. Die Felder sind mit Steinintarsien umgeben; die Zierleisten zwischen den Feldern tragen ebenfalls Steinschnittarbeiten. So wurde hier dem Schmuckbedürfnis im Stil der zeitgenössischen Cosmaten-Arbeiten entsprochen, während Aachens Ambo in Holz und Kupferblech mit Halbedelsteinen ausgeführt ist. Mit diesem wirklichen Vergleichsstück wird ein späterer Ansatz für den Aachener Ambo plausibel.

Nun ist an ihm der Schriftzug mit „König Heinrich“ unübersehbar. Es kommt aber nicht nur ein einziger in Frage, sondern es stehen weitere Könige und Kaiser zur Auswahl:

- Heinrich I. 919– 936
- Heinrich III. 1039–1056
- Heinrich IV. 1056–1106 (faktisch 1065–1106)
- Heinrich V. 1106–1125
- Heinrich VI. 1169–1197 (faktisch 1190–1197).

Aus phantomzeitlicher Sicht dürfte der Bau der Aachener Pfalzkapelle unter Heinrich IV. begonnen worden sein. Er könnte auch den Ambo in Auftrag gegeben haben, der dann aber wohl erst unter Heinrich V. fertig gestellt worden wäre. Von der Regierungszeit kommt Heinrich VI. der Kanzel von Bitonto am nächsten; doch für eine derart späte Zuweisung müssten erst die Schriftquellen auf erste Nennungen des Ambos hin ausgewertet sein.

Ein Rückblick als Ausblick

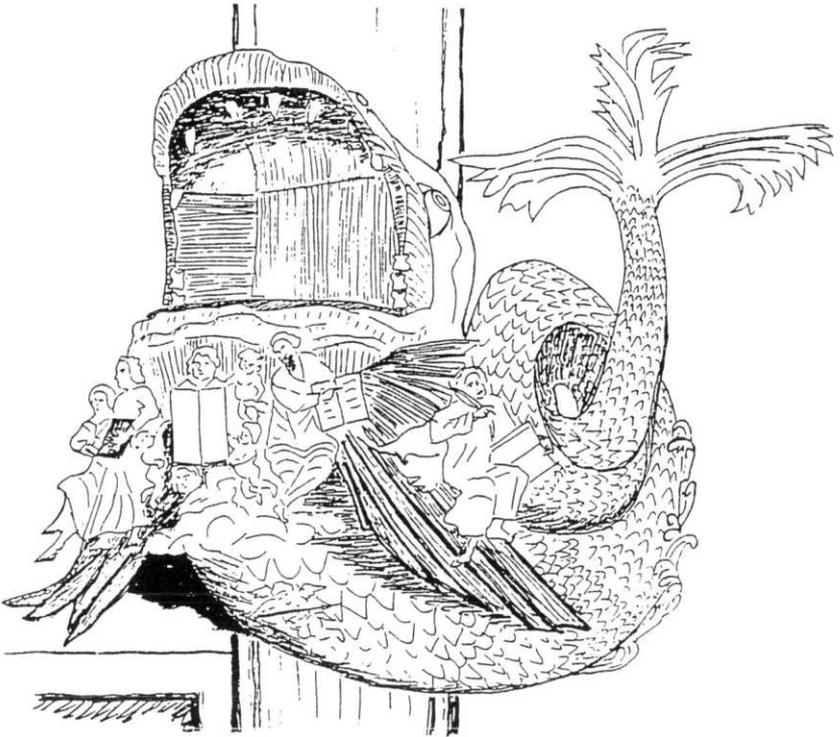
Die Kirchenkanzel hat nicht nur frühchristliche Wurzeln, sondern sicher auch eine Nebenwurzel im Islam, für den hölzerne Kanzeln (Minbar) bis heute den Normalfall darstellen. Sie konnten obendrein in vielen Moscheen auf Rädern verschoben werden, eine Praxis, die genau so in Kirchen geübt worden ist. Günter Lüling [1985] ist darüber hinaus auch den tiefsten Wurzeln nachgegangen: Demnach gab es ursprünglich-urtümlich

„das Übertreten in die Welt der jenseitigen Toten durch rituelle Nachahmung und Maskierung oder auch nur durch das Treten in einen symbolisch definierten Raum“ [ebd. 90].

Dieser Raum ist ein Kessel, ein Kesselwagen, ein Fass oder auch der pythische Dreifuß in Delphi –

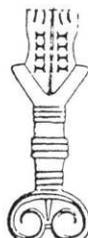
„die Kanzel [ist] ein Kessel und dieser Kessel symbolisch ein Mutterleib (und damit das Jenseits), aus dem geboren und in den hinein (wie in den Leib der Erde zur Wiederauferstehung) gestorben wird“ [ebd. 93].

Diese Erkenntnis ist gewonnen aus Vergleichen mit den tierleibartig geformten bronzezeitlichen Grabhügeln mit Uterus-Grab, mit den altisraelitischen Höhenkulten, den in der Bibel beschriebenen zehn Kesselwagen des Salomo-



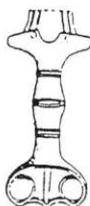
Tierbauchthron von einem mesopotamischen Siegel; Tierbauchthron auf der Goldschale von Hasanlu; Walfischbauchkanzler des 18. Jh. [Lüling 44]

nischen Tempels, mit großen Grabbeigaben ab der Hallstattzeit bis hin zum keltischen Krater von Vix aus dem -5. Jh. und mit außerkoranischen Aussprüchen des Propheten Mohammed (Hadithe). Ganz erstaunlich ist die von Lüling herausgearbeitete Parallele von Kessel, Kanzel oder Bundeslade und Schwertgriff, mit der sich gerade die so genannten „Antennenschwerter“ verstehen lassen: der Griff als weibliches Gefäß, aus dem die männliche Klinge geboren wird [ebd. 34]. Von da ergeben sich sprachliche Hinweise auf den noch heute gebrauchten Begriff Kessel oder Korb für den Kanzelkörper und auf die Verfallsform der Bütenrede im Karneval.



Typus Lipovka

Typus Zürich



Typus Weltenburg

Typus Tarquinia

„Antennenschwerter“ respektive Kultwagenschwerter und ein Miniatur-Kultkesselwagen aus Larnaka [Lüling 22, 32]

Literatur

- chess = Ancient Chess Piece Discovered. If the Albanian artifact is a chess piece, chess history as we know it ist wrong
<http://chess.about.com/library/weekly/aa092802a.htm>
- chessbase = www.chessbase.com/images2/2002/chesspiece1.jpg
- Grimme, Ernst Günther (1994): Der Dom zu Aachen. Architektur und Ausstattung; Aachen
- Haupt, Albrecht (1909): Kunst und Baukunst der Germanen; Leipzig (Reprint o.J.)
- Illig, Heribert (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf
- (1999): Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen; in: *Zeitensprünge* 11 (3) 389-402
 - (2005): Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien; in: *Zeitensprünge* 17 (3) 635-660
- Kluge- Pinsker, Antje (1991): Schach und Trictrac. Zeugnisse mittelalterlicher Spielfreude in salischer Zeit; Sigmaringen
- Kutzli, Rudolf (1974): Langobardische Kunst. Die Sprache der Flechtbänder; Stuttgart
- LdK = Lexikon der Kunst (²2004), Leipzig (¹1991; seitdem unverändert)
- Lepie, Herta / Minkenberg, Georg (1995): Die Schatzkammer des Aachener Doms; Aachen
- Lüling, Günter (1985): Archaische Wörter und Sachen des Wallfahrtswesens am Zionsberg, mit Nachtrag: Nocheinmal zum Thema „Kultkesselwagen und Büttenrede“; in: G. Lüling: *Sprache und archaisches Denken. Neun Aufsätze zur Geistes- und Religionsgeschichte*; Erlangen, S. 9-98
- Melcher, Ralph (2000): Die mittelalterlichen Kanzeln der Toskana; Worms
- Netzeitung = Schon vor 1500 Jahren wurde in Europa Schach gespielt. Eine fast 1500 Jahre alte Schachfigur aus einem Palast in Albanien stellt bisherige Theorien zur Verbreitung des Schachspiels in Europa infrage
<http://www.netzeitung.de/servlets/page?section=568&item=199981>
- Peterich, Eckart (1958): Italien. Ein Führer. Erster Band: Oberitalien · Toskana · Umbrien; München
- Schäfer-Schuchardt, Horst (1972): Die Kanzeln des 11. bis 13. Jahrhunderts in Apulien; Würzburg
- Schaffran, Emerich (1941): Die Kunst der Langobarden in Italien; Jena
- Schneider, Philipp (2004): Der Ambo: ein Entschädigungsgeschenk Heinrichs II.?.; in: Max Kerner (Hg.): *Der Aachener Dom als Ort geschichtlicher Erinnerung. Werkbuch der Studierenden des Historischen Instituts der RWTH Aachen*; Köln, S. 347
- Syed, Renate (2001): Kanauj, die Maukharis und das Caturanga. Der Ursprung des Schachspiels und sein Weg von Indien nach Persien; Kelkheim
- Toman, Rolf (1996): Die Kunst der Romanik. Architektur · Skulptur · Malerei; Köln
- [virtualhebrides = www.virtualhebrides.com/hebrides_images/Isle-of-Lewis-Chess-Set](http://virtualhebrides.com/hebrides_images/Isle-of-Lewis-Chess-Set)
- Waurick, Götz (1992): Das Reich der Salier 1024 – 1125 (Ausstellungskatalog Mainz); Sigmaringen
- Zimmermann, Klaus / Theil, Andrea C. (1994): Friaul und Triest. Eine Kulturlandschaft zwischen Alpen und Adria. DuMont Kunst-Reiseführer; Köln

Italiens Phantomzeit

Andreas Birken

Für die meisten Zeiteinspringer – ausgenommen Heribert Illig – scheint Italien im Gegensatz zu Ungarn oder Armenien eher randständig zu sein; dabei war es im Mittelalter eines der zentralen Gebiete von Politik und Kultur. Es ist daher angebracht, die sich aus Illigs Mittelalterthese ergebende Phantomzeit Italiens näher zu definieren. Ich gehe dabei bis zum Beweis des Gegenteils rechnerisch von 304 Jahren aus, nicht von 297. Das heißt, wenn wir beim Jahr 911 als Ende der Phantomzeit bleiben, wäre deren Beginn bei 607 anzusetzen. Hier wie anderswo können wir nicht damit rechnen, dass nach Herausschneiden von 304 (oder auch 297) Jahren die Ereignisse des letzten Jahres vor der Phantomzeit, so wie sie konventionell überliefert sind, mit jenen des Jahres 911 übereinstimmen. Man muss einerseits davon ausgehen, dass die Geschichtsfälscher auch die Geschichte einiger Jahre vor 607 neu geschrieben haben, andererseits sind die Ereignisse der ersten Hälfte des 10. Jhs. ohnehin sehr schlecht dokumentiert (nicht nur in Italien).

Der wichtigste Vorgang der zu untersuchenden Periode ist die Gründung des Langobardenreiches und dessen Unterwerfung durch die Franken. Ferner ist nach der Rolle des Papsttums in dieser Zeit zu fragen.

Für das Langobardenreich in Italien gibt es nach konventioneller Darstellung zwei Hauptquellen. Die eine ist die *Succincta de Langobardorum gestis historiola*, die um 600 im Auftrag König Agilulfs von dem romanischen, 612 gestorbenen Secundus, Abt eines Klosters bei Trient, geschrieben worden sein soll. Von dieser wird gesagt, sie sei nicht erhalten und nur aus Zitaten fassbar. Die zweite ist die *Historia Langobardorum* des Paulus Diaconus. Von ihr sind über 100 Abschriften erhalten, die vom 8. bis 11. Jh. entstanden sein sollen.

Paulus Diaconus nun ist eine prominente Figur der Karlslegende. Er soll um 720 als Spross einer vornehmen langobardischen Familie in Friaul geboren worden sein. Der Zeitpunkt seiner Weihe ist nicht überliefert, aber nach der Eroberung des Langobardenreiches durch die Franken 774 soll er in das Kloster Monte Cassino eingetreten sein. 782–86 weilte er als Mitglied der hochkarätigen Gelehrtengruppe der Akademie am Hofe Karls des Großen. Gegen Ende des Jahrhunderts starb er in Monte Cassino – es war ein 13. April. Unter dem Blickwinkel der Mittelalterthese muss man nun umgekehrt schließen, dass die Chronik des Secundus durchaus überliefert ist, aber von den Fälschern später geändert und verlängert und der Phantomfigur Paulus

Diaconus zugewiesen wurde. Das wiederum bedeutet, dass wir einen zeitgenössischen Bericht nur bis etwa zum Jahr 600 haben. Bei Gregor von Tours finden wir nur Berichte über die Langobarden, soweit die Franken betroffen sind. Seine Frankengeschichte endet 593/94.

Wir wollen unsere Analyse mit einem Überblick über die konventionellen Daten der Periode beginnen.

Anmerkung: Der Begriff „Oströmisches Reich“ hatte nach dem Ende des Westreiches 476 eigentlich ausgedient. In der Geschichtswissenschaft wird er weiter verwendet. Ab 610 (Regierungsantritt des Kaisers Herakleios) spricht man dann vom „Byzantinischen Reich“. Im Zuge der Gräzisierung des Reiches wurde aus „Constantinopolis“ wieder „Byzantion“.

Die Langobarden

Im Jahre 555 kapitulierte die letzte Ostgotenfestung in Italien, das damit wieder vollständig unter der Herrschaft Ostroms stand. Nach Meinung von Spezialisten haben die Gotenkriege Italien schwerer verwüstet und entvölkert als der Dreißigjährige Krieg Deutschland. Die städtische Wirtschaft und Kultur zerfielen. Zahlreiche Landgüter waren unbewirtschaftet, so dass die byzantinischen Beamten sie benachbarten Gütern zwangsweise zuwiesen, um das Steueraufkommen zu erhöhen. Anstelle der städtischen Selbstverwaltung trat die Herrschaft der Bischöfe mit dem Papst (Bischof, Erzbischof und Patriarch von Rom) an der Spitze. Damit wuchs dem Papst die Rolle des Vertreters der Bevölkerung Italiens gegenüber der jeweiligen Herrschaft zu – seien es Byzantiner, Langobarden oder Franken. Zugleich wurde die Kirche der größte Grundbesitzer. Zunächst blieb dies aber im Rahmen des Privatrechts. Der Papst musste als Untertan des Kaisers wie jeder andere Grundbesitzer Steuern für das „Patrimonium Petri“ zahlen.

568 drangen die Langobarden unter ihrem König Alboin aus Pannonien kommend in Italien ein und ließen sich in dem teilweise entvölkerten Land nieder. Die überlieferten Eroberungsdaten sind die folgenden:

568 Venetien

569 Mediolanum (Mailand)

bis 570 Ligurien ohne die Küstenstädte (also die heutige Lombardei), Aemilia, Tuszien (Toscana)

572 Ticinum (Pavia) wird Hauptstadt

bis 580 Spoleto und Benevent

um 640 Salernum (Salerno)

643 Genua und die ligurische Küste

um 670 Sipontum (Siponto), Tarentum (Tarent) und Brundisium (Brindisi)

nach 680 Vintimilium (Ventimiglia)

um 716 Bauzanum (Bozen) und Sabiona (Säben), 765 wieder bairisch
727 Auximum (Osimo) und Ancona
727–743 Westen des Exarchats Ravenna
nach 730 Lunae (Luna)
751 Ravenna.

Kalabrien, Neapel, Rom mit Latium (Patrimonium Petri), die Küste um das spätere Venedig sowie Sizilien und Sardinien blieben oströmisch. Die Vorgänge um Korsika bleiben unscharf. Ob es in der Mitte des 8. Jhs. von den Langobarden erobert wurde oder ob nur Beutezüge stattfanden, ist unklar. Karl der Große soll die Insel jedenfalls erobert haben.

Die Langobarden konfiszierten den gesamten Großgrundbesitz und die meisten Kirchengüter. Aber es gelang ihnen nicht, einen zentral geführten Staat mit einem erblichen Königtum zu etablieren. Die eigentlichen Machthaber waren die (wohl 35) Herzöge, welche die einzelnen „fara“ (Heeres- und Wanderungsgruppen) angeführt hatten. Die Herzöge von Benevent und Spoleto waren meistens völlig unabhängig vom Königtum. König Alboin wurde schon 572 ermordet. Seinen aus der Mitte der Herzöge gewählten Nachfolger Cleph traf 574 dasselbe Schicksal. Erst zehn Jahre später wurde Clephs Sohn Authari zum König gewählt. Sein Nachfolger wurde 591 der Herzog von Trient, Agilulf, der 590 Autharis Witwe Theodolinde (Tochter des Baiernherzogs Garibald und Katholikin) geheiratet hatte. Gerüchten zufolge soll Authari vergiftet worden sein. Der Arianer Agilulf näherte sich unter dem Einfluss Theodolindes den Katholiken, ohne jedoch die Konfession zu wechseln. 612 soll das Kloster Bobbio gegründet worden sein.

Auf Agilulf folgte sein Sohn Adaloald (616–26). Er stand noch mehr unter dem Einfluss seiner Mutter als der Vater und zeigte sich der katholischen Kirche so geneigt, dass ihn die Langobarden schließlich für verrückt erklärten und absetzten. Er soll im byzantinischen Exil ermordet worden sein. Neuer König wurde der Herzog von Turin, Arioald (626–36), der mit Theodelindes Tochter Gundeperga verheiratet war. Er war ein überzeugter Arianer. Sein Nachfolger im Reich und bei der Ehefrau wurde der Herzog von Brescia, Rothari (636–52). Er gilt als der machtvollste Langobardenherrscher des 7. Jhs. und als der größte Gesetzgeber seines Volkes (643 *Edictus Rotharii*). Zu seiner Zeit sollen fast alle Städte je einen katholischen und arianischen Bischof gehabt haben. Rotharis Sohn Rodoald überlebte ihn nur um fünf Monate. Zum Nachfolger wählten die Langobarden Aripert (653–62), den Sohn des Herzogs Gundoald von Asti, Bruder der Theodolinde und Parteigänger der Katholiken. Aripert plante für die Zeit nach seinem Tode eine dynastische Reichsteilung nach fränkischem Muster. Dies misslang. Der aus Friaul stammende Herzog von Benevent wurde König (Heirat mit Ariperts Tochter inbegriffen). Nur unter seiner Regierung (662–71) waren die süd-





lichen Herzogtümer wirklich fest mit dem Norden verbunden. Er war Arianer. Auf ihn folgten bis zur Eroberung des Langobardenreiches durch Karl den Großen 774 fünf Könige aus dem bajuwarisch-katholischen Haus und vier andere. In dieser Zeit wurden die meisten Langobarden katholisch.

Unter den Karolingern war das mittelitalienische Herzogtum Spoleto ein fester Bestandteil des Reiches, aber das Fürstentum Benevent, das fast ganz Süditalien umfasste, war nur locker unterworfen. Es zerfiel im 9. Jh. in drei Teilfürstentümer, die 873 unter byzantinische Hoheit kamen.

Auf die Karolinger als Langobardenkönige brauchen wir hier nicht einzugehen und wenden uns den Thronwirren nach dem Tode Karls III. des Dicken zu. Fast alle der mehr oder weniger erfolgreichen Prätendenten um den Thron Italiens mit oder ohne Kaisertitel beriefen sich zumindest in weiblicher Linie auf karolingische (also fränkische) Abstammung:

- 888 König Berengar I. von Friaul, maasfränkischer Abstammung und angeblich ein Enkel Ludwigs des Frommen.
- 889 König Wido (Guido), Herzog von Spoleto. Die Guidonen waren eine ursprünglich fränkische Familie. Widos älterer Bruder Lambert war mit einer Tochter Kaiser Lothars I. verheiratet.
- 891 Wido Kaiser, sein Sohn Lambert König.
- 892 Lambert Mitkaiser.
- 896 Kaiser Arnulf („von Kärnten“).
- 899 Berengar nach dem Tod aller Konkurrenten wieder König.
- 900 König Ludwig der Blinde (von der Provence, seit 887 König von Niederburgund), ein Enkel Kaiser Ludwigs II.
- 901 Ludwig Kaiser.
- 905 Berengar besiegt Ludwig und lässt ihn blenden.
- 915 Berengar Kaiser.
- 922 König Rudolf (von Hochburgund), ebenfalls ein angeblicher Nachkomme Ludwigs des Frommen, soll von Welf I. abstammen.
- 923 Rudolf besiegt Berengar.
- 924 Berengar ermordet.
- 926 König Hugo (von Vienne), ein Enkel des Karolingers Lothar II.
- 931 Sein Sohn Lothar Mitkönig.
- 934 Eberhard, Sohn des Herzogs Arnulf von Bayern, Gegenkönig.
- 946 Markgraf Berengar von Ivrea Regent.
- 950 Berengar und Sohn Adalbert Könige.
- 951 Lothars Witwe Adelheid ruft den ostfränkischen König Otto I. zur Hilfe. Otto in Pavia gekrönt („König der Franken und Langobarden“), heiratet Adelheid, behnt Berengar mit dem Königreich Italien.
- 962 Otto I. Kaiser. Begründer des Heiligen Römischen Reiches.
- 963 Absetzung von Papst und Berengar.

Der Zug der Langobarden von 568 soll etwa 150–200 000 Menschen umfasst haben [Menghin 95], darunter Tausende von Angehöriger andere Völker, insbesondere Sachsen. Das Gebiet in Norditalien, in dem sie sich niederließen, ist durch Grabfunde und Ortsnamen gut dokumentiert.

Die Päpste

Die Päpste in Rom waren zur Langobardenzeit einerseits die Führer der katholischen Bevölkerung und andererseits die Repräsentanten Ostroms im Dukat von Rom. Ihr Verhältnis zu den langobardischen Königen war meist gespannt. 593 mussten sie den Abzug der Langobarden durch das Zugeständnis eines jährlichen Tributs erkaufen. Erst der Friedensschluss mit Byzanz im Jahre 680 bringt ruhigere Verhältnisse, die aber nicht stabil sind. Mitte des 8. Jhs. brechen die Konflikte wieder auf; der Papst ruft die Franken zur Hilfe.

Zur Zeit des Langobardeneinfalls war Johann III. Papst (561–74).

Von Benedikt I. (575–79) wird berichtet, dass er von Kaiser Justinus II. in seinem Amt bestätigt wurde.

Pelagius II. (579–90) war gotischer Abstammung. Er musste die Langobarden durch Bestechung zum Abzug von Rom veranlassen und rief erfolglos die Franken um Hilfe an.

Die wichtigste Figur dieser Periode war Gregor I. der Große (590–604), den auch Gregor von Tours [X,1] noch kennt. Er war Abkömmling eines vornehmen römischen Geschlechts und Prätor, bevor er Mönch wurde. Papst wurde er wider Willen und bat Kaiser Mauritius vergebens, seine Wahl abzulehnen. Seine administrative Erfahrung kam dem Patrimonium Petri sehr zugute. Er förderte den Ausgleich zwischen den Langobarden und dem Kaiser in Konstantinopel, gab dem Weltklerus eine neue Regel. Aber:

„Der Gregorianische Choral trägt nicht völlig zu Recht seinen Namen, da nicht nachzuweisen ist, ob Gregor gregorianische Melodien komponiert hat“ [Kühner 33].

Sein Waffenstillstand mit den Langobarden von 593 wurde vom Kaiser als Eingriff in die Kompetenzen des Exarchen gerügt.

Sabinianus (604–06) ist im Gedächtnis geblieben, weil er seinen großen Vorgänger verunglimpfte.

Bonifaz III. (607) musste ein Jahr auf seine Weihe warten, weil die kaiserliche Bestätigung so lange ausblieb.

Bonifaz IV. (608–15) ließ sich von Kaiser Phokas das Pantheon schenken und wandelte es zur christlichen Kirche Santa Maria ad Martyres um.

Honorius I. (625–38) wandte sich gegen die Monotheletismus-Irrlehre des Kaisers Heraklius. Ein Streit, der die Theologen bis ins 19. Jh. beschäftigte.

Martin I. (649–55) ist für die Kirchengeschichte als Kämpfer gegen den Caesaro-Papismus der byzantinischen Kaiser wichtig. Als erster Papst ließ er sich weihen, ohne die kaiserliche Bestätigung abzuwarten, berief eine Synode in den Lateran ein, welche die theologischen Dekrete des Heraklius (Ekthesis) und Konstans II. (Typos) verdammt. Er wurde vom Exarchen verhaftet und starb als Märtyrer in der Verbannung.

Adeodatus II. (672–76) verlieh Venedig das Recht der Dogen-Wahl. Mit welchem Recht?

Beim Antritt Benedikts II. (684–85) verzichtete der Kaiser auf sein Bestätigungsrecht zugunsten des Exarchen von Ravenna.

Konstantin (708–15) besuchte als vorletzter Papst Byzanz.

Gregor II. war der Auftraggeber des hl. Bonifaz. Er wandte sich gegen die Edikte zur Bilderstürmung Kaiser Leos III.

Gregor III. (731–41) erbat erfolglos die Hilfe Karl Martells gegen die Langobarden und den Exarchen.

Zacharias (741–52) erteilte Bonifaz die Ermächtigung, Pippin den Kurzen zum König zu salben. Er erlebte das Ende des römischen Exarchats Ravenna.

Stephan II. (752–57) zog zu Pippin ins Frankenreich und unterstellte den Heiligen Stuhl seinem Schutz. Der Vertrag von Quierzy-Laon von 742 enthielt die „Pippinische Schenkung“. Dieses wichtige Dokument ist leider verloren gegangen. Der Papst salbte Pippin und seine Söhne und verlieh ihm den Titel *Patricius Romanorum*, den bislang der Exarch geführt hatte. Die Fälschung der Konstantinischen Schenkung soll aus seiner Zeit stammen. Kaiser Otto III. erklärte sie als erster für falsch.

Nach den unwürdigen Vorgängen um seine Wahl ließ Stephan III. (768–72) durch eine Synode beschließen, dass künftig nur noch Kardinalpriester und Kardinaldiakone (also die Weltgeistlichen des Bistums Rom) zum Papst gewählt werden dürften; Laien sollten ausgeschlossen bleiben. Diese Beschlüsse blieben noch lange Zeit unbeachtet.

Hadrian I. (772–95) erlebte Karls des Großen Einzug in Rom, wo dieser Urkunden, welche die Pipinischen Schenkungen bestätigten, auf dem Grab des Apostels Petrus niederlegte – ein Vorgang, an den heute niemand mehr glaubt [Köhner 41]. 781 führte er die Datierung der Urkunden nach Pontifikatsjahren anstelle der Regierungsjahre der byzantinischen Kaiser ein.

Leo III. (795–816) anerkannte förmlich die Oberherrschaft der Frankenkönige. Weihnachten 800 krönte er Karl zum Kaiser.

Stephan IV. (816–17) reiste nach Reims, um Ludwig den Frommen zu krönen.

Paschalis I. bekam von Ludwig dem Frommen das *Pactum Ludovicianum*,

das die Souveränität des Kirchenstaats bekräftigte. Leider ist das Dokument nur in einer Abschrift des 11. Jhs. erhalten. Er krönte Kaiser Lothar. „Er erbaute drei der wichtigsten frühen Kirchen Roms, in deren jeder sein Mosaikbildnis zu sehen ist“ [Kühner 43].

Eugen III. (824–27) musste es erdulden, dass Kaiser Lothar I. in der *Constitutio Lotharii* das *Pactum Ludovicianum* wieder aufhob und das Papsttum dem Kaiser unterstellte.

Leo IV. (847–55) trat als Kämpfer gegen die Sarazenen hervor. Er krönte Ludwig II. In seiner Zeit wurden die pseudoisidorischen Dekretalien gefälscht, die im 16. Jh. entlarvt wurden.

„Sie sind gefährlich, doch für das Papsttum nutzbringend geworden, weil Echtes und Gefälschtes ineinander verwoben erscheint. So ist alles gefälscht, was ins 4. Jahrhundert zurückreichen soll, Echtes erst eingeschoben in »Dekretalien« des 7. und 8. Jahrhunderts. Die Päpste haben sich indessen bis zum Nachweis der Fälschung nicht übermäßig auf Pseudo-Isidor berufen.“ [Kühner 44 f.]

Nikolaus I. der Große (858–67) wurde 865 nicht zuletzt wegen der von der Ostkirche abgelehnten Formulierung „filioque“ im Credo der Messe vom byzantinischen Patriarchen Photius und Kaiser Michael III. „abgesetzt“, was den Bruch zwischen Ost- und Westkirche bedeutete. In seinen erhaltenen Briefen verwehrt er sich vehement gegen die Einmischung der weltlichen Macht in kirchliche Angelegenheiten.

Hadrian II. (867–72) besuchte 869 das 8. Allgemeine Konzil in Konstantinopel, wo man versuchte, den Bruch von 865 zu heilen.

Johann VIII. (872–82) krönte Karl den Kahlen und Karl den Dicken zum Kaiser, Ludwig den Stammler zum König und kam zu dem Schluss [Seidlmayer 77]: „Derjenige, der von uns zur Kaiserwürde erhoben werden soll, muß auch von uns zuerst und hauptsächlich von uns berufen und erwählt werden.“

Mit Marinus I. (882–84) und Formosus (891–96) wurden – unkanonisch – Päpste gewählt, die schon Bischofssitze inne hatten (verbotene Translatio).

Stephan VI. (896–97) schändete den Leichnam des Formosus.

Sergius III. (904–11) ermordete seine beiden Vorgänger. Kühner [50] schreibt über seine Zeit:

„Gleichzeitig erhob sich mit Theophylakt, dessen Frau Theodora und beider Töchter Theodora d. J. und Marozia eine Adelsfamilie zu allbeherrschender Stellung in Rom, die gemeinsam mit einer Reihe minderwertiger oder schwacher Päpste, die ihre Werkzeuge waren, bis 935 das Regiment der so genannten Pornokratie führte.“

Unter Johann XII. (955–63) „wurde der Lateran zum Bordell“ [Kühner 42]. Er wurde von Otto I. abgesetzt.

Leo VIII. (963–65) war eine Kreatur Ottos, erhielt als Laie rechtswidrig sämtliche Weihen zugleich. Er verzichtete auf die pippinischen und karolingischen Schenkungen, was heute als Fälschung aus der Zeit Heinrichs IV. gilt (Investiturstreit).

Die Franken

Nach dem Eindringen der arianischen und teils sogar noch heidnischen Langobarden nach Italien und Vorstößen einiger ihrer Herzöge in die zum Frankenreich gehörige Provence drängte Byzanz die katholischen Franken zu einem Bündnis. Kaiser Maurikios stattete die fränkische Kriegskasse 583 mit 50 000 Goldstücken aus, und König Childebert von Austrasien schickte 584, 588 und 590 sein Heer nach Italien. Die Feldzüge wurden aber eher lustlos und ohne Erfolg geführt, und das Ergebnis war ein Friedensschluss mit den Langobarden, in dem diese die fränkische Oberherrschaft anerkannten. Maurikios forderte deshalb von Childebert sein Geld zurück; der reagierte aber auf dieses Ansinnen gar nicht. Gregor von Tours schrieb in seiner Frankengeschichte zum Jahre 590 [X, 3]:

„Aptachar aber, der Langobardenkönig, schickte eine Gesandtschaft an König Gunthramn mit folgender Botschaft: *»Wir, o teuerster König, wünschen euch und eurem Volke treu und gehorsam zu sein, wie wir es euren Vätern waren; wir weichen nicht von dem Eid ab, den unsere Vorgänger euren Vorgängern geschworen haben. Steht also davon ab, uns zu verfolgen, und lasset Friede und Eintracht zwischen uns walten, damit wir uns in der Stunde der Not gegen unsere Feinde helfen und unsere Widersacher, die uns ringsum entgegentreten, wenn sei euer und unser Volk ungefährdet und uns selbst in Frieden sehen, lieber abgeschreckt werden, als sich über unsere Zwietracht freuen.«*“

Wann und wie diese Verbindung zwischen den Vorfahren geknüpft wurde, wird allerdings nicht berichtet.

Bei dieser Unterstellung der Langobarden unter die Franken blieb es auf Dauer, ohne dass diese bis zum Feldzug Pippins fast 200 Jahre später irgend etwas zur Befestigung dieses Verhältnisses hätten unternehmen müssen, und ohne dass die Langobarden jemals aufgemuckt hätten. Ein Vorgang, der ganz und gar unverständlich wäre, wenn das 7. bis 9. Jh. wirkliche Geschichte gewesen wären.

Vielleicht geht die fränkische Oberhoheit schon auf die Zeit Alboins zurück, der sich das Stillhalten der Franken durch deren Anerkennung als Oberherrn erkaufte. Dann wäre Agilulfs bairische Heirat vielleicht kein anti-karolingischer, sondern ein pro-merowingischer Schachzug gewesen.

Die byzantinische Reconquista

Unter der Dynastie der Makedonen ab 867 beginnt der Aufstieg des so genannten mittelbyzantinischen Reiches. Die Beneventer Fürstentümer anerkennen 873 die byzantinische Hoheit, 870 wird den Arabern Brindisi entrissen, 876 Bari und 885 Tarent. Das Gebiet wird als Thema Longibardia organisiert. Allerdings können Korsika, Sardinien und Sizilien, von den Arabern im 9. h. erobert, nicht zurückgewonnen werden. Taormina fällt 902.

Die Schnittkanten

Wenn man aus der überlieferten Geschichte 300 Jahre streicht, erhält man Schnittkanten, die in keiner Weise zusammen passen (Karten S. 124 f.). Einerseits sollen um 600 die Langobarden bis zur Südspitze Italiens vorgezogen, aber das Exarchat mit Ravenna, Rom und Genua sowie die Inseln sollen noch oströmisch (byzantinisch) gewesen sein. Andererseits finden wir Anfang des 10. Jhs. ein arrondiertes, fränkisch dominiertes Königreich Italien der Langobarden in Händen zahlreicher lokaler Gewalten; fränkische Adlige streiten sich um die Königs- und gar Kaiserkrone; in Rom herrscht Chaos. Byzanz besitzt ganz Süditalien, hat aber die Gebiete in Mittel- und Norditalien an die Langobarden und die großen Inseln an die Araber verloren. Dabei beschäftigt uns Sardinien und Korsika weniger, denn ihre unzugänglichen Berglandschaften interessierten weder Römer, noch Langobarden, Franken oder Araber wirklich, und die Nachrichten über sie sind spärlich. Aber die Insel Sizilien war für jeden Eroberer ein Hauptpreis. Die arabischen Eroberungen auf dem italienischen Festland sind entweder schon Vergangenheit oder waren nur Legenden. Plünderungszüge haben aber sicherlich stattgefunden, denn die arabischen Feld- und Meereszüge müssen notwendigerweise vor 600 begonnen haben.

Diese Problematik wollen wir hier beiseite lassen und versuchen, die Vorgänge auf dem Festland zu rekonstruieren, die zur Situation führten, welche die Ottonen in Italien vorfanden. Dabei sei nochmals festgehalten, dass auch das 10. Jh. – und besonders dessen 1. Hälfte – ausnehmend schlecht dokumentiert ist. Wir können aber davon ausgehen, dass halbwegs informierten Kreisen der Ottonenzeit Personen wie König Lothar, der erste Ehemann der Kaiserin Adelheid, und König Hugo, ihr Schwiegervater, gut in Erinnerung waren. Die Geschichtsfälschung wird sich folglich auf die Zeit vor 607 konzentriert haben. Dabei ist natürlich denkbar, dass wirkliche Ereignisse aus der Zeit vor 607 durch die Fälscher auf die Jahre vor 911 datiert worden sind.

Was wirklich geschah

Im Jahr 594, in dem Gregor von Tours' Chronik abbricht, war der Krieg zwischen Langobarden und Byzantinern noch in vollem Gange, die Frankenherr-

schaft jenseits der Alpen noch nicht errichtet. Gregor [IV, 9] schreibt über das Ende des Italienfeldzuges unter dem alemannischen Dux Butilin (Buccelen) im Jahre 554 ausdrücklich: „Italien wurde wieder unter die Herrschaft des Kaisers gebracht, und es gab niemanden, der fortan es uns wieder erobert hätte.“

In den Jahren von 594 bis 607 (= 898 bis 911) müssen sich die Franken also in Italien durchgesetzt haben. Dieser Vorgang muss wohl identisch sein mit der Intervention des ostfränkischen Königs Arnulf von Kärnten (eines „natürlichen“ Merowingers, bzw. Sohn oder Enkel einer Merowinger-Prinzessin?), durch dessen frühen Tod 899 die für die Folgejahre überlieferte wirre Situation entstanden ist [Birken 667]. Da das Eingreifen Arnulfs aber nur Langobarden, Franken und den Papst betraf, nicht aber Byzanz, muss der Friedensschluss zwischen Langobarden und Byzanz vorher stattgefunden haben. Hierfür käme das Jahr 593 in Frage, und Gregor von Tours hat vor seinem Tode nicht mehr davon erfahren.

Dann hätte also Papst Gregor der Große 593 nicht eigenmächtig einen separaten Waffenstillstand mit König Agilulf geschlossen, sondern einen Frieden zwischen den Langobarden und Byzanz vermittelt. Darauf hatte sich Byzanz einlassen müssen, weil es von der Abwehr der Araber, die inzwischen fast das ganze Mittelmeer beherrschten, vollständig in Anspruch genommen war. Die Langobarden überließen Byzanz das Herzogtum Benevent, das ohnehin arabischen Angriffen ausgesetzt war und in dem sich nur wenige langobardische Familien niedergelassen hatten. Byzanz übergab Agilulf das Exarchat und ehrte ihn mit dem Titel eines Patricius Romanorum. Dass Byzanz vor den Ottonen keinen westlichen Kaisertitel (gleich ob Imperator oder Augustus) anerkannte, ist bekannt. Vielleicht wurde aber dem einen oder anderen Patricius der mindere Titel eines Caesar (gesprochen ka-eßar) zugestanden, denn immerhin ist daraus der deutsche Titel Kaiser entstanden. Die ersten direkten Verhandlungen zwischen Langobarden und Byzanz und einer erster Waffenstillstand werden konventionell 610 datiert, sind also phantomzeitlich.

Die Annäherung Agilulfs an die Katholiken passte vielen langobardischen Großen aber gar nicht. Er wurde abgesetzt, jedoch konnte keiner der Präkandidaten auf seine Nachfolge sich durchsetzen. Das führte dann zur fränkischen Intervention.

Was konventionell über die phantomzeitlichen Päpste erzählt wird, ist verblüffend und sinnlos zugleich. Sowohl im 7. als auch im 10. Jh. sehen wir den Papst als einigermaßen loyalen Reichsbischof, zuerst des Ostreichs, dann des Westreichs, welcher der Anerkennung durch den jeweiligen Kaiser bedarf, und der zwar als Patriarch der alten und ersten Reichshauptstadt Rom den Ehrenvorrang vor den anderen Patriarchen (Konstantinopel/Byzanz, Antiochi-

en, Jerusalem, Alexandria und Aquileja) genießt, dessen Lehrmeinung aber nur eine unter vielen ist. In den phantomhaften Jahrhunderten dazwischen finden wir die erstaunlichsten Höhenflüge, da offenbar Päpste und Kaiser späterer Zeiten hier ihre Munition für den Streit um den Vorrang von Kaiser oder Papst und die Lehrautorität der Päpste untergebracht haben. Damit kommen wir zu folgender Zeittafel:

- 568 Die Langobarden dringen in Italien ein.
- 572 Eroberung Pavias. Ermordung König Alboins.
- 572–74 König Cleph.
- 574–84 Interregnum.
- bis 580 Vordringen bis nach Unteritalien und Gründung der Herzogtümer Spoletio und Benevent.
- 584–90 König Authari.
- 591 Agilulf, Herzog von Trient, wird König der Langobarden.
- 593 = 897 Friedensschluss zwischen Langobarden und Byzanz durch Vermittlung Papst Gregors des Großen. Teilung Italiens auf der Linie Gaeta–Aquila–Ascoli, wo bis ins 19. Jh. die Grenze zwischen Nord- und Süditalien (bzw. zwischen Reichsitalien und Neapel/Sizilien) verläuft.
- 594 = 898 Berengar (I.) von Friaul König von Italien. Intervention Arnulfs von Kärnten, der von Papst Johann IX. zum Kaiser (?) gekrönt wird.
- 595 = 899 Tod Arnulfs. Berengar setzt sich als König durch. Niederlage gegen die Ungarn.
- 596 = 900 Ludwig von der Provence Gegenkönig.
- 601 = 905 Berengar besiegt Ludwig und lässt ihn blenden.
- 922 Rudolf von Hochburgund Gegenkönig.
- 923 Rudolf besiegt Berengar.
- 924 Ermordung Berengars.
- 926 Hugo von Vienne König.
- 931 Sein Sohn Lothar Mitkönig. Er heiratet Adelheid, die Tochter Rudolfs von Hochburgund.
- 945 Berengar (II.) von Ivrea wird von Otto I. als Regent eingesetzt.
- 947 Tod Hugos.
- 950 Tod Lothars. Berengar II. lässt sich gegen den Willen Ottos krönen.
- 951 Intervention Ottos auf Bitten Adelheids, die er ehelicht.
- 962 Kaiserkrönung Ottos I.

Aus dieser Abfolge ergibt sich, dass die Langobarden erst im 10. Jh. katholisch, bzw. überhaupt christlich geworden sein können. Die ihnen zugeschrie-

bene Bautätigkeit ist auf die bairisch-katholische Königin zurückzuführen und basierte auf dem Handwerk der Romanen.

Was die Kirchengeschichte betrifft, so ist festzustellen, dass offenbar alle in die Phantomzeit datierten Vorgänge entweder keine unmittelbare Wirkung zeigten oder überhaupt schon während dieser Zeit wieder rückgängig gemacht worden sind.

Literatur

Birken, Andreas (2005): Widerworte gegen die Phantome in der Realzeit, in *Zeitensprünge* Jg. 17, Heft 3, 661-669

Cerny, Thomas (2003): Die Langobarden - Ein geheimnisvolles Volk tritt aus dem Schatten der Geschichte. München

Gregor von Tours (abgeschl. 591; 1967): Zehn Bücher Geschichten, aufgrund der Übersetzung W. Giesebrechts neu bearbeitet von Rudolf Buchner, in *Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters*, 2. Bde., Berlin

Illig, Heribert (1999a): Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden, München

Kühner, Hans (1960): Lexikon der Päpste, Frankfurt

Menghin, Wilfried (1985): Die Langobarden - Geschichte und Archäologie, Stuttgart

Paulus Diaconus (1978): Historia Langobardorum, hrg. v. G. Waitz, *Monumenta Germaniae Historica*, SS. Rer. Lang. 12-187

PLOETZ, Der große: Die Daten-Enzyklopädie der Weltgeschichte (³²1998), Freiburg

Seidlmayer, Michael (1962): Geschichte Italiens, Stuttgart

Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

eMail: A.Birken@t-online.de

Italia praeparata

Heribert Illig

Der Herausgeber trat an Andreas Birken bei der Lektorierung seines voranstehenden Artikels heran, weil doch viel mehr Vorarbeiten für das italienische Gebiet geleistet worden seien als angeführt. Dieser sah das nicht so, weil es nicht um das ginge, was alles *nicht* passiert sei, sondern um das wirklich Abgelaufene. Er gestattete mir aber, Literaturliste und Anmerkungen zu ergänzen, weil das den Lesern die Suche erleichtere. Ich komme einem derartigen Ansinnen nach, greife jedoch nicht in Birkens Artikel ein, sondern bringe diese Ergänzungen separat. Sie können die Frage beantworten, ob die Vorbereitung der neuen Schnittkanten von ihrem Verknüpfen sinnvoll zu trennen ist.

Die Zeitensprünge und unsere einschlägigen Bücher sind bestens erschlossen. Über die Zeitschriftenartikel informiert Günter Lelarges homepage; Stichworte sind in Andreas Ottes Stichwortverzeichnis über sämtliche Aufsätze und Bücher abfragbar (beide s. Impressum).

Die Langobarden

Es geht zunächst um die Langobarden. Ihre schriftliche Basis bildet jener Langobarde Paulus Diaconus, der ausgerechnet das Ende der Langobarden, das zu seinen Lebzeiten geschah, *nicht* schilderte [Illig 1993b, 41], dazu gehören weiter die insgesamt 70 Königsurkunden, von denen Carrichard Brühl gezeigt hat, dass es maximal eine einzige langobardische Originalurkunde gibt, deren Echtheit jedoch mangels Vergleichsmöglichkeiten nicht erweisbar ist [vgl. Illig 1993, 49-55; 1999, 229-235]. Schließlich ist das *Edictus Rotharii* von 643 zu nennen. Dieses Gesetzbuch erlässt bereits Gesetze für langobardische Steinmetze (*magistri comacini*), die das Volk von Fachwerkbauern damals noch nicht haben konnte [Illig 1996c, 453]. Die Pergamentbasis ist also in keiner Weise tragfähig.

Zeichnet sich nun bei den Funden eine markante Schnittstelle im frühen 7. Jh. ab? In Cividale als erster langobardischer Herzogsstadt auf heute italienischem Boden beginnen die Grabfunde bei 568, brechen aber schon mit dem ersten Viertel des 7. Jhs. ab; ein Bild, das typisch ist für die langobardischen Gebiete in Ober- und Mittelitalien [Illig 1993b, 43 f.; 2001, 123 f.]. Schon die erste Untersuchung zeigte, dass die Funde nicht für die volle Zeit von 568 bis 774 ausreichen [Illig 1993b, 44]. Erhaltene oder berichtete Bauten gibt es trotz der *magistri comacini* keineswegs im Übermaß. Auch hier ist Cividale rühmens-

wert, doch ließ sich zeigen, dass der dortige „Tempietto longobardo“ ins 11. Jh. gehört [Illig 1999b, 48 f.], die fast lebensgroßen Stuckfiguren dieses Gebäudes ins 12. Jh. [Illig 1993, 45-48], die Relieifarbeiten am Ratchis-Altar und an gleichzeitigen Sakralwerken ins 10./11. Jh. [Illig 1996, 200]. Für andere Bauwerke wie den Clitumno-Tempel und S. Salvator, beide nahe Spoleto, konnte nachgewiesen werden, dass sie fälschlicherweise der Phantomzeit zugeschlagen worden sind [Illig 1999b, 418 ff.].

Für das sog. langobardische Flechtwerk ließ sich in vielerlei Varianten zeigen, dass es nicht spezifisch langobardisch ist und sowohl vor den Langobarden wie später besser 'aufgehoben' ist [Illig 1996c; Illig/Anwander 227-259]. Es wird erst verständlich, wenn es nicht zwei Höhepunkte nacheinander – im 8. und im 11. Jh. – erlebt.

So weist die Fundsituation klar darauf hin: Das Langobardische bricht mit dem Zeitsprung ab, um sich im 10. Jh. noch ein Stück weit hinzuschleppen, während das fälschlich nach den Langobarden benannte Flechtwerk erst seiner Blütezeit entgegengeht. Unter dem Stichwort Lago d'Orta wurde vermerkt, wie sich die letzten 'Langobarden' gegen Otto I. stemmten und 962 auf der Insel überwältigt wurden [Illig 2005, 636], worauf Berengar zwangsweise ins Exil ging – hier schließt auch Birken's Liste (s. S. 133).

Die Päpste

Primär war zu klären, inwieweit es seine Richtigkeit mit dem Kirchenstaat hat. Da ging es zunächst um Papstfabeln, mit denen Besitzansprüche von Byzanz abgeleitet wurden (Stichwort Konstantinische Schenkung), dann um die Herleitung aus fränkischer Macht, Stichwort Pippinsche Schenkung [Illig 1992a; 1996, 144], schließlich um die Existenz des Territoriums. Dieses war zum einen schon vor der ersten 'Schenkungs' ein spezielles, doch der Kirchenstaat wurde dann scheinbar drei Mal 'verschlampt' und wiederentdeckt – de facto hat er erst viel später das Licht der Geschichte erblickt [Illig 1996, 142-148].

Vor der Phantomzeit ragt Papst Gregor I. als heilig gesprochener Kirchenvater heraus. An seiner Begründung des Gregorianischen Chorals ist früh gezweifelt [vgl. Niemitz 1991, 46], seine schriftstellerische Leistung auf mittlerweile zwei Personen verteilt worden: die spätere ist verantwortlich für die *Dialogi*, die jedoch nicht in, sondern erst nach der Phantomzeit geschrieben worden sind [Illig 1994].

Was haben die phantomzeitlichen Päpste hinterlassen? Bezeichnenderweise beginnt ihre einschlägige Sequenz mit einem Adeodatus (auch: Deusdedit), also mit einem von Gott Geschenkten (615–618), was sich durchaus als Hinweis auf einen 'pia fraus' verstehen lässt. Er und die meisten seiner Nachfolger haben uns nichts hinterlassen.

Doch im Vergleich mit dem gesamten Italien (s.u.) besitzt Rom immerhin

neun Kirchen, die Päpsten aus der Phantomzeit zugeschrieben werden [Illig 1996b, 309]. Namentlich sind zu nennen: Honorius I., Leo III., dreimal Paschalis I. und Gregor IV. Vier Apsismosaiken werden Paschalis I. zugeschrieben, der dreimal als Stifterfigur mit Monogramm und Heiligenschein auftritt. Hier ließ sich argumentieren, dass gerade der ihn und auch Leo III. zierende blaue Rechtecknimbus einen Hinweis auf fingierte Papstgeschichte gibt [Illig 1996b, 315-320; 1999b, 427 f.].

Der größte Baumeister in fraglicher Zeit wäre Hadrian I. gewesen, der 81 Kirchen Roms renovieren hätte lassen. Doch kein Stein dieser Bauten kann ihm zugerechnet werden [Illig 1999b, 428]. Leo III. wird 'nur' für 16 Kirchen als Erneuerer genannt, aber auch als Bauherr zweier neuer Kirchen. Nachweise gibt es so wenige wie von seinen 117 Stiftungen für Kirchengeschickung [Illig 1999b, 429], wie auch die Paderborner Ausstellung zum Jahrtausendtreffen zwischen Karl und Leo (799) weder von dem einen noch vom anderen einen persönlichen Gegenstand präsentieren konnte. Leos Ungreifbarkeit mag Papstanhänger grämen, doch Archäologen wissen, dass auch im profanen Rom der Phantomzeit nur zwei oder drei Bauten ausgegraben werden konnten [Illig 1999b, 429 f.].

Für das politische Wirken der Päpste ist anzumerken, dass sie unter Theoderich d. Gr. dieselben Entscheidungen, noch dazu im 'richtigen' Abstand von 298 respektive 300 Jahren getroffen haben wie unter Karl d. Gr. [Illig 2002, 659 ff.].

So ist in mittlerweile 15 Jahren die Einschätzung hinsichtlich materieller wie kirchenpolitischer Relikte gelegt worden, die für Birken (s. S. 134) den Schluss zulässt:

„Was die Kirchengeschichte betrifft, so ist festzustellen, dass offenbar alle in die Phantomzeit datierten Vorgänge entweder keine unmittelbare Wirkung zeigten oder überhaupt schon während dieser Zeit wieder rückgängig gemacht worden sind.“

Nachdem sich die Spuren der Langobarden 'planmäßig' im ersten Viertel des 7. Jhs. verlieren und die Päpste der Phantomzeit keine Spuren hinterlassen haben, kann der Zeitsprung kurz nach 600 angesetzt werden, wobei es zunächst nachrangig ist, ob das nun 607 oder 614 war – auch wenn dabei ausgerechnet Papst Adeodatus I. nicht mehr an der Spitze der Phantomzeitpäpste rangieren würde. Indem die Lombarden ab 911 weiter virulent sind und mit Berengar I. bis 924 sogar einen Kaiser stellen, lassen sich tatsächlich die Schnittkanten verbinden, wenn man einen Friedensschluss zwischen Langobarden und Byzanz unter Vermittlung von Papst Gregor I. unterstellt, wie das nun Birken (s. S. 132) postuliert.

Das übrige Italien

Italien ist trotz der katholischen Kirche kein Land, das der Phantomzeitthese zahlreiche Kirchenbauten entgegenhalten könnte. Im Gegenteil: Gerade hier ist die Phantomzeit auch konventionell eine fast leere Zeit mit abzählbar wenigen Bauwerken [Illig 1996b, 302 ff.]. Da gäbe es in Molise die Klosterkirche San Vincenzo al Volturno, die fälschlicherweise der Phantomzeit zugeschlagen worden ist [Illig 1999b, 418 ff.; Heinsohn 549 f.]. Bekannt ist das Kloster Bobbio im nördlichen Apennin [Illig 1993a, 27], 612/13 gegründet gegen den Arianismus der Langobarden. Daraus ergab sich der Schluss, dass die Langobarden noch im 10. Jh. arianischen Glaubens waren [Illig/Anwander 252]. Auch die städtische Struktur als Folge der Langobardenzeit war bereits Thema [Hölzl]. Interessant ist das kalabresische Kloster Vivarium, in dem Cassiodor gewirkt hat, ohne dass sich vom Kloster oder von seinen Schriften etwas erhalten hätte [Martin 2000, 657 f.; ausführlicher beim ZS-Vortrag].

Einen speziellen Fall bildet Salerno mit seiner medizinischen Hochschule ab dem 10. Jh., die bis ins 12. Jh. Übersetzungen arabischer Werke vertraut haben soll, die keineswegs 'state of the art' waren, sondern aus dem 9. Jh. gestammt hätten – woraus sich ableiten lässt, dass die arabischen Werke jünger als bislang geglaubt sind [Illig 1992b, 127 f.].

Angesichts der Fülle an bereits erarbeiteten Befunden, aus denen sich die Konsequenzen oft direkt ableiten, erscheint es zumindest mir eindeutig zielführender, auf ihnen unmittelbar aufzubauen, als die veraltete politische Entwicklung und die obsoleete Papstliste zu repetieren.

Fortführungen

Diskussion kann sich daran entzünden, ob die Araber „notwendigerweise vor 600“ ihre Feld- und Meereszüge begonnen haben, weshalb sie bereits 593 „fast das ganze Mittelmeer beherrschten“ (Birken, S. 131 f.). Wenn dem so gewesen wäre, dann hätten sie in ihrem vorrangigen Zielgebiet, auf *Sizilien*, Spuren hinterlassen müssen. Schließlich laufen von konvent. 651 bis 819 zehn arabische Hauptinvasionen. Die Fatimiden sind dann von 911 bis 965 damit beschäftigt, neuerlich die Insel zu erobern. Doch die frühesten Spuren gehen erst auf die Fatimiden zurück, die sich ab 1060 der Normannen erwehren mussten [Heinsohn 542-549]. So dürfte es dabei bleiben: Mohammed (konvent. 570–632) hat den Koran einige Jahrzehnte früher als gedacht geschrieben und ist nicht 622 nach Medina ausgewandert, sondern bereits gegen 597 [gemäß Weissgerber 2004]. Die nach seinem Tod einsetzende islamische Expansion erreichte Sizilien zu noch unbestimmter Zeit im 10. Jh.

Licht fällt auf ein anderes Rätsel. Es gibt ja nicht nur Münzen mit dem Karls-Monogramm, sondern auch *kaiserliche Ludwigs-Münzen*, die bislang

unerklärt sind. Hier ist an den von Birken genannten Ludwig den Blinden zu erinnern, der von 901 bis 928 als König von Niederburgund, König von Italien und Kaiser geführt wird. Berengar I. von Friaul lässt ihn 915 blenden und wird nun ebenfalls Kaiser, bis 924. Auch Karl der Einfache kämpft in dieser Zeit um die kaiserliche Ehre [Heinsohn 2001]. Auf jeden Fall konnten Ludwigs-Münzen mit dem kaiserlichen Zusatz „IMP AUG“ geprägt werden.

Birken [2005] hat sein Konzept auf porphyrenem Fundament postiert. Ich habe seinerzeit zwei Parallelkonzepte für den Einschub der Phantomzeit entwickelt: den byzantinischen Ansatz [kurzgefasst: Illig 1999, 184] und den ottonisch-päpstlichen Ansatz [ebd., 206]. Klar war, dass die heilsgeschichtliche Motivation für Otto III. nicht von Byzanz ausgegangen sein kann, weil dort kein siebtes Millennium der Herrschaft Christi ausgerufen wurde wie von Otto III. und Silvester II. Diese Motivation konnte nur im Westen entstanden sein. Doch zuvor hat die Umschreibaktion unter Konstantin VII. stattgefunden, die von den Byzantinisten aufgedeckt worden ist. Wie passen die beiden Seiten der einen Medaille zusammen? Mir ist unsere maßgebliche Geschichtsquelle, *De administrando imperio* von Konstantin selbst verfasst, suspekt geworden. Sie enthält mit Sicherheit viel Wissen um das 5. und 6. Jh., wie man es nur kurze Zeit später noch in Erinnerung hatte. Andererseits gibt es Einsprengsel, die anachronistisch wirken. Ich denke an die Erwähnung der heute noch stehenden Kirche von Zadar :

„In ihrer Nähe gibt es eine weitere Kirche, die überkuppelte Hagia Trias, und oberhalb dieser befindet sich noch eine Kirche wie eine Empore, ebenfalls mit Kuppel, in die man über eine Wendeltreppe gelangt.

[Fußnote:] Diese H. Trias ist die monumentale Kirche S. Donat (1. Hälfte 9. Jh.) in Zadar“ [Konstantin |138|, S. 157].

Sie wird korrekt als doppelstöckig erwähnt; doch der Bau ist mit antiken Spolien auf dem ehemaligen römischen Forum errichtet worden. Der Form nach gehört sie der Romanik an [vgl. Illig 2003, 180-184]. Ein ähnlicher Anachronismus ist der Hinweis, ein großer Karl habe im Heiligen Land Klöster bauen lassen. Allerdings gilt das einschlägige Kap. 26 ohnehin als spätere Einfügung [Konstantin 126]:

„Dieser Karl [...] sandte auch genügend Geldmittel und große Reichtümer nach Palästina und baute dort sehr viele Klöster“ [Konstantin 127].

Auch wenn unter Konstantin VII. dieses Gebiet an den Islam verloren war, gab es bis zur Kreuzfahrerzeit keinen Grund für einen byzantinischen Kaiser, den Ruhm Karls d. Gr. dermaßen auf einst byzantinisches Gebiet auszuweiten.

Literatur

- Birken, Andreas (2005): Das porphyrne Fundament der Mittelalterthese; in: *Zeitensprünge* 17 (2) 465-471
- (2006): Italiens Phantomzeit; in: *Zeitensprünge* 18 (1) 121-134
- Heinsohn, Gunnar (2001): Karl der Einfältige – Imitator oder Urmuster?; in: *Zeitensprünge* 13 (4) 631-661
- (2003): Sizilien und seine frühmittelalterliche Fundlücke; in: *Zeitensprünge* 15 (3) 540-555
- Hölzl, Josef (2003): Warum gibt es in der Toskana keine Dörfer?; in: *Zeitensprünge* 15 (1) 100-104
- Illig, Heribert (1992a): Fälschung im Namen Konstantins; in: *VFG* 3 (2) 50-66
- (1992b): Alles Null und richtig. Zum Verhältnis von arabischer und europäischer Kultur; in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart (VFG)* 4 (4) 119-131
- (1993a): Das Ende des hl. Benedikt?; in: *VFG* 5 (2) 23-28
- (1993b): Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose Städte; in: *VFG* 5 (2) 41-56
- (1994): Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; in: *VFG* 6 (2) 20-39
- (1996a): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf
- (1996b): Roms ‚frühmittelalterliche‘ Kirchen und Mosaike. Eine Verschiebung und ihre Begründung; in: *Zeitensprünge* 8 (3) 302-326
- (1996c): Flechtwerk und Ketzertum. Langobardische Notizen II; in: *Zeitensprünge* 8 (4) 448-477
- (1999a): Wer hat an der Uhr gedreht?; München
- (1999b): Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen; in: *Zeitensprünge* 11 (3) 403-438
- (2001): Langobarden, Juden, Astronomen und auch Aachen. Zum Frühmittelalter und der einschlägigen Debatte; in: *Zeitensprünge* 108-132
- (2002): Theoderich d. Gr. – Vorlage für Karl d. Gr.; in: *Zeitensprünge* 14 (4) 656-671
- (2003): Split und die Rätsel Altkroatiens; in: *Zeitensprünge* 15 (1) 161-190
- (2005): Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien; in: *Zeitensprünge* 17 (3) 635-660
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräfelting Konstantin = Die De Administrando Imperio genannte Lehrschrift des Kaisers Konstantinos Porphyrogenetos für seinen Sohn Romanos. Übersetzt, eingeleitet und erklärt von Klaus Belke und Peter Soustal (1995); Wien
- Martin, Paul C. (2000): Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil II; in: *Zeitensprünge* 12 (4) 639-661
- Niemitz, Hans-Ulrich / Illig, Heribert (1991): Hat das dunkle Mittelalter nie existiert?; in: *VFG* 3 (1) 36-49
- Weissgerber, Klaus (2004): - [Leserbrief zum Zeitsprung bei Christen und Moslems]; in: *Zeitensprünge* 16 (1) 247 f.

Im Flechtwerk der Legenden

Daniela-Maria Brandt

Nach-Gedanken zum Hl. Julius und zu Wilhelm von Volpiano aus Anlass von Heribert Illigs Artikel *Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien* [3/2005, 635-660]

Legenden und Bildwerke erzählen das Wissen der eigenen Zeit. Wenn wir uns als moderne, schnell und umfassend informierte Menschen dem Mittelalter nähern, müssen wir uns auf eine tiefgründige Symbolwelt einlassen, die sich nur mit großer Geduld erschließt. Huscht man nur über die mühsam zu lesenden Schriften und Geschichten oder schwierig zu interpretierenden Bildwerke hinweg, kann der geistige Hintergrund jener Zeit nicht erfasst und aufgedeckt werden.

Das Christentum hat in seinem Glauben kein einziges seiner tragenden Symbole selbst erfunden: Jedes Detail stammt aus der bekannten antiken Welt und wurde nur passend transformiert. Legenden bauen sich aus historischen Gegebenheiten, Mahn- und Lehrgeschichten und Symbolverwertung auf. Verkürzungen – wie in heutigen Lexika üblich – verzerren und machen den ‘ungläubigen’ Abstand zu uns noch größer. Wir haben einfach vergessen, dass es eine Spiritualität gibt, die sich aus alten Bildern formt und nicht aus kirchenpolitischen Gründen. Dabei lehren uns sogar kleine Nebenbemerkungen der alten Schriften und Bilder große Glaubensinhalte und soziale und kulturgeschichtliche Hintergründe.

I. Julius und Julianus

Die griechischen Brüder Julius und Julianus waren Diakone, die von Kaiser Theodosius (379–395 in Mailand) zur Mission eingesetzt wurden. Die beiden jungen Geistlichen waren solange gemeinsam unterwegs, wie es die Kirche vorschrieb: Es war Pflicht, nur zu zweit auf Reisen zu gehen und zu predigen, eine Maßnahme, die gegenseitigen Schutz gab und zusätzlich Kontrolle war (das ist heutzutage noch so bei den Mormonen und Zeugen Jehovas!). Als erster Wirkungsort wird Rom genannt mit der christlichen Gemeinde der Basilika San Paolo fuori le mura oder Aqua Salvia (Trefontane), wo der Heilige Paulus enthauptet worden war. Die weiteren Missionsgebiete lagen im Norden Italiens, eben in der Gegend des Lago Maggiore. Hier trennte sich der Weg der Brüder.

Julius „kam dann allein an einen kleinen See“ (den nahe gelegenen Lago d’Orta = Locus Hortanus), auf dessen Insel er „in wunderbarer Weise überge-

setzt wurde“, dort Schlangen mit einem Kreuzeszeichen vertrieb und eine Kirche zu Ehren der Heiligen Zwölf Apostel baute. Julianus war weitergezogen und hatte in Gonzano eine Kirche erbaut, wo er starb und beerdigt wurde. Julius starb auf der Seeinsel, die nach ihm benannt wurde.

II. Heilige und dämonische Tiere

Wenn christliche Legenden von Heiligen erzählen, die einen Ort von Schlangen, Gewürm, Ungeziefer oder Fliegen befreien, handelt es sich immer um das Sinnbild, durch Predigten die ansässigen heidnischen oder aufsässigen Bewohner vom Christentum überzeugt, also „ihre bösen Gedanken“ vertrieben zu haben. Nicht alle Landstriche haben in der Realität giftige Schlangen, nur Fliegen (das uralte Symbol der Teufelsbrut) gibt es überall. Die mächtigsten Heiligen bekamen einen Drachen als Gegner, der erschlagen (Michael, Georg, Theodorus), gezähmt (Simon Stylites) oder weggeführt wurde (Martha, Marcellus), der platzte (Margarethe) oder dem vom Papst Silvester nur das Maul mit einem Faden zugebunden wurde, also die Arianer zum Schweigen gebracht wurden.

Ob Drache oder das Krokodil an der Kanzel von San Giulio – das Höllwesen wird von einem Heiligen (Mensch oder Tier) attackiert. Hier ist der Greif der Angreifer, ein Mischwesen aus Löwe und Adler, also eine Verdopplung der Evangelisten-Symbole. Man entdeckt auf der Kanzel auch zwiespältige Abbildungen, wie den Kentaur. Der Pferdemann (nebenbei bemerkt, nahm sich eine griechische Ärztedynastie ihn als Vorfahr) entwickelte sich zum astrologischen Sternzeichen Schütze. Hier zielt er in die Richtung der Szene, in der zwei Raubtiere einen Hirsch töten wollen. Hirsche sind in den alten Naturbeschreibungen die Feinde der Schlangen und wurden deshalb zum Christus-Tier. Hier greifen also zwei wilde Tiere (= Heiden) den jungen sanften Hirsch des neuen Glaubens an.

Während in der Zeit der Antike und im frühen Christentum die Unholde aus der Wüste kamen, dringen sie in der nordischen Welt der neuen Christen aus den fast noch undurchdringlichen Wäldern. Gegen dieses wilde naturhafte Flechtwerkgeschehen müssen die Botschaften der Evangelien machtvolle Unterstützung bekommen. Wir finden sie in dem Mann zwischen dem Johannes-Adler und dem Markus-Löwen. Dieser Löwe hält eine aufgeschlagene Bibel genau in die Blickrichtung, die der Adler und der Mann einnehmen, während der Löwe den Blick leicht abwendet. (Ähnliche Löwen mit flachem Kopf und Rückenmähne gibt es übrigens als Säulenlöwen in der Vorhalle vom Dom zu Cremona, 1107, und San Zeno in Verona, 1138.

Das Mittelalter kannte keine freien künstlerischen Arbeiten nach ästhetischen Prinzipien. Die Bildhauer und ihre hochgebildeten Auftraggeber arbei-

teten nach genau festgelegten Szenarien. Die Vorlagen dazu waren die wichtigsten bekannten Szenen aus der Bibel und die gesammelten Märtyrer- und Heiligenlegenden – gleichgültig, ob sie erfunden waren, auf historischen Fakten beruhten oder sinngebend erweitert wurden. Dazu kam das überlieferte Naturwissen der Antike seit Aristoteles über Plinius zum (wohl syrischen) Autor des *Physiologus*, der im 2. Jh. oder um 370 in Alexandria entstand. Im wahrsten Sinn des Wortes maßgebend wurden auch die Etymologien des Isidor von Sevilla (um 600), Bestiarienbücher oder die *Sammlung der Denkwürdigkeiten* von Gaius Julius Colinus (Polyhistor). Insbesondere der *Physiologus* bot einen Leitfaden, an dem entlang die ‘wilde Welt’ mit christlichen Deutungen und Moralvorstellungen gefüllt wurde. Von diesem Tierbuch (es werden einige Pflanzen und Steine erwähnt) wurden – wie von der Bibel – unzählige Übersetzungen, Erweiterungen und Neufassungen herausgebracht, dass die Mischung von mythologischer Zoologie und christlichem Ermahnungsbuch heute noch für manche Verwirrung sorgt, wie die Frage nach dem guten oder bösen Krokodil bei Chioventa und Siepe [Illig 642]: denn beide haben recht, je nachdem welche Ausgabe des *Physiologus* vorlag.

Die Bauornamentik war also eine wahrhafte ‘Predigt aus Stein’, die bildlich verflochten vorführte, was die Verkörperung von Gut und Böse ist, welche Lebenskräfte und Jenseitsvorstellungen zum wahren Glauben gehören sollten, und dass die Evangelisten und Heiligen auf dem Weg durch das Leben hülften. Man darf dabei nicht vergessen, dass die Botschaft der christlichen Bauornamentik des Mittelalters eindeutig die neuen Ketzerbewegungen mit den alten Heiden gleichsetzte. Wohl war Europa christianisiert, doch ein Wildwuchs an Kirchenabspaltungen ängstigte Rom und konservative Klosterherren wie einst die Drachen aus der Wüste und die Untiere in den Wäldern.

III. Der geheimnisvolle Mann

In diesem Umfeld steht der geheimnisvolle Mann an der Kanzel von San Giulio. Er ist kein Porträt, denn das kannte das Mittelalter noch nicht. Ich bin der Ansicht, dass sich in dieser stillen Männerfigur am ‘Machtplatz’ Kanzel die Spiritualität vieler Legenden und Biographien mischen:

Die erste Kirche auf der Insel im Ortasee wurde um das Jahr 400 von Julius erbaut und den Zwölf Aposteln geweiht, unter denen der ‘Wander’-Apostel Paulus im Leben des griechischen Missionars eine wichtige Rolle spielte. Wilhelm von Volpiano (Guilielmus) wurde um 960 auf dieser Insel geboren. In den Aufzeichnungen seiner historischen Vita [nach J. Stadler *Vollständiges Heiligenlexikon*: 1858-82, Augsburg] wird hervorgehoben, wie berühmt dieser Abt von St. Bénigne war als Reformier, Lehrer und Prediger: „unermüdlich tätig [...] auf der Kanzel, wo er das Volk zu Tränen rührte, auf dem Chor, wo

er den heiligen Gesang leitete und verbesserte“ und als Bauherr der monumentalen Basilika von St. Bénigne, „zu deren Erbauung er von überall her Anregungen gesammelt hatte“.

Der Mann mit dem Tau-Stab hat eine Frisur nach griechischer Art (vom Scheitelpunkt in Löckchen nach unten gekämmt), und auch die Bartlosigkeit weist auf den jungen griechischen Diakon hin. Die Kleidung entspricht der Wanderkleidung der Missionare: In den Klöstern wurden lange Gewänder und Sandalen getragen, doch auf Reisen waren die dreiviertellange Kutte und Mantel und die knöchelhohen Schuhe praktischer. Der Mantel wurde rechts oben geschlossen, damit die rechte Hand leichter zum (Wander-)Stab greifen oder zu Gruß-, Abwehr- oder Segensgebärde erhoben werden kann.

IV. Der Tau-Stab

Zu den Erläuterungen von H. Illig füge ich folgende Details hinzu: Tau-Stab und Tau-Kreuz mischen sich in den Bedeutungen:

- Das T ist Teil des ägyptischen Lebenszeichen ankh;
- Der griechische Buchstabe τ bedeutet Zeichen, Mal;
- Im Jüdischen ist es das Bekenntnis zu Jahwe und ein eschatologisches Schutzzeichen, also die Hoffnung auf ein jenseitiges Leben ohne Ungeheuer;
- Der Heilgott Äskulap wird als erwachsener Mann dargestellt, in einen Mantel gehüllt, auf einen Knotenstock gestützt, der von einer Schlange als Zeichen der Weisheit umschlungen ist. Da das Christentum sich ungeniert alter Zeichen bediente und sie umkehrte (wie Aarons Stab/Schlange), wird der Stock/Stab zur Schlangenabwehr benutzt.
- Der Wüstenheilige Antonius der Gr. (251–356) wird mit einem Tau-Stab dargestellt, auf dass er den ihn quälenden Dämonen nicht erliege (laut Psalm 23,4: „dein Stecken und Stab trösten mich“). 1095 wird die Hospitaliter-Broderschaft im Antoniterorden gegründet. Die Spendensammler waren mit einem Taustab unterwegs, an dem Glöckchen hingen. Und der Hl. Jacobus von Santiago de Compostela soll mit seinem Stab den Zauberer Hermogenes bezwungen haben. Dieser τ -Stab liegt als Reliquie in Santiago.
- Die τ -Initiale bei den Kanonbildern ist die Zierform zur Darstellung der Kreuzigung. Das Hochgebet in Sakramentar und Missale beginnt „*Te igitur clementissime Pater*“ (Dich gütiger Vater bitten wir...).
- Dann gibt es noch den nordischen Tau-Stab, einen Rundstab mit Verzierung in Schiffstauart aus der normannischen Kunst. Ob Taue, Fäden oder Flechten: Sie sind Schutzzeichen gegen Dämonen, die gefesselt werden müssen.

Das wichtigste über den Tau-Stab zum Schluss: Er wurde als Zeichen der Herrschaft Christi als Kreuzstab von benediktinischen Missionaren mitgeführt

und ihnen und Diakonen als Attribut beigegeben. Diese Stäbe enthielten, wie Illig beschreibt, die Reliquien, die nötig waren, um eine Kirche oder ein Kloster zu gründen, die ein „heiliges Stück“ beherbergen mussten. Wieder ist es hier gleichgültig, ob es sich um eine echte oder erfundene Reliquie handelt.

V. Fazit und Schlussbemerkung

Der geheimnisvolle Mann an der aus Serpentin geschlagenen Kanzel (nomen est omen) von San Giulio verkörpert vielleicht die Mischung der Geschichten um den Paulus der Bibel, den griechischen Missionar Julius, der die Insel von Schlangen befreite und um den späteren Klostergründer Wilhelm von Volpiano. Das Andenken an die Fähigkeiten und Tätigkeiten dieser drei Männer wurde als Idealfigur ausgeformt mit der Botschaft: „Hier stehe ich für meinen Gott und für Euch. Seht und glaubt.“

Zum Schluss: Können wir Menschen von heute so „sehen und glauben“? Oder durch Schriften und Kunst die alte Spiritualität erfassen? Es gibt eine Möglichkeit der Annäherung über unser eigenes Körpergefühl: Legen Sie eine Hand auf die Flanke einer Sphinx, dann kommt das *Be-Greifen* der Zeit; schauen Sie hoch in eine gotische Kathedrale, dann spüren Sie die Höhe in der Anspannung Ihrer Oberschenkel. Der Blick in die Romanik macht Ihnen die Linie Ihrer Schultern bewusst, die Renaissance richtet den Rücken gerade. Und im Barock haben wir das unwiderstehliche Gefühl, uns räkeln zu wollen wie in einer Badewanne . . .

. . . und manchmal ist es auch so, dass uns der Blick eines rätselhaften Mannes fasziniert, der über uns hinweggeht und dennoch bezwingt, als ob wir ungläubige Drachen wären. Dann werden *ZeitenSprünge* plötzlich zu persönlichen Erfahrungen.

Karlsevolutionen und Karlskuriosa

Rupertuskreuz, Jubiläen und 1 neue Karolingerpfalz

Heribert Illig, mit einem Beitrag Jürgen v. Strauwitz'

1. Das Salzburger Rupertuskreuz

Der gelehrte Rabanus Maurus muss sich heuer gegen Mozart behaupten: 250. Geburtstag gegen 1150. Todestag; dazu Heine und Freud mit demselben Jahr 1856. Natürlich wird der Komponist den Psychoanalytiker wie den Dichter ausstechen und den „afrikanischen Raben“ fast zu einer fiktiven Gestalt werden lassen. Immerhin gedenkt Mainz seines einstigen Erzbischofs, der von 847 bis zu seinem Tod im Jahr 856 dieses Amt bekleidet haben soll. In der ihm gewidmeten Ausstellung wird vor allem eine berühmte **Prunkhandschrift** aus dem Vatikan gezeigt: *Lob des heiligen Kreuzes (Laudibus Sanctae Crucis)*. Sie enthält 28 Figurengedichte auf Purpurboden. Rabanus soll die Gedichte um 814 als Leiter der Klosterschule in Fulda verfasst und die Handschrift von 825/26 als Erzbischof selbst korrigiert haben.

Wenn wir einmal außer Acht lassen, dass Rabanus früh mit dem Ehrentitel *primus praeceptor Germaniae* geschmückt worden ist und als typischer Vertreter der karolingischen Renaissance gilt, dann ist die Datierung nicht so selbstverständlich, wie sie vorgetragen wird, denn Figurengedichte wurden seit der Zeit Konstantin d. Gr. verfertigt, also seit dem 4. Jh., und das Genre endigt nicht im 9. Jh., sondern erst nach der Jahrtausendwende.

Die Ausstellung im Mainzer Dommuseum, bis zum 28. 5. geöffnet, zeigt zwei weitere wichtige Exponate. Einmal den **Bonifatiusstein**, den Rabanus anlässlich des 100. Todestages des hl. Bonifatius in der Mainzer Marienkirche errichtet haben soll – das erste freistehende Grabmal, das für einen Bischof in einer Kirche errichtet und mit seinem Abbild geschmückt worden wäre; doch ist er stilistisch besser der Romanik ab 1080 zuzuordnen.

Es wird auch eine Kopie des **Rupertuskreuzes** gezeigt, dessen Original im Dommuseum von Salzburg verwahrt wird. Der Zusammenhang ist klar: Das letzte Figurengedicht in der Prunkhandschrift preist das Kreuz in einer Umrissform, die diesem Großkreuz entspricht. Es ist mit 158 cm Höhe tatsächlich den Großkreuzen zuzurechnen, auch wenn es keinen Gekreuzigten trägt. Es ist wohl das letztverbliebene 'karolingische' Großkreuz, nachdem die Datierungen für den Enghausener Cruzifixus (von 900 zurück nach 1200) und das Udenheimer Kreuz (zurück von 750 nach 1070) nicht nur von unserer Seite aus kritisiert worden sind [vgl. Illig 2005, 111-114], und verdient einen

gebührenden Blick. Es gilt als das älteste sakrale Kunstwerk Österreichs, primär wegen eines literarischen Hinweises: Nach

„der Überlieferung gilt das Kreuz als Stiftung des hl. Rupertus, der Anfang des 8. Jh.s Bischof von Salzburg war; diese Verbindung beruht auf einer Randnotiz des 12. Jh.s zur Gründungsgeschichte von Bischofshofen in den ‚Breves Notitiae‘ vom Anfang des 9. Jh.s“ [Kötzsche in *Aachen*. 372].

Dem tragen zwar einige aktuelle Datierungen Rechnung; gleichwohl schwanken die Altersangaben in einer Weise, wie sie mittlerweile als typisch fürs frühe Mittelalter gelten darf. Interessanterweise sind es gerade amtliche Salzburger Internet-Seiten, die für Verwirrung sorgen:

- „6./7. Jh.“ [salzburg.at; salzburg.gv.at];
- „um 700“ [Dopsch, Junginger 1982, 271] und um 700, weil „rund 1300 Jahre alt“: Dommuseum zu Salzburg [www.kirchen.net];
- 666–750, da der über Beda Venerabilis (673-735) datierten „northumbrischen Renaissance“ zugehörig; laut V. Bierbrauer [uni.bamberg.de];
- vor 750, weil „um 750“ von Bischof Virgil von Südengland nach Salzburg gebracht [salzburgnet];
- „aus dem Jahr 750“ [salzburg.com] (8.4.2004);
- ca. 760 (rund 50 Jahre nach Rupert) [Laing 123];
- „aus dem 8. Jahrhundert“ [salzburg.info];
- 750 bis 800, englische Forschung laut Wamers [1999, 460]
- „vor 774“: d.h. vor Einweihung von Salzburgs Virgildom [Beer 2005, 170]
- „Ende 8. Jh.“ [Dietrich Kötzsche; *Aachen*. 372]; „um 800“ [Reinle 1988, 93];
- „um oder bald nach 800“ [W. v. Jenny 1952; in *Aachen*. 372];
- „2. Hälfte des 8. Jh.s und des frühen 9. Jh.s“ [H. Fillitz 1963, lt. *Aachen*. 372];
- „12. Jh.“ für die Vorderseite, „um 700“ für die Seitenteile [F. Martin / J. Baum 1940; lt. *Aachen*. 372].

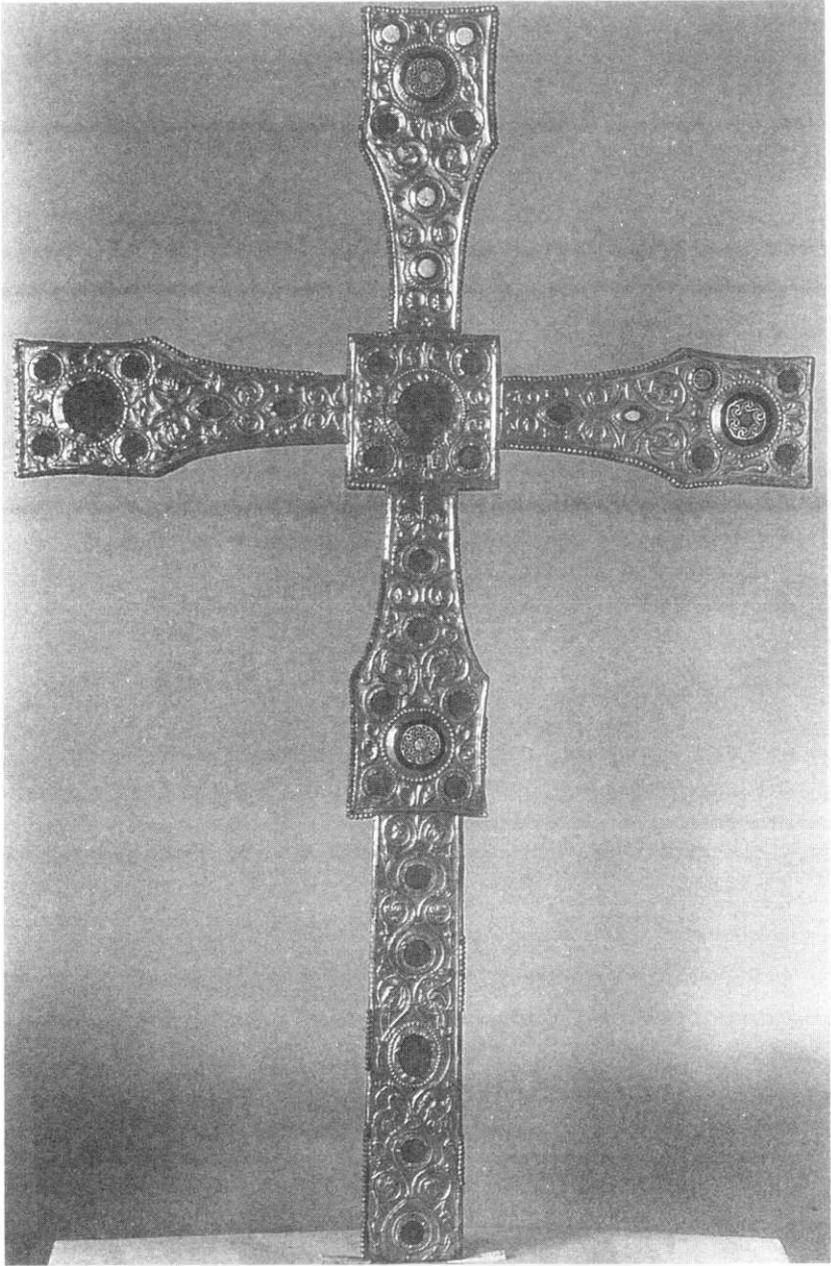
Bis auf die letzte Datierung für das Rupertuskreuz liegen alle anderen zum Teil deutlich vor der Datierung für die Handschrift, womit das Kreuz älter als die Zeichnung wäre. Umgekehrt wäre es eher vorstellbar.

Um was für ein Kunstwerk geht es? Den wohl nicht mehr originalen Holzkern überformen getriebene und vergoldete Kupferbleche; Perlstäbe verkleideten die Kanten, sind aber wie die Seitenverkleidungen nur noch teilweise erhalten. Optisch dominierten 38 Emailscheiben, von denen jedoch nur noch 9 erhalten sind. In ihre dunkelblau-opake Fläche ist milchigweiß ein Ornament eingelassen, das als laufender Hund bekannt ist. Je sechsmal tritt diese Form in Erscheinung. Die Email-Arbeiten betonen die schaufelförmig verbreiterten Kreuzbalken, die auch der Rabanus-Codex zeigt:

„Bestimmt wird das Bildprogramm durch ein naturalistisch ausgebildetes Weinstockornament, in das Tiere einbezogen sind“ [Dopsch/Junginger 271].



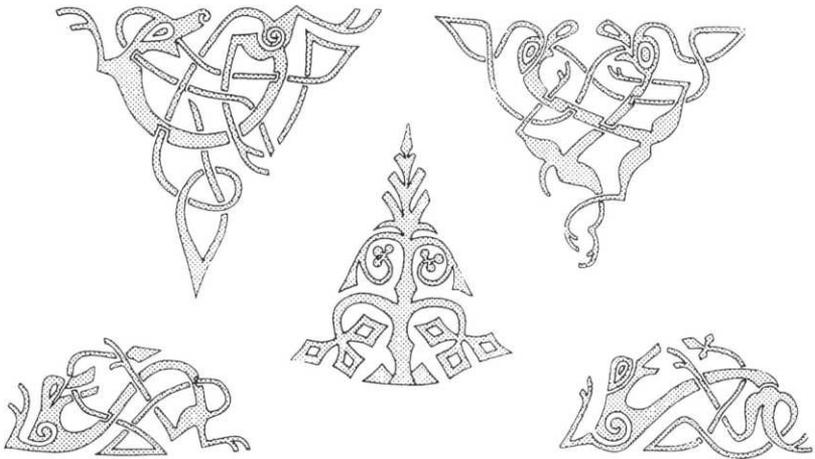
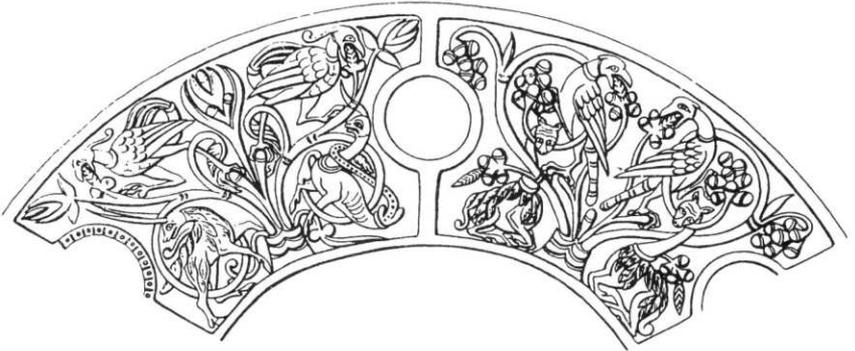
Rabanus Maurus: De Laudibus Sanctae Crucis. Das Figurengedicht zeigt Ludwig den Frommen, das erste Abbild eines karolingischen Herrschers, um Jahrhundertende zu früh in der abendländischen Malerei; der Kaiser zu Lebzeiten mit Nimbus. Die Buchstaben in den Kreuzesbalken und im Nimbus bilden zusätzliche Widmungen [Mütherich/Gaehde 54].



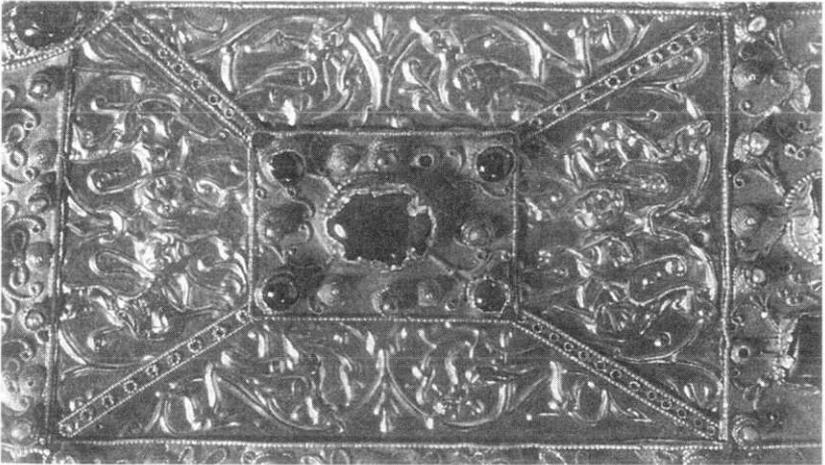
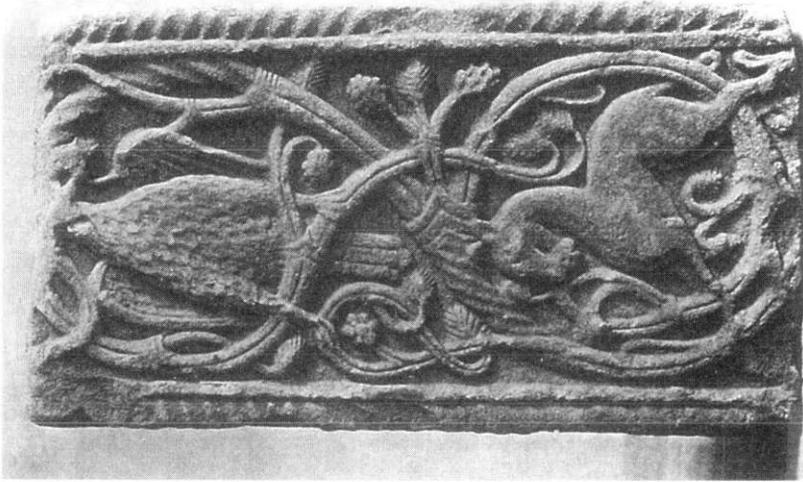
Rupertuskreuz aus Bischofshofen, heute Salzburg [Wilson 134]



Rupertuskreuz: Der Ausschnitt zeigt eine der Emailscheiben und Tiere im Rankenwerk, das nichts mit irischem oder germanischem (Tier-)Flechtwerk gemein haben [Dannheimer/Dopsch 337].



Ormside Bowl: Das dem Rupertuskreuz entsprechende Tierrankenwerk. Im Kontrast dazu Tierstil vom Tassilokelch, Kreamsmünster [Wilson 64, 335].



Dem Rupertuskreuz stilistisch ähnlich: Der Einband des Evangeliums Heinrichs II.; München, nach 1002, auch Details auf dem Easby Cross, Yorkshire [Wilson 159, 78].

„Hier sind vor allem die Wasservögel, nämlich reiherartige, langbeinige Tier mit und ohne Nackenschopf auf den Seitenarmen und auf dem unteren Kreuzschaft zu nennen, sodann naturnah wiedergegebene, am Blattwerk fressend Vierfüßer und hundeartige Kopfdarstellungen in Seiten- und Vorderansicht“ [Dannheimer/Dopsch 336].

Günther Haseloff bringt als einer bedeutendsten Kenner frühmittelalterlicher Archäologie und Kunstgeschichte kein vergleichbares Email in seinem Werk, das von der Spätantike bis zu den Karolingern reicht.

Unbestritten ist die insulare Herkunft der Zimelie. Diskutiert wird allenfalls, ob englische Handwerker auf der Insel oder auf dem Kontinent tätig geworden sind. Wie selbstverständlich wird sie derselben Gruppe von Kunstwerken zugeordnet wie der Tassilo-Kelch [Campbell 107], wobei hier Alcuin (735–804) als ‚Verbindungsmann‘ zum karolingischen Kontinent steht. Wenn nun Campbell [108 f.] die beiden Preziosen nebeneinander abbildet, sieht der Unvoreingenommene sofort, dass der Stil der Goldschmiedearbeiten grundsätzlich differiert. Beim Tassilokelch findet sich Tierstil mit überlängten Tieren, während auf der Vorderseite des Rupertuskreuzes die Darstellung eindeutig naturalistisch ist (auf den erhaltenen Seitenteilen findet sich strenges Flechtwerk, wie es 6. bis 13. Jh. genauso kennen). Da kaum ein (zeitgenössisches) Gegenstück bekannt ist, hat man die Ormside Bowl hier zugeordnet. Diese kleine Silberschale

„mag ein Hinweis auf säkularen Geschmack im späten 8. Jahrhundert sein. Ihr Pflanzenornament ist im Northumbrischen Stil, aber seine ‚Menagerie‘ hat karolingische Anklänge“ [Campbell 115].

Die Ähnlichkeit ist zweifellos richtig gesehen, doch ist die Schale schwer datierbar: Sie stammt aus dem Friedhof von Ormside, Cumbria, und wird einem Wikingergrab zugeschrieben [Campbell 115; Laing 129 ff.].

Wer die streng geometrischen Tierstile Englands, wer die sorgfältig gezielten irisch-keltischen Ornamente kennt, wird zögern, diese drei Stile zeitlich zu vermischen. Der Rupertuskreuzstil muss einer anderen Provenienz als die Tierstile zugerechnet werden:

Stilvergleiche führen nach Hildesheim und Aachen. Die Salzburger Treibarbeiten gemahnen an die Silberarbeiten der Bernwardinischen Kunst in Hildesheim, die ab 993 einsetzen (Bernward † 1022). Bei den Bronzegittern der Aachener Pfalzkapelle werden nicht mehr „fränkische“ und „römische“ Gitter unterschieden, sondern mittlerweile „oberitalienische, römische, byzantinische und britische Quellströme“ [Grimme 64]. Darunter gibt es ein ähnlich feines Rankenwerk, allerdings ohne eingefügte Tiere. Doch für diese Gitter werden noch zweifelsfreie Datierungen gesucht. Insofern bietet sich die Verwandtschaft zu den Silberarbeiten Bernwards von Hildesheim oder zum Hein-

richs-Evangelium an, womit wir im ersten Drittel des 11. Jhs. stehen. So lässt sich die Ornamentik des Rupertuskreuzes erst nach der Jahrtausendwende erwarten, womit auch die in Mainz gezeigte Prunkhandschrift zeitlich gesehen eine neue Heimat bekommt, die nicht zuletzt Kreuz und Handschrift dichter zueinander rückt.

Wird diese Verjüngung akzeptiert, wandern einige wesentliche Steinarbeiten Großbritanniens aus dem 8. oder 9. ins 11. Jh., so ein skulptierter Stein aus Jarrow, mit dem *Ruthwell Cross* das berühmteste anglo-sächsische Kreuz – es verbindet bei den Personendarstellungen römische wie romanische Kunst –, und das *Easby Cross* mit durchaus ähnlichen Personen- wie Tierdarstellungen [Wilson 78] (s. Abb. S. 152). Umzudatieren ist auch das *Bewcastle Cross*, Cumberland [Wilson 72-78].

2. Stadtjubiläen und -verwerfungen

a) Ingolstädter Stadtleere zum 1200. Stadtgründungsjubiläum

Der alte Hauptmarkt und heutige Rathausplatz war bislang für die Archäologen jungfräuliches Gelände. Erst 2003/04 waren Grabungen auf Süd- und Ostseite möglich, weil das Neue Rathaus umgebaut und das Sparkassengebäude neu errichtet wurden. 2005 wurde auch noch die gesamte Fläche auf Bodenfunde abgesucht, die durch die Neupflasterung bedroht würden. Die nunmehrige Befundlage ist ziemlich eindeutig: Mit Eisenschlacke verfüllte kleine Gräben bilden durchgehend die unterste Schicht der Befunde; sie gilt als hochmittelalterlich, sofern nicht ein Knochen durch C14-Datierung noch älter gemacht werden kann [Friedel/Riedel 12]. Insgesamt gilt:

„Das Ausbleiben von Keramik- oder Metallfunden aus karolingischer und ottonischer Zeit dürfte der Diskussion um die Lage des zentralen Herrenhofes zu dieser Zeit wichtige Impulse geben“ [ebd.].

Somit hat diese Grabung zwischen Moritzkirche und dem ehemaligen Donauufer nichts für das anstehende Stadtjubiläum gebracht. Mittlerweile ist eine größere, einigermaßen zusammenhängende Fläche untersucht:

„In der Moritzstraße 17 und beim ‚Zehenthof‘ östlich der Moritzkirche konnten hingegen trotz guter Befunderhaltung keine Siedlungsreste aus der Zeit vor der Jahrtausendwende dokumentiert werden“ [ebd. 11].

Anzufügen ist, dass die ältesten Bauteile der Moritzkirche auf 1234, nicht auf 800 datiert werden [Illig/Anwander 762]. So wächst der gegen karolingische Anfänge sprechende Altstadtbereich, wie bereits 1995 bedauernd festgestellt worden ist [ebd. 125].

Das „hingegen“ im letzten Zitat weist nicht auf ergrabene Fundsituationen hin, sondern auf eine seltene Kreuzfibel aus dem Haus Moritzstraße 17, die

sogleich als archäologisches Indiz den nur schriftlich bekannten Herrenhof des einstigen karolingischen Kammergutes zu 'untermauern' hatte. Wegen ihr keimte 2003 die Hoffnung, ringsum Karolingisches zu finden [vgl. Illig 2004, 88 f.]. Dieser Hoffnung konnten die Archäologen im Grunde bereits entraten. Aber es geht um das Jubiläum! Eine Kopie des 9. Jhs. von Karls Testament nennt den Königshof „villa Ingoldestat“. Ergo muss es ihn gegeben haben, weshalb heuer am 6. Februar, dem Ausstellungstag der fraglichen Urkunde, Karl der Große zusammen mit fünf Kumpanen vom Liebfrauenmünster zum Neuen Schloss ritt – ein offizieller Festakt, dem sogar Bayerns wiedergewonnener Landesvater beiwohnte. Die Mediävisten konnten ihm erklären, wie er sich diese „villa“ vorzustellen habe: „als einen großen landwirtschaftlichen Gutshof“ wie unter seiner persönlichen Aufsicht:

„Die Beamten und Arbeiter, die dort lebten, waren direkt dem Kaiser unterstellt. Das Gut hatte mehrere Funktionen: Versorgung des kaiserlichen Hofes, Nachrichtenübermittlung, Überwachung der Fernstraßen, Sicherung des politischen Einflusses“ [Auer].

Um die direkt dem Kaiser unterstellten Arbeiter nachzuweisen, wird man bis zum 1250. Stadtjubiläum wohl die gesamte Altstadt abgetragen haben...

2b) Die merowingische Kirche von Nassenfels

Keine 20 km entfernt gibt es dagegen einen neuen Fund. In *Nassenfels*, nordwestlich Ingolstadt und nördlich der Donau im Landkreis Eichstätt, wird eine römische Villa rustica untersucht. Auf ihrem Gelände ließen sich mehrere Wohn- und Arbeitsgebäude der jüngeren Merowingerzeit nachweisen. Bei einem Steinbau sind die bislang freigelegten zwei Ecken mit massiven Steinen, zum Teil Spolien aufgeführt und vermörtelt. Es handelt sich um Ziegelsplitterstrich, der hier als typisch karolingisch gesehen wird [Kratze]. Urkundlich werden weder Hof noch Kirche genannt. Nachdem dicht daneben fünf beigabenlose Körpergräber aufgedeckt worden sind, geht man nun von einer rechteckigen Saalkirche aus. Rätselhaft sind zwei Sätze im Bericht:

„Obwohl in den Gräbern schon bei ihrer Anlage keine Beigaben oder Trachtbestandteile niedergelegt wurden, fanden in allen Fällen antike Beraubungsversuche statt. Die Datierung der Bestattungen in die Zeit zwischen und 650 und 850 ist inzwischen über ¹⁴C- Datierungen gesichert“ [Codreanu-Windauer/Friedl 41].

Antik beraubt, aber erst nach 650 bestattet – das ist nicht leicht verständlich. Nachdem aber daraus auf die Eigenkirche eines frühmittelalterlichen Grundherrn geschlossen wird, wollen wir von Beraubungen des 10. Jhs. ausgehen, wie sie uns geläufig sind [Wirsching 586 ff.]. Aus phantomzeitlicher Sicht dürfte hier eine weitere Kirche vor 614||911 gefunden worden sein.

2c) 1200 Jahre Halle an der Saale

Das *Chronicon Moissiacense* und die *Reichsannalen* sind sich einig: 806 ließ Karl der Große ein Kastell bauen, „am östlichen Ufer der Saale, bei einem Ort, der Halle genannt wird“. So kann gefeiert werden, obwohl die *Reichsannalen* längst in Verruf geraten und die Chroniken vor 45 Jahren noch ganz anders interpretiert worden sind. Und was verschlägt's, dass Karl sich nicht wirklich um die spätere Fundsituation gekümmert hat: Die nächsten 250 Jahre liegen keine schriftlichen Quellen mehr vor, die den Stadtnamen explizit nennen, „die geographische Lage des Kastells ist archäologisch bis heute nicht nachgewiesen“, die Solequellen auf dem Hallmarkt wurden frühestens im späten 10. Jh. gefunden, ein Markt ist nicht vor dem 11. Jh. nachweisbar. Während DDR-Zeiten ließ man es deshalb mit einer Urkunde Ottos d. Gr. bewenden, die sich 961 auf Halle hätte beziehen könnte. Das bedeutete 1961 die 1000-Jahr-Feier, der jetzt bereits die 1200-Jahr-Feier folgt. Wieso dieses rapide Altern?

Es ist wie bei Abraham. Weil die Bibel ihn aus Ur in Chaldäa kommen lässt, muss es vor dem Patriarchen im -3. Jtsd. ein Land mit blühenden Städten gegeben haben – so wurde aus Chaldäa des -1. Jtsd. ein Sumer des -3. Jtsd., wie Gunnar Heinsohn bekanntlich herausgefunden hat.

Zurück nach Halle. Das Kastell sollte den genannten Ort schützen, der folglich 806 bereits bedeutend gewesen sein müsste. Dafür könnten die Solequellen auf Domhügel, Schlossberg und im Bereich des Botanischen Gartens zeugen. Um nicht zu weit in fundleere Zeiten zurückzugreifen, wurde deren Nutzungsbeginn um 850 angesetzt, das Aufblühen der dortigen Siedlungen, dazu von solchen um den Alten Markt und in Glaucha in der zweiten Hälfte des 9. Jhs. Aus diesen Wunschvorstellungen ergab sich fast so etwas wie ein 'Klein-Rom', nämlich vier Siedlungen auf vier Hügeln, die zwar erst im 11. Jh. zusammenwuchsen, aber bereits im 9. Jh. als eine „Stadt in ihrer Zeit“ angesprochen werden [alles: Schmidt]. So hätte das fränkische Reich an seiner östlichen Peripherie bereits eine Stadt hervorgebracht, obwohl die Franken ansonsten Stadtkultur nicht liebten [vgl. Illig 1996, 150-157]. Vielleicht war es ja der urbane sorbische Einfluss...

2d) Wörthsee-Etterschlag: 1200 Jahre

Dieser Ort war lediglich gestressten Autofahrern aus Staumeldungen des Radiosenders *Bayern 3* bekannt – letztes Nadelöhr der A 96; obendrein ist er 1972 in der Großgemeinde Wörthsee aufgegangen. Gleichwohl feiert Groß-Wörthsee Jubiläum, denn es steht geschrieben in den Traditionen des Hochstifts Freising: „Isanhart überträgt sein Erbgut in Etinesloch an den ehrwürdigen Priester Erchanheri.“ Diese Erwähnung fällt in die Zeit zwischen 805 und

809 [Setzwein], weshalb Wörthsee beschloss, das Jubiläum dann zu begehen, wenn der Ortsteil Schluifeld seinen 800. Geburtstag feiern darf. Daraus ist zu lernen, wie sich diplomatische Unschärfen präzisieren lassen und wie die allererste, gefälschte Nennung als „Etinsloh“ von 784 diskret kassiert werden konnte [vgl. Illig/Anwander 722]. Alles Weitere findet sich in der 750 Seiten starken Chronik, die im März 2006 erschienen ist. Dort stehen auch Römerfunde verzeichnet, die weitere Jahrhunderte hinzugewinnen lassen würden – aber ein Jubiläum wird erst durch eine karolingische Urkunde wirklich schön...

2e) Pullachs 1200. Jahr

Zu Pullach im Isartal steht nicht nur die 1200-Jahr-Feier an, sondern es werden noch etliche andere, allerdings viel kleinere Jubiläen vorbereitet, die vom 20. bis 23. Juli mit ganz tollen Tagen begangen werden sollen. Wird es danach noch etwas in Pullach zum Feiern geben? Schließlich zieht der Bundesnachrichtendienst nach Berlin um. Ob dann mehr übrig bleibt als die raffinierten Tarnungsschilder besserer Zeiten – „Bundesvermögensverwaltung, Abteilung Sondervermögen, Außenstelle Pullach“ –, weiß noch niemand.

Auch hier haben Kelten und Römer ihre Spuren hinterlassen, doch nur wer datierte, hat auch existiert. Die Erwähnung als Freisinger Besitz für das Jahr 765 ist hier ebenfalls tiefer gehängt worden [Illig/Anwander 826]. Jetzt geht es 'nur' noch um eine Erwähnung für 806 von Puoloch, der „Siedlung im lichten Buchenwald“. Dabei ist damals in einer Schenkungsnotiz des Traditionskodex von Kloster Schäftlarn herumradiert worden – es ging für Schäftlarn um ein Waldgebiet –, was Hermann Rumschöttel als Generaldirektor der Staatlichen Archive Bayerns zu der Frage veranlasste: „Das Kloster Schäftlarn – eine Fälscherwerkstatt?“ [Wolfram2006b]. So geschehen ausgerechnet beim Festabend zum Auftakt der Feierlichkeiten. Dunkel ist bislang auch, ob überhaupt das richtige Puoloch feiert.

2f) Ulm – Häuschen-wechsle-dich

Einst war alles so einfach: Am 22. 7. 854 urkundet Kaiser Ludwig der Deutsche in „Hulma“. Das setzt ein überdachtes Haus voraus, weshalb Wissenschaft die Pfalz seit ca. 850 bestehen lässt. Die Reste der Pfalzkapelle finden sich im heutigen Schwörhaus (auch Stadtarchiv), flankiert von ein paar Befestigungsgräben. Im Schutz der Pfalz entstand ein Markt, worauf die Stauer die Ansiedlung so kräftig erweiterten, dass Barbarossa 1181 die Stadtrechte verlieh und Ulm bereits 1184 zur freien Reichsstadt erhob.

Doch jetzt – im Februar 2006 – stülpen die Archäologinnen der Landesdenkmalpflege die Stadtgeschichte vollständig um, wie der Autor eines Ulmer Stadtführers, Henning Petershagen, erstaunt in der Zeitung berichtet:

– Die karolingische Pfalz wandert vom Weinhof nach Osten zum einstigen

Donauübergang, „etwa im Bereich der heutigen Spitalhofschule“ [Hvhg. H.I.].

- Aus der bisherigen Karolingerpfalz wird samt Pfalzkapelle nun eine ottonische Burg, gegründet von Otto I. nach der Lechfeldschlacht, 955.
- Neben der neu erkannten Karolingerpfalz entsteht noch vor Mitte des 10. Jhs. eine Siedlung, die jetzt als Fluchtburg in ottonischer Zeit verstanden wird. Belegt wird sie durch die Ausgrabungen unter der Neuen Straße.
- Die bisherige Stauferstadt wird jetzt zur 200 Jahre früher angelegten ottonischen Stadt des ausgehenden 10. Jhs.
- Die neue Stauferstadt des 12. Jhs. entsteht durch ‘Umwidmung’ der Ausweitung des Stadtareals aus dem 14. Jh.

Noch Fragen? Ja, eine einzige: Gibt das oben zitierte „etwa“ die Grundlage der nunmehrigen karolingischen Pfalz präzise wieder? So ist es: Die Karolingerpfalz ist fundfrei und damit beliebig zu positionieren. Und die einstige Pfalzkapelle der Karolinger ist jetzt ottonisch – gewissermaßen als Ausgleich zu Sulzbach, dessen ottonische Schlosskapelle karolingisiert worden ist [Illig/Anwander 354]. Könnte es sein, dass diese Ulmer Zeitverschwenkungen eine nur leicht verspätete Hommage an Albert Einstein und sein phänomenales Schaffensjahr 1905 sind, an jenen Einstein, der 1879 in Ulm geboren worden ist, um nach nur 15 Monaten, ‘relativ’ bald, nach München umzuziehen?

2g) Frankfurt stellt Karl ins zweite Glied

Für eine Jubiläumsfeier war er gut genug: Frankfurt beliebte 1992 seinen 1200. Geburtstag zu feiern, weil Karl d. Gr. „am Fluß Main in dem Franconofurd genannten Ort“ am 22. 2. 792 eine Schenkungsurkunde unterzeichnet hätte. Die Archäologen wussten es besser und sprechen es mittlerweile [Rieb-samen] auch aus: Nach Auswertung diverser Grabungskampagnen befand Magnus Wintergerst, es gäbe Älteres am Main als Bauten aus Karls Zeit. Denn unterm Domturm liegen die Fundamente einer Kirche, die auf 600 bis 650 datiert und „Marienkirche“ genannt wird, weil eine solche in Dokumenten auftaucht. Neben ihr entstand zur gleichen Zeit ein beheizbares Gebäude (wohl mit Hypokausten?), in dem eine hohe Adelige oder gar eine Königstochter beerdigt worden ist. Wintergerst spricht diesen „Bau I“ als Kirche an, lässt ihn aber bereits verfallen sein, als das Mädchen zu Grabe getragen wird. So wäre die Königstochter in einer Ruine begraben worden? Immerhin bestimmte ihr Grab eine Zeitlang die Ausrichtung aller späteren Gebäude ringsum. Doch dann wurde direkt über dem Grab der Emporen Pfeiler einer Choranlage errichtet, die Wintergerst von 1239 auf ca. 1000 veraltet. Also eine Tochter aus nun verfallenem Adelsgeschlecht? Karolingisch bleiben die Fundamente einer Königshalle von 820 und eines Westwerks ohne Kirche. So kommt Frankfurt heute ohne Karl aus.

3. Persönliches

a) Sven Schüttes Jubiläum

Während auch wir gerade ein Jubiläum begehen können – sechs Jahre vergeblichen Wartens auf Schüttes Monographie über den Aachener Karlsthron –, erfahren wir den Grund für unsere Frustration. Schütte hat geграben:

„St. Pantaleon [in Köln] wird etwa seit dem Jahr 250 von Christen genutzt und ist wohl aus einem vorstädtischen Hospital hervorgegangen. Der im Abendland einzigartige Nachweis lückenloser kirchlicher Nutzung eines Gebäudes glückte jetzt in sechsjähriger interdisziplinärer Forschung und verblüffte am Wochenende rund 50 Fachleute aus ganz Europa. ‚So was ist nicht einmal für eine Kirche in Rom gelungen‘, freut sich der Ur- und Frühgeschichtler Dr. Sven Schütte von der Uni Köln“ [Kölnische].

So ist geklärt, warum Schütte dem Aachener Thron nichts mehr abgewinnen konnte; wir staunen, wie weit die Ur- und Frühgeschichte in die Karolingerzeit hineinreicht und freuen uns auf die Ergebnisse. Ein Widerspruch in sich weckt besonders hohe Erwartungen:

„Die Forscher fanden Steinstücke eines Engels und eines Drachen und bewiesen anhand der Bearbeitungsspuren ihre Entstehung zur Karolingerzeit. Laut Schütte ist keine andere Steinskulptur aus dieser Zeit nachweisbar“ [ebd.].

„Ende April sollen die Forschungsergebnisse im Jahrbuch des Fördervereins ‚Romanische Kirchen Köln‘ nachzulesen sein“ [ebd.]. Nur hier könnte ganz leiser Zweifel aufkeimen, da keine Jahreszahl angegeben ist.

3b) Hegt Schieffer nihilistische Zweifel ?

Ausgerechnet der Präsident der *Monumenta Germaniae Historica*, Rudolf Schieffer höchstselbst, relativiert die Größe Karls des Großen. Werden wir Zeugen eines Sakrilegs? Zunächst scheint es ihm „durchaus verständlich und wissenschaftlich [!] nicht illegitim“, dass Karl der Große nach 1945 als Leitfigur gesehen wurde. Aber:

„Auf der anderen Seite ist nicht zu leugnen, daß es vollkommen jenseits des Horizontes des Frankenkönigs war, die Völker Europas zu einigen. Auch wenn Karl in einer einzigen, inzwischen wohl gar zu oft zitierten Quelle seiner Zeit einmal als ‚Vater Europas‘ bezeichnet ist, kann doch kein Zweifel darüber sein, daß Europa weder für ihn selbst, der nirgends unmittelbar zu uns spricht, noch für seine gelehrten Berater eine greifbare politische Größe gewesen ist. [...] Es spricht deshalb manches dafür, sich auf der Suche nach einer europäischen Vergangenheit nicht so stark auf die gewiß wichtige, aber zeitlich und räumlich begrenzte Episode des Karolingerreiches zu fixieren.“

Karl nur noch König, nicht Kaiser, ansonsten ein eher klägliches Episodist ohne Weitblick, der uns nicht anspricht, sondern schlicht und einfach ignoriert und deshalb nicht mehr als „Vater Europas“ apostrophiert werden sollte – kann es noch schlimmer kommen? Oh hl. Karl...

4. Der Fluch unserer Abstammung

a) Wie Gerhard Anwander bemerkte, hat Dr. Detlef Lührs in einem Leserbrief der *Süddeutschen Zeitung* angeregt, Chromosomen-Analysen für die Nachkommen Karls den Großen anzustellen. Schließlich geht es um Millionen von Nachkommen. „Welche Universität nimmt sich eines solchen Forschungsprojektes an?“

b) **Jürgen v. Strauwitz:** Dem verwunderten Zeitungsleser begegnete in den *Dresdner Neuesten Nachrichten (DNN)* in der Rubrik *Sachsen* Folgendes:

„Diabetes als Erblast von August dem Starken

Leipzig (DNN/maw.): August der Starke, sächsischer Kurfürst und vermutlich Vater von hunderten von Kindern, könnte mit dafür verantwortlich sein, daß es im Freistaat so viele Diabetiker gibt. Das Magazin *Diabetiker Ratgeber* berichtet in seiner neuesten Ausgabe von einer Forscherdiskussion, die vermutet, daß der Fürst (1670 - 1733) in Sachsen bis zu 50 Familienlinien begründet haben könnte. Die Last der Nachkommen: Der Urahn soll an Bluthochdruck, starker Diabetes und Fettstoffwechselstörungen gelitten haben.“

Nun wird offensichtlich, dass die schlechten PISA-Ergebnisse, insbesondere die Lese-, Schreib- und Rechen-Schwächen großer Teile der deutschen Bevölkerung, erbbedingt sind, denn die Hunderttausenden oder vielleicht auch schon Millionen von Nachkommen unseres Urahns Karl der Große (747–814), der ja nachgewiesenermaßen weder lesen noch schreiben und daher auch nicht rechnen konnte, ist das Resultat dieses wahren Schuldigen, nicht etwa ‚Kein Bock auf Schule‘ oder die unlustige Lehrerschaft, die miserablen Schulbücher oder gar der Föderalismus in der Schulpolitik.

Also: Absolution dem schlechten Bildungsstand. Es gibt Schlimmeres (z.B. einen künstlichen Darmausgang)! Immerhin liegt das fruchtbare Wirken dieses Überkaisers über 50 Generationen (!) zurück. Welches Unheil konnten „die schlechten Gene“ daher anrichten!

c) Dem widersprach Tanjev Schultz in der *Süddeutschen Zeitung*:

„Für Bildung ist es nie zu spät. Noch als alter Mann soll Karl der Große, der als Analphabet den Thron bestiegen hatte, in schlaflosen Nächten ver-

sucht haben, endlich lesen und schreiben zu lernen. Der karolingische Kaiser hat manchen Schrecken verbreitet, doch mit seinen Reformen hat der wissbegierige Herrscher das brachliegende Bildungswesen erneuert und eine Zeit der kulturellen Blüte begründet. Auch heute müssen sich die Politiker mühen, das Wohl des Landes durch eine bessere Bildung zu fördern. ‚Lebenslanges Lernen‘ ist dafür das richtige Leitmotiv.“

So lange dieses Thema derart strittig bleibt, so lange wird es mit dem deutschen Bildungsniveau nicht aufwärts gehen.

5. Schlussgalopp: Lortzings Kaiser ohne Zimmermann

Nicht zuletzt ein spezieller Fund, aufgespürt von Xaver Frühbeis aus München. Albert Lortzing hat ein ganz eigene Komödie getextet und komponiert: „Die Übergabe des Zopfes Karls des Großen an die Friseur-Innung von Schilda“.

Das ‚steil‘ betitelte Opus ist an Karls Todestag, also an einem 28. Januar (1843) von der „Tunnel-Society“ uraufgeführt, doch anschließend gründlich verschlampt worden. Es muss gefragt werden, was Lortzing mehr wusste als wir. Warum ließ er des Kaisers alte Zöpfe abschneiden und sie ausgerechnet nach Schilda überbringen, als hielte er Karl für einen chinesischen Schildbürgerstreich und nicht für einen fränkischen Kaiser? Und wieso gab es schon eine *Tunnel Society*, obwohl der quantenmechanische Tunneleffekt erst 1928 postuliert wurde? Im Mannheimer *Landesmuseum für Technik und Arbeit* wird in der Ausstellung *Einstein begreifen* ein weiterer Tunneleffekt (Musikübertragung ohne Zeitverzögerung) demonstriert. Wie schön wäre es, wenn dazu noch Lortzings Musik bereitstünde, zumal wir heuer seines 205. Geburtstages und seines 155. Todestages gedenken. Aber Joannes Chrysostomus Wolfgangus Theophilus (auf lat. Amadeus) ist 2006 übermächtig.

Literatur

Aachen = Karl der Große. Werk und Wirkung. Katalog zu der Ausstellung im Rathaus von Aachen, hg. von Wolfgang Braunfels (1965): Aachen

Auer, Margit (2006): Sechs Rösser und ein Ministerpräsident. Bayerns jüngste Großstadt Ingolstadt feiert heuer mit einem großen Programm ihr 1200-jähriges Bestehen; in: *Süddeutsche Zeitung*, vom 6. 2. 06

Beer, Manuela (2005): Triumphkreuze des Mittelalters. Ein Beitrag zu Typus und Genese im 12. und 13. Jahrhundert; Regensburg

Bierbrauer, Volker (1978): Das „Rupertuskreuz“ von Bischofshofen. Ein insulares Denkmal der northumbrischen Renaissance; in: *Archäologisches Korrespondenzblatt* 8, 223 ff.

Campbell, James (1991): *The Anglo-Saxons*; Harmondsworth

- Codreanu-Windauer, Silvia / Friedl, H. (2005): Eigenes Gotteshaus; in: *Archäologie in Deutschland* 4/2005, 41
- Dannheimer, Hermann / Dopsch, Heinz (1988): Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488 – 788 (Ausstellungskatalog); München · Salzburg
- DNN (2006): Diabetes als Erblast von August dem Starken; in: *Dresdner Neueste Nachrichten*, vom 4. 1. 2006, S. 6
- Dopsch, Heinz / Junginger, Roswitha (1982): St. Peter in Salzburg. 3. Landesausstellung; Salzburg
- Friedel, Birgit / Riedel, Gerd (2005): Archäologie im Herzen Ingolstadts – Die Grabung am Rathausplatz 2005; in: *Denkmalpflege Informationen*, November 2005, S. 11 f.
- Gosebruch, Martin / Steigerwald, Frank (1988): Bernwardinische Kunst. Bericht über ein wissenschaftliches Symposium in Hildesheim vom 10.10. bis 13.10.1984; Göttingen
- Grimme, Ernst Günther (1994): Der Dom zu Aachen. Architektur und Ausstattung; Aachen
- Haseloff, Günther (1990): Email im frühen Mittelalter. Frühchristliche Kunst von der Spätantike bis zu den Karolingern; Marburg
- Illig, Heribert (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf
- (2004): Die Debatte der Schweigsamen. Zum „Schwachsinn“ des frühen Mittelalters; in: *Zeitenprünge* 16 (1) 85-101
- (2005): Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz; in: *Zeitenprünge* 17 (1) 111-124
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräfelting
- Kölnische (2005) = 1750 Jahre christlicher Nutzung erwiesen; in: *Kölnische Rundschau. rundschau-online.de*, vom 22. 11. 2005
- Kratze, Hans (2005): Ein Rätsel aus dem frühen Mittelalter. Archäologen stoßen in einer römischen Villa in Nassenfels auf eine bisher unbekannt karolingische Kirche; in: *Süddeutsche Zeitung*, vom 15. 12. 05
- Laing, Lloyd and Jennifer (1996): Early English Art and Architecture. Archaeology and Society; Stroud/GB
- Lührsen, Detlev (2006): - [Leserbrief]; in: *Süddeutsche Zeitung*, vom 30. 1. 2006
- Mütherich, Florentine / Gaehde, Joach. (1979): Karolingische Buchmalerei; München
- Petershagen, Henning (2006): Die Pfalz stand nicht auf dem Weinhof. Bisherige Auswertung der Grabungsbefunde aus der Neuen Straße rüttelt an hergebrachten Vorstellungen; in: *Südwest Presse*, Ulm, vom 24. 2. 2006
- Reinle, Adolf (1988): Die Ausstattung deutscher Kirchen im Mittelalter; Darmstadt
- Riebsamen, Hans (2006): Steine, Scherben und das Grab einer vergessenen Heiligen. Was archäologische Funde über den Anfang Frankfurts verraten; in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, vom 17. 3. 2006
- Roth, Helmut (1986): Kunst und Handwerk im frühen Mittelalter; Stuttgart
- Schieffer, Rudolf (2005): Einheit in Vielfalt; in: *F.A.Z.*, vom 6. 12. 2005
- Schmidt, Andreas (nach 2001): Kuratorium „1200 Jahre Halle an der Saale“. Erste schriftliche Erwähnung Halles 806; unter <http://new.halle.de/DownLoads/Stadtjubilaum%20806.pdf>
- Schultz, Tanjev (2005): Man lernt nie aus; in: *Süddeutsche Zeitung*, vom 28. 12. 05, S. 4

- Setzwein, Christine (2006): Doppeljubiläum am Wörthsee: Die Ortsteile Etterschlag und Schluifeld feiern den 1200. und 800. Geburtstag. Ein See verschwindet und Geschichten tauchen auf; in: *Süddeutsche Zeitung ST/WT*, vom 17. 3. 2006
- Wamers, Egon (1999): Insulare Kunst im Reich Karls des Großen; in: *799. Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Beiträge zum Katalog der [Paderborner] Ausstellung. Handbuch zur Geschichte der Karolingerzeit* (Hg. C. Stiegemann / M. Wemhoff); Mainz, S. 452-464
- Wilson, David M. (1984): *Anglo-saxon Art from the seventh Century to the Norman Conquest*; London
- Wirsching, Armin (2004): Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint. Frühmittelalterliche Reihengräberfelder wurden bis 1000 belegt; in: *Zeitensprünge* 16 (3) 574-590
- Wolfram, Jürgen (2006a): Tolle Tage in Pullach. Gemeinde feiert 1200-Jahr-Feier und andere Jubiläen; in: *Süddeutsche Zeitung*, vom 16. 3. 2006
- (2006b): Buche weist den Weg. Gemeinde Pullach feiert 1200-jähriges Bestehen; in *Süddeutsche Zeitung Starnberg/Würmtal*, vom 30. 3. 2006



Karl der Große.

Johannes Glötzner begegnete als Oberhaupt der *Gräffinger Gelegenheitsschreiber* (Grägs) Karl dem Großen in den *Fliegenden Blättern* [XXIX. Jg. = 1874; Nr. 704].

Zur Chronologie des Abendlandes

Was belegen nachmessbare Zeitangaben?

Hans-Erdmann Korth

Die kritische Überprüfung mit Hilfe naturwissenschaftlich gewonnener Zeitreihen bestätigt die Veraltung der abendländischen Geschichtsschreibung um etwa 3 Jahrhunderte. Die vorgestellten Beobachtungen deuten darauf hin, dass ursprünglich nur die Überlieferung des römischen Reiches zurückdatiert wurde. Andere Kulturkreise waren hiervon zumeist nicht betroffen, wie die Verifizierung von Keilschriften mit Hilfe astronomischer Rückrechnung sicher belegt. Bei sorgfältiger Analyse bekräftigen auch C14 und Dendrochronologie diese Sicht.

I. In stummer Ruh' lag Babylon

Die Menschen neigen mehr dazu, sich mit dem Erforschen von Ursachen zu vergnügen, als die Tatsachen selbst zu disputieren

[Hamilton (44)].

Zweitausend Jahre lang deckte der Wüstensand die Keilschriftarchive des babylonischen Imperiums. Nach der Wiederentdeckung Babylons durch Antoine Olivier (1795) dauerte es noch etliche Jahrzehnte, bis gegen 1870 die ersten alten Keilschrifttafeln bei Händlern in Bagdad auftauchten. Über Jahre hin kaufte das Britische Museum alle erhältlichen Tafeln auf. Die Händler fanden bald heraus, dass Bruchstücke von Tafeln fast genauso gut bezahlt wurden wie unbeschädigte Stücke. Sie passten sich den Gegebenheiten des Marktes auf ihre Weise an. Entsprechend hoch war und ist der Aufwand, Fragmente wieder zusammenzusetzen und deren Beschriftung zu entziffern.

Unter den Tafeln des Britischen Museums finden sich mehr als 2.000 mit astronomischen Texten, teils als alleinstehende Texte, teils aber auch in Form astronomischer Almanache, auf denen Beobachtungen über längere Zeit hinweg notiert waren. 1891 gelang dem Jesuitenmönch Joseph Epping erstmals die Entschlüsselung einer astronomischen Keilschrifttafel. Durch die jahrzehntelange Arbeit von Abraham Sachs, Hermann Hunger und anderen konnten bis heute die meisten dieser Tafeln übersetzt werden.

R. Stephenson hat diese Keilschriften für die genaue Rekonstruktion der

Verschiebung zwischen Tageszeit und Uhrzeit aufgrund der Gezeitenreibung genutzt. Diese summiert sich im Laufe von zweieinhalb Jahrtausenden auf etwa 4 Stunden.¹ Der Vergleich alter Berichte mit modernen Rückrechnungen erlaubt es, diese Zeitdifferenz auf Bruchteile einer Stunde genau zu bestimmen. Von besonderer Bedeutung sind dabei Sonnenfinsternisse, die selten auftreten, aber selbst ohne eine Angabe der Tageszeit anhand der Ortsabweichung ausgewertet werden können. Häufiger treten Mondfinsternisse auf, bei denen sich oft indirekt eine Zeitinformation findet (z.B. in der Form, dass der Mond schon teilverfinstert aufging). Ergänzende Informationen liefern die berichteten Planetenstände, ihre Sichtbarkeit sowie die sog. heliakischen Auf- und Untergänge, d.h. die Tage erst- und letztmaliger Sichtbarkeit.

Ein herausragendes Beispiel liefern gleich zwei Berichte zur totalen Sonnenfinsternis über Babylon am 15. April 136 v. Chr. Auf der ersten Tafel ist das Datum angegeben (175. Jahr Seleukidenära, (Schalt²-)Monat XII₂, 29. Tag), dann wird von einer Sonnenfinsternis berichtet, die begann, als die Sonne 18° hoch stand und unter 24° zu völliger Verfinsternis führte.³ Auch die zweite Tafel nennt Jahr, Tag und Monat, sowie zusätzlich den Königsnamen Arsaces. Bei Beginn der Finsternis waren Venus, Merkur und die sog. Normalsterne sichtbar. Jupiter und Mars wurden während der Verfinsternis sichtbar (sie standen in unmittelbarer Sonnennähe).

Beide Beschreibungen stimmen vollkommen mit der modernen Rückrechnung überein.

Es erhebt sich natürlich die Frage, ob eine Finsternis wie diese nicht indirekt Einfluss auf die Parametrierung der Ephemeriden zur Rückrechnung hätte haben können, sodass die beobachtete Übereinstimmung auf einem Zirkelschluss beruhte. Was die Mondbahn und damit die Finsternisse betrifft, fände sich hier tatsächlich eine mit der Phantomzeit übereinstimmende Alternative, die bei einer Verschiebung von 108.141 Tagen, d.h. 296 Jahre plus 1 Mondumlauf, bei einer minimalen Korrektur der Mondbahnellipse eine praktisch identische Folge von Finsternissen produzieren würde und die auch vom Monat her stimmig wäre.

¹ Diese Verschiebung wird auch als „ ΔT “ bezeichnet. Während die jeweilige Tageszeit (Terrestrial Time „ TT “) mit der Erdrotation verknüpft ist, wird die Uhrzeit (Universal Time „ UT “) auf eine Tageslänge von exakt 24 h im Jahre 1820 bezogen.

² 12 Lunarmonate ergeben lediglich 354 Tage. Daher wurde im babylonischen Kalender alle zwei bis drei Jahre nach dem 6. oder 12. Monat ein zusätzlicher Schaltmonat eingefügt (Bezeichnung VI₂ bzw XII₂).

³ Auf derselben Tafel wird auch noch die partielle Mondfinsternis vom 1. April 136 v. Chr. beschrieben.

Wie sich zeigte,⁴ reicht aber eine Verlegung der Finsternisse, aufgrund der großen Zahl an dokumentierten Planetenbeobachtungen, nicht aus. Im Falle der Almanache lässt sich die Zeitspanne zwischen einer Finsternis und der jeweiligen Planetenbeobachtung auch über Monate hin sicher bestimmen. Mit abweichenden Finsternisdaten ist hier keine Übereinstimmung zu erzielen.⁵ Auch der Versuch, jeweils für einzelne Finsternisse ein alternatives Datum zu finden, scheitert zumeist an den berichteten Planetenbeobachtungen. Hinzu käme in diesem Fall die Einschränkung durch die Monatsangabe, sowie die dann völlige Verwirrung der angegebenen Herrscher und ihrer Regierungsjahre. Durch Überprüfung der Keilschriften wird demnach die Seleukidenära mit 312 v.Chr. (konv.) bzw. 2261 BP⁶ bestätigt. Somit bleibt nur die Schlussfolgerung: *Von der Veraltung der abendländischen Historie durch die frühmittelalterliche Phantomzeit (PhZT) sind die babylonischen Datierungen nicht betroffen!*

II. Theon von Alexandria und die Gezeitenreibung

Halte keine Tatsache für erwiesen; prüfe jede,
wie allgemein sie auch anerkannt oder
wie vielfältig sie auch hingenommen sei
[Hamilton (483)].

Stephenson hat seine Untersuchung der Zeitverschiebung durch die Gezeiten nicht auf die Beobachtungen im alten Babylon beschränkt. Er wertet auch eine Vielzahl weiterer Finsternisberichte arabischer und chinesischer Chronisten aus. Überraschend wenige zuverlässige Beobachtungen liegen aus dem Europa der Spätantike und des Mittelalters vor.⁷ Lediglich drei bis vier auf den ersten Blick plausible Überlieferungen belegen den Verlauf über mehr als ein halbes Jahrtausend. Allerdings führt die Rückrechnung hier regelmäßig zu Werten, die mit der ursprünglich von Stephenson gewählten Ausgleichs-

⁴ An dieser Stelle möchte ich mich ganz herzlich bei Professor Stephenson bedanken für seine Geduld beim Beantworten von Emails und bei längeren Telefonaten, sowie für das Zusenden von zusätzlichem Belegmaterial. Desgleichen gilt mein besonderer Dank Jan Beaufort für seine ausdauernde und tatkräftige Unterstützung beim Suchen nach einer schlüssigen Problemlösung sowie für seine konstruktive Skepsis.

⁵ Damit entfällt – zumindest für die letzten zweieinhalb Jahrtausende – auch jede Grundlage für die Annahme katastrophaler Ereignisse, die den Lauf der Planeten beeinflusst haben könnten.

⁶ before present, d.h. bezogen auf das Jahr 1950 n. Chr.

⁷ Vgl. hierzu R. Newton bzw. die Zusammenfassung von Ch. Blöss

Säkulare Akzeleration aus Eklipsenberichten

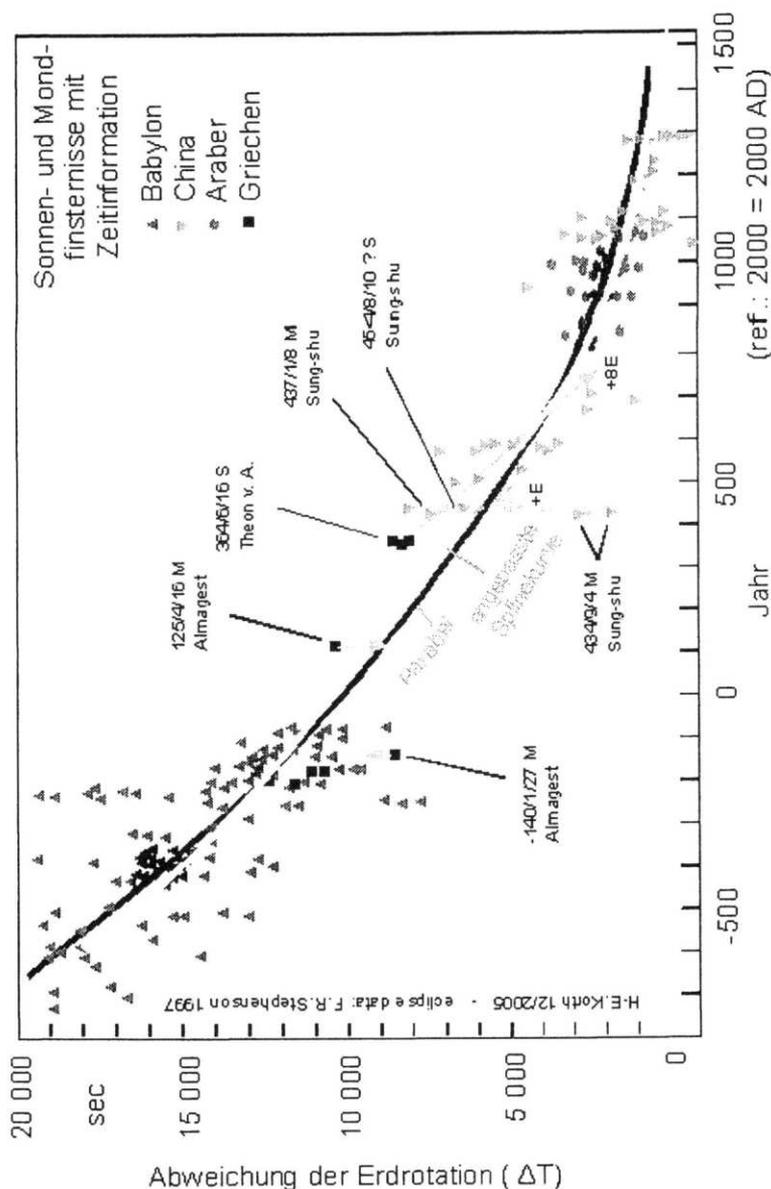


Abb. 1: Rekonstruktion der Abweichung ΔT zwischen Tageszeit und Uhrzeit nach Stephenson. Auffällig ist die geringe Zahl der Beobachtungen in der Spätantike. Die Berichte lassen sich ohne Schwierigkeiten so interpretieren, dass der Verlauf von ΔT , wie zu erwarten, angenähert einer Parabel folgt.

parabel⁸ nicht zu erklären waren. Nach einigem Zögern ersetzte dieser die Parabel durch eine empirisch gewonnene Anpassungskurve.

Allerdings verläuft diese neue Kurve in den fraglichen Jahrhunderten praktisch geradlinig, was nichts anderes bedeutet, als dass die Erde in dieser Zeit mit konstanter Geschwindigkeit hätte rotieren müssen. Als Erklärung hierfür wird angenommen, dass eine unerkannte Verformung des Erdkörpers die Auswirkung der Gezeitenreibung kompensierte. Diese Hypothese scheint nicht wirklich überzeugend; insbesondere, wenn man versucht, die Größenordnung möglicher Ursachen abzuschätzen. Da liegt es näher, zunächst noch einmal die fraglichen Finsternisberichte kritisch zu betrachten (Abb. 1):

1. Die **Sonnenfinsternis am 15. Juni 364 v. Chr.** wurde der Überlieferung nach von Theon von Alexandria beobachtet. Über diesen lesen wir:

„Theon von Alexandria (* ca. 335; † ca. 405) war ein antiker Astronom, Mathematiker und der letzte Leiter der alten Bibliothek von Alexandria. Theon war der Vater der Mathematikerin Hypatia. Theons bedeutendste Arbeit war die Ausgabe von Euklids Elemente um 364; ein Werk, das bis ins 19. Jahrhundert als Referenz galt. Ebenso bekannt sind seine insgesamt elfbändigen Kommentare zu Ptolemäus' Almagest.“ [Wikipedia]

Kommentare zum *Almagest*? Es bestehen vielfach begründete Vermutungen (vergl. z.B. R. Newton, A. Fomenko, J. Beaufort), dass die Zahlenwerte des *Almagest* manipuliert wurden. In diesem Falle wäre es doch psychologisch klug gewesen, einen vielbändigen Kommentar zu diesem Werk einem bekannten Gelehrten der Spätantike zuzuschreiben und dessen Kompetenz und Schaffenszeit durch eine angeblich von ihm selbst beobachtete Sonnenfinsternis zu dokumentieren.

Theon bot sich in besonderem Maße als Zeuge an, denn er war den Lesern des Plutarch als vorrangige Autorität in Sachen Sonnenfinsternisbeobachtungen bestens bekannt:

„Nun glaube mir, nichts was der Sonne widerfährt, ist so, wie die Verdunkelung bei einer Sonnenfinsternis, Das wirst du, wenn du dir diese Konjunktion ins Gedächtnis rufst, die kürzlich, beginnend kurz nach Mittag, an vielen Stellen des Himmels die Sterne scheinen ließ und die Luft wie beim Zwielflicht verdüsterte. Solltest du dich nicht daran erinnern, so zitiert uns **Theon** hierzu Minnermus und Cydia und Archilochus und Stesichorus sowie Pindar, die während der Finsternisse beklagen ,den Raub des

⁸ Annahme: Die Gezeiten liefern eine konstante Verzögerung, die aufsummierten Zeiten ergeben demnach eine Parabel. Hinzu kommen geringfügige Störungen z.B. durch tektonische Bewegungen (sogar der Auslöser des Tsunami von Dezember 2004 hat die Tageslänge messbar beeinflusst).

hellsten Sterns' und die ‚am Mittag herabsinkende Nacht‘ und sagen, dass der Strahl der Sonne schnell dem Pfad des Schattens folgt“ [Plutarch: *Das Gesicht des Mondes*, 931 D-E. Übers. aus dem Englischen und Hvhg. H.-E. K.].

Zu ergänzen bliebe, dass der hier von Plutarch zitierte Theon (von Smyrna?) nach der überkommenen Chronologie drei Jahrhunderte vor Theon von Alexandria gelebt hätte. Leider ist über sein Leben und Schaffen so gut wie nichts bekannt...

Wollte man dem Theon von Alexandria eine überprüfbare Beobachtung zuschreiben, so konnte man dazu problemlos die Daten einer in Alexandria tatsächlich beobachteten partiellen Sonnenfinsternis heranziehen, da bekannt war, dass sich Finsternisse nach jeweils drei Saroszyklen, d.h. nach 54 Jahren und 34 Tagen, dem sog. *Exeligmos* (dieser Begriff entstammt selbst dem *Almagest*!) fast genau wiederholen. Zieht man hierzu die Sonnenfinsternis vom 3. März 797 (das entspricht real dem 3.3.500) heran und zählt einfach die Tage von 8 Exeligmen zurück, so erhält man ein Datum, an dem mit Sicherheit eine Sonnenfinsternis nahe Alexandria sichtbar gewesen sein muss. Die direkte Rückrechnung auf den 15. Juni 364 liefert natürlich einen vom Bericht abweichenden (um rund 6.000 sek zu hohen) Wert von ΔT .

2. Die *Mondfinsternis vom 16 April 125* wird im *Almagest* aufgeführt:

a. Hierbei erscheint die Zeitangabe „3 + 3/5 Stunden vor Mitternacht“ recht seltsam (Handelt es sich um einen Kopierfehler? $3 + 1/5$ h ergäbe einen schlüssigen Wert von ΔT): Die visuelle Abschätzung von 3/5 mit einem Zeitmesser ohne entsprechende Skala ist schwierig (1/5 eines Stundenmaßes abzuschätzen, ist dagegen problemlos möglich). Andere Beispiele für Stundeneinteilungen in Fünftel sind weder aus dem *Almagest* noch aus anderen Quellen bekannt.

b. Stephenson bezieht hier die berichtete Zeit auf das Maximum der Finsternis, obgleich er zuvor schreibt, dass sich der *Almagest* mit wenigen Ausnahmen stets auf den Beginn bezieht.

3. Die *Sonnenfinsternis vom 10. August 454 AD* wird in der chinesischen Chronik Sung-shu beschrieben.

Gemäß dieser Chronik ist das Beobachtungsdatum der 20. August 453. Das Datum für die Rückrechnung beruht auf Stephensons Vermutung, dass die zeitlich nächste beobachtbare Sonnenfinsternis gemeint ist. Leider ist die Zwischenzeit 420–580 AD in China kaum dokumentiert. Etliche Berichte von Sonnen- und Mondfinsternissen aus dem Sung-shu sind nicht verifizierbar, wie Stephenson notiert.

Gehen wir der Vermutung nach, dass die Datierungen des Sung-shu um ein halbes bis ein ganzes Jahrhundert zu alt sind (Weissgerber identifizierte

Mark Anton als den in chinesischen Urkunden erwähnten westlichen Herrscher **An-tun**), so liegt es nahe, diese Daten versuchsweise um einen Exeligmos zu verschieben. In der Tat: Am 11. Sep. 508 (1 Exeligmos später, bzw. 681 synodische Monate nach dem Datum der Chronik) gab es eine zur Beobachtung passende Sonnenfinsternis.

4. In der Sung-shu Chronik wird auch die **Mondfinsternis vom 4. September 434 AD** beschrieben (Abb. 4). Die Berechnung von ΔT liefert um rund eine Stunde zu kleine Werte, weit außerhalb der sonst beobachteten Streugrenzen. Auch hier klärt sich die Situation einen Exeligmos später am 6. Okt. 488.

5. Entsprechendes gilt für die **Mondfinsternis vom 8. Januar 437 AD**, die einen zu hohen Wert für ΔT liefert. Zum 10. Februar 491 liegt ΔT auf der Ausgleichsparabel.

6. Zum gleichen Jahr gibt es noch einen **Mondfinsternis**bericht des Sung-shu. Verlegt man diese vom **28. Dezember 437 AD** auf den 30. Januar 492, so ändert sich ΔT nur geringfügig (um +360 sec).

7. Eine partielle **Mondfinsternis** wurde für den **26. Oktober 440 AD** berichtet). In diesem Falle liegt der Wert von ΔT um mehr als eine Stunde zu hoch. Einen Exeligmos später erhalten wir jedoch einen viel zu niedrigen Wert. Knapp zwei Jahre früher, am 17. Dezember 438 gab es jedoch eine ähnliche Finsternis mit einem stimmigen Wert von ΔT .

8. Zurück zum *Almagest*. Dieser nennt eine **Mondfinsternis** vom **27. Januar 141 v.Chr.**, die auf der Insel Rhodos (28° östl. Länge) beobachtet wurde. Stephenson berechnet die Zeitverschiebung gegen UT für 24° Ost: Hierdurch wird bei ihm ΔT um 960 sec zu klein. Stephenson hat zwar insgesamt geradezu beängstigend akkurat gearbeitet, aber hier ist ihm ein Lapsus unterlaufen.

Fassen wir obiges zusammen, so sind die kritischen Finsternisberichte der Spätantike stark anzuzweifeln. Sie lassen sich aber leicht so korrigieren, dass die zugehörigen Werte von ΔT nunmehr auf der Ausgleichsparabel liegen. Mit Hilfe der Phantomzeitthese gelingt demnach eine schlüssige Erklärung für den zu erwartenden Verlauf der Zeitverschiebung, womit sich weitere Hypothesen erübrigen.

./.

III. Das Paradox der Dendrochronologie

Uno absurdo dato mille sequuntur

[Hamilton (157)].

1. Die Zeitachse

Wesentliche Voraussetzung zum Verständnis einer Folge geschichtlicher und vorgeschichtlicher Ereignisse ist die korrekte zeitliche Einordnung und damit das Erstellen von Chronologien. Dabei ergeben sich verschiedene Darstellungen der Zeitachse, die idealerweise zum gleichen Ergebnis führen sollten:

A. Es liegt nahe, die **physikalische Zeit** zugrunde zu legen, deren Lauf in hinreichender Näherung durch die Erdrotation bzw. die Folge der Tage zu erfassen ist. Sie ist heute fast beliebig genau messbar, jedoch nur durch überlieferte Berichte (z.B. einzigartige astronomische Beobachtungen) hinreichend sicher auf zurückliegende Ereignisse zu beziehen. Die nachträgliche Datierung verlangt daher nach eindeutigen, rekonstruierbaren Prozessen, mit deren Hilfe sich Objekte und die ihnen zugeordneten Ereignisse einordnen lassen.

B. Die **historische Überlieferung**. Sie liefert die überkommene Basis unseres Wissens, obwohl viele der Überlieferungen widersprüchlich sind und angezweifelt werden müssen. Die bis heute gültige Zuordnung zwischen den geschichtlichen Ereignissen und den Jahreszahlen geschah zu Beginn des 16. Jh. und wird seitdem fortgeschrieben. Die schon früh vorgebrachte Vorstellung, dass die Geschichtsschreibung nicht nur vereinzelter Korrekturen bedürfte, sondern dass diese um mehrere Jahrhunderte verzerrt sein könnte, ist zunächst für die meisten Menschen des abendländischen Kulturkreises inakzeptabel. Dies führte dazu, dass die Entwicklung physikalischer Datierungsverfahren unter der selbstverständlichen Prämisse einer prinzipiell korrekten Geschichtsschreibung statt fand.

C. Die Datierung mit **Radiokarbon**. In der oberen Atmosphäre wird ^{14}C durch energiereiche Strahlung fortlaufend neu erzeugt. Da die Hälfte aller ^{14}C -Atome innerhalb von 5.730 Jahren zerfällt, lässt sich aus dem Verhältnis $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ der beiden Arten von Kohlenstoff mit dem Atomgewicht 14 bzw. 12 in abgestorbenem organischem Material dessen Alter bestimmen.

Aufgrund des überaus geringen ^{14}C -Gehaltes der Proben und der dementsprechend kritischen Aufbereitung ist die Radiokarbonmessung mit einer statistischen Messunsicherheit von einigen Jahren behaftet. Darüber hinaus muss die Veränderung des $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ Isotopenverhältnisses im Postglazial berücksichtigt werden, die schon früh nachgewiesen wurde [Stuiver 1971]. Sie verläuft parallel zur Freisetzung von CO_2 infolge der langfristigen Erwärmung der Erdoberfläche. Dramatische säkulare Schwankungen von $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$, die der

Modellvorstellung so genannter 'Wiggles' zugrunde liegen, wurden jedoch weder unabhängig nachgewiesen, noch gibt es dafür ein physikalisch schlüssiges Erklärungsmodell.

D. Die *Dendrochronologie*. Durch Abgleichen der Ringfolgen alter Hölzer wurden Chronologien erstellt, die etliche Jahrtausende überdecken. Holzfunde lassen sich (relativ zu diesen) jahrgenau zuordnen.

Obgleich die Erstellung einer Dendrochronologie einer einfachen und plausiblen Vorgehensweise folgt, lässt sich, auf Grund der in der Praxis oft wenig aussagekräftigen Ringfolgen, ihre Gültigkeit nur durch Vergleich mit anderen Datierungsverfahren bewerten.

Eine Dendrochronologie ist offenkundig nur dann als fehlerfrei zu bezeichnen, wenn dies mit hinreichender statistischer Sicherheit für jede einzelne Abgleichstelle gilt. Darüber hinaus dürfen die Bestandteile einer Dendrochronologie keine annähernd periodischen Wiederholungen der Ringfolgen enthalten, da sonst auch alternative Zuordnungen möglich sind, die natürlich in gleicher Weise auch bei unabhängig erstellten Dendrochronologien auftreten können.

E. Schließlich gibt es noch eine Reihe weiterer Möglichkeiten zur physikalischen Altersbestimmung (Astronomische Rückrechnung, Thermolumineszenz, Stratigraphie, Warvenbildung in Sedimenten u.a.m.). Zur absoluten Datierung von Fundstücken sind diese Verfahren jedoch nur sehr begrenzt einsetzbar.

2. Die *Prämisse der Dendrochronologie*

Ein Abgleich zwischen den vier oben aufgeführten Zeitachsen kann dadurch erfolgen, dass zum einen Objekte der Gegenwart, zum anderen Proben mit einem Alter von etwa 2.000 Jahren aus der historisch vielfältig und plausibel überlieferten römischen Antike ausgewertet werden. Selbstverständliche Voraussetzung hierbei ist, dass auch die Vordatierung zur Auswahl der Proben den stetigen und linearen Lauf der Zeit hinreichend genau abbildet.

Eben dies aber wäre nicht der Fall bei Gültigkeit der Phantomzeitthese von H. Illig, die besagt, dass es sich bei der historischen Überlieferung der Jahre 614 bis 911 AD um ein Phantasiegebilde handelt, während in realer Zeit das Jahr 911 unmittelbar auf das Jahr 614 folgte.

Was würde der Abgleich der Datierungen in diesem Falle ergeben? Wie bei jedem iterierenden Optimierungsverfahren bestand auch beim Aufbau der Dendrochronologien das Risiko, bei einem lokalen Optimum zu enden, und genau dieser Fall ist eingetreten.⁹ Wie wir sehen werden, entstand auf diese

⁹ Beispiele zur schrittweisen Entwicklung der Dendrochronologie finden sich bei Niemitz [1995].

Weise unter der irrigen Prämisse der intakten historischen Jahreszählung zwangsläufig eine Dendrochronologie, die genau jenen Verlauf des Radiokarbonalters zeigt, der sich bislang nur mit der Hypothese dramatischer säkularer Schwankungen von $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ erklären ließ.

3. *Ein Irrtum und seine Folgen*

Die einzelnen Schritte zu einer Dendrochronologie sind leicht nachzuvollziehen (Abb. 2):

a) Mit Hilfe z.B. des Radiokarbonverfahrens wird das Alter antiken Holzes annähernd korrekt ermittelt.

b) Anhand der historischen Überlieferung können nun auch Jahreszahlen zugeordnet werden (also z.B. 1 AD = 1949 BP), doch diese Zuordnung kann unrichtig sein: So liegt das historische Jahr mit der Bezeichnung „1 AD“ gemäß der PhZT fast drei Jahrhunderte näher an der Gegenwart. Entsprechend verschiebt sich dessen Bezugspunkt auf der physischen Zeitachse.

c) Da dies nicht bekannt ist, wird eine Dendrochronologie von rund 2.000 Jahren zwischen „1 AD“ und der Gegenwart aufgespannt, in der (nicht zutreffenden) Annahme, diese sei mit der physikalischen Zeit und der historischen Zeitachse identisch. Die reichlich vorhandenen Holzfunde der Antike erlauben die stimmige Fortsetzung der Baumringfolge über ein Jahrtausend und mehr. Für den aufmerksamen Beobachter bleibt dabei überraschend, dass die Beziehung zwischen Radiokarbon und Dendrochronologie hier zwar annähernd linear, aber nicht proportional zum Alter verläuft.

d) Jeder Versuch, eine Dendrochronologie der Antike mit altersproportionalem Verlauf des Radiokarbonalters zu erstellen, muss jedoch in Unkenntnis der Phantomzeit sofort aufgegeben werden, denn eine solche widerspräche dem sicher geglaubten Geschichtswissen: Das Jahr 1 AD würde ins dritte vorchristliche Jahrhundert verlegt, und das Frühmittelalter bliebe ohne datierte Hölzer.

e) In Wirklichkeit überdecken nun zwei 'Jahrtausende' der Dendrochronologie nur 1.700 reale Jahre. Demzufolge können auch nur Hölzer aus 1.700 Radiokarbonjahren darin vorkommen. Folglich enthält das Radiokarbonalter nun zumindest eine Sprungstelle.

Um wenigstens eine Dendrochronologie mit stetigen Verlauf des Radiokarbons erstellen zu können, half nur die Hypothese heftiger säkularer Schwankungen des $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ Verhältnisses.¹⁰ Hieraus ergibt sich aber sogleich

¹⁰Der *C14-Crash* hätte sich erübrigt, wenn die Verfasser Blöss und Niemitz sich klar gemacht hätten, dass ihre Argumentation auf einer unbewiesenen Annahme aufbaut, welche aus der Not der Naturwissenschaftler geboren war, die Messwerte wider-

die Konsequenz, dass das halbwegs 'korrekte' Alter einer Probe mit dem Radiokarbonverfahren offenbar nur nach einer Kalibrierung an der Dendrochronologie bestimmt werden kann.

f) Nicht nur Sprungstellen sind inakzeptabel. Außerdem muss die Dendrochronologie 2.000 Jahresringe enthalten, um die geschichtlich überlieferte Länge der Zeit seit 1 AD richtig wiederzugeben. Die Suche nach geeigneten Verbindungsstücken zwischen Antike und Gegenwart muss daher solange fortgesetzt werden, bis beide Bedingungen erfüllt sind.

In der Praxis gelang der Ausgleich schließlich über Fehlpassungen mit statistisch ausreichender Übereinstimmung, wie sie bei periodischen Baumringfolgen (z.B. aufgrund des Sonnenfleckenzyklus) auftreten [Korth 2002]. Auf diese Weise wird ein Teil der Jahresfolgen zur Füllung der Dendrochronologie verdreifacht und der stetige Verlauf des Radiokarbonalters bleibt erhalten. Auch die mittlere Abweichung zur geschichtlichen Datierung ist nun akzeptabel. Sie beträgt nur rund 50 Jahre.

Dies führt nun zu dem scheinbaren Paradox, dass eine auf die beschriebene Weise entstandene Dendrochronologie zum einen 300 überzählige Baumringe, zum anderen jedoch etwa 300 unbelegte Radiokarbonjahre aufweist.¹¹ Und eben dieses Paradox wurde als Widerlegung der Phantomzeitthese gesehen (z.B. von M. Baillie). Dabei ist es, wie wir gesehen haben, die direkte Konsequenz der irrtümlichen Annahmen.

g) Die unter der Bezeichnung „IntCal04“ (der Weiterentwicklung von „Intcal98“) bekannte 'Kalibrierung' des Radiokarbonalters beruht auf einer vereinheitlichten Dendrochronologie. In ihrem Verlauf zeigen sich Sprünge und Auffaltungen von genau der Art, wie sie bei Gültigkeit der PhZT zu erwarten sind. Hieraus lässt sich folgern, dass die PhZT das Vorhandensein einer Leerzeit von rund 3 Jahrhunderten auf der historischen Zeitachse im Wesentlichen korrekt beschreibt; denn andernfalls könnte sie den beobachteten Zusammenhang nicht schlüssig erklären.

4. Eine neue, überprüfbare Dendrochronologie

Besagen diese Überlegungen nun, dass Dendrochronologie und Radiokarbon zur physikalischen Datierung ungeeignet sind? Keineswegs. Aber die prakti-

spruchsfrei zu erklären.

¹¹ An dieser Stelle zeigt sich auch, dass nicht nur kleinere Anpassungen erforderlich sind, um eine stimmige Dendrochronologie zu erhalten. Allein im vergangenen Jahrtausend sind Hölzer mit ~600 Jahresringen zu entfernen, da diese in der Kalibrierkurve keine plausible Steigung aufweisen. Weitere ~300 Jahresringe verschieben sich ins Jahrtausend davor. So verbleibt eine durch korrekt datierte Jahresringe zu füllende Lücke von ~900.

sche Umsetzung dieser beiden bahnbrechenden Verfahren muss noch einmal von vorne begonnen werden.

Das Radiokarbonverfahren liefert demnach selbst ohne Kalibrierung (d.h. ohne Kompensation der verbleibenden langsamen Veränderung des Verhältnisses der Kohlenstoff-Isotope) einen recht guten Näherungswert für das Alter einer Probe. Dies kann dazu genutzt werden, eine neue, widerspruchsfreie Dendrochronologie zu erstellen, bei der eine annähernd lineare Beziehung zwischen dem Radiokarbonalter und den Jahresringen besteht.

Zusätzlich lassen sich die Passstellen der Dendrochronologie auf Stimmigkeit überprüfen: Auch nach dem Herausfiltern beliebiger Frequenzbänder (z.B. des Sonnenfleckenzyklus) muss in jedem Fall eine echte Übereinstimmung von Ringfolgen erhalten bleiben. Schließlich lässt sich die Widerspruchsfreiheit durch Vergleich mit anderen, physikalisch reproduzierbaren Zeitreihen überprüfen, die derzeit nur mit Hilfe einer Vielzahl nicht verifizierbarer Hypothesen postuliert werden kann. Als Beispiele hierfür seien das Radiokarbonalter von Sedimenten (Varven) genannt, die Belegungsdichte der Dendrochronologie, aber auch verschiedene Rekonstruktionen der Erdoberflächentemperatur [Korth 2004].

IV. Die letzten Hölzer von Pompeji?

Die Menschen halten für erwiesen, was zweifelhaft ist, und stellen als zweifelhaft hin, was unverkennbar gegen sie spricht
[Hamilton (540)].

Was sagen nun die vorhandenen Kohlenstoffreste z.B. über die bekannten Ausbrüche des Vesuv? Was bedeutet der Befund, dass eine Leerzeit von 3 Jahrhunderten bei der Konzeption und Verfeinerung des Radiokarbonverfahrens und der Dendrochronologie unbekannt war, für die bislang mit deren Hilfe gewonnenen Erkenntnisse? Hier sind zwei Fälle zu unterscheiden:

1. Funde, welche naturwissenschaftlich datiert und sodann historisch eingeordnet wurden:

Da die Historie vor dem Mittelalter um drei Jahrhunderte veraltet erscheint, sind solche Funde in Bezug zu den historischen Geschehnissen des römischen Reiches weit älter als bisher angenommen.

2. Unmittelbar mit Ereignissen oder Personen verknüpfte Funde:

Solche (überaus seltenen) Funde werden von der derzeitigen Dendrochronologie und der mit dieser verknüpften Radiokarbonatierung um Jahrhunderte zu jung datiert. Sie erscheinen daher als Produkte späterer Zeiten. Hieraus folgt aber sogleich, dass es wissenschaftlich akzeptierte Zuordnungen bei Funden dieser Art überhaupt nicht geben kann!

Aus dem genannten Grund muss es auch nicht verwundern, dass die Recherche nach veröffentlichten C14-Datierungen von Holzresten des verschütteten Pompeji ohne greifbares Resultat bleibt: Der Untergang dieser Stadt ist auf Tag und Stunde genau dokumentiert (24. August 79), wohingegen, wie zu vermuten ist, C14 offenbar unbrauchbare, weil zu junge Ergebnisse lieferte.

Dennoch gibt es plausible C14-Bestimmungen am Vesuv: An der nördlichen Flanke des Berges beim heutigen Ort Somma Vesuviana begannen um 1930 die Ausgrabungen der Villa Augustea, eines prächtigen, mehr als 18 Meter messenden Gebäudes, bei dem es sich um die Altersresidenz des Kaisers Augustus gehandelt haben soll. Dort wurden seinerzeit mehrere Marmorstatuen gefunden, die kunsthistorisch dem frühen +1. Jh. zugeordnet werden konnten.

Vor einigen Jahren wurden nun die Ausgrabungen von einem italienisch-japanischen Archäologenteam wieder aufgenommen [Kaneko]. Dabei konnte anhand des Vulkanauswurfs nachgewiesen werden, dass das Gebäude nicht durch den Vulkanausbruch von 79 AD (wie bislang angenommen), sondern durch die gewaltige „Pollena“-Eruption¹² des Jahres 472 AD verschüttet wurde. Allerdings war die Villa zu diesem Zeitpunkt bereits eine Ruine. In den Trümmern eines Küchenherdes fanden sich verkohlte Holzreste, deren kalibrierte C14-Datierung auf das Jahr 425 weist, (mit einer Standardabweichung von 185 Jahren). Wird nun die Kalibrierung mit Hilfe von „Intcal“ rückgängig gemacht, so bezeichnen diese Radiokarbonwerte das Jahr 334 AD.

Die Archäologen folgerten aus dem Messergebnis, dass die Villa Augustea noch Jahrhunderte nach dem Untergang Pompejis bewohnt wurde. Dies erscheint jedoch nur schwer vorstellbar: Wird doch das anscheinend nur geringe Ausmaß der Schäden durch die Eruption von 472 damit begründet, dass die Gegend um den Vesuv aufgrund des Ausbruchs von 79 immer noch weitgehend verwüstet war und daher praktisch unbesiedelt [Giacomelli].

Zudem beträgt der Abstand von der Villa zum Gipfel des Vesuv nur etwa 5 km, wohingegen Pompeji dreimal soweit entfernt liegt. Die hohe Gefährdung des Anwesens (die sich 472 dramatisch bestätigte) dürfte jedermann klar gewesen sein. Wer in aller Welt hätte nach der Katastrophe von Pompeji und Herculaneum ausgerechnet an diesem Ort die Beschaulichkeit eines reichen Landsitzes genießen wollen?

Der gemessene C14-Wert stimmt jedenfalls verblüffend genau mit dem Ergebnis überein, das zu erwarten ist, wenn die römische Chronologie um

¹²Hauptsächlich betroffen war die Gegend um das heutige Pollena im Nordwesten des Vesuv. In ihrer Zerstörungskraft war diese Eruption mit dem Ausbruch von 79 durchaus vergleichbar.

drei Jahrhunderte jünger wäre als überliefert und das nach dem Ausbruch von 79 höchstwahrscheinlich beschädigte Gebäude verlassen blieb und verfiel.

V. Kurzer Exkurs zur Alexanderlegende

Tradition, unangefochtene Gewohnheit und
hohes Alter sind starke Gründe zu glauben
[Hamilton (122)].

Über Alexander den Großen wurde nun wirklich fast alles gesagt [vergl. auch Illig 1994]. Eine kurze Internetrecherche liefert uns folgendes zum aktuellen Stand: Mischa Meier schreibt in einer Rezension des Buches *The Reign of Heraclius*:

„Gerrit J. Reinink zeigt am Beispiel der syrischen Alexanderlegende (ca. 630) die Verquickung eschatologischen Schrifttums und politischer Intentionen auf, indem er nachweist, dass Herakleios in eine apokalyptisch gefärbte Alexander-Tradition gestellt und sein Sieg über die Perser als Beginn einer zukünftigen Weltherrschaft des christlichen Byzantinischen Reiches angesehen und in die Zukunft projiziert wurde.“

Bei *Wikipedia* finden wir:

„Als **Alexanderroman** wird die romanhafte ‚Biographie‘ Alexanders des Großen durch einen unbekanntem Autor im 3. Jahrhundert n. Chr. bezeichnet.

Die ersten Geschichten und Sagen über das ruhmreiche, doch kurze Leben Alexanders des Großen entstanden schon kurz nach seinem Tode. Fälschlicherweise Kallisthenes zugeschrieben, wurde zwischen Tatsachen und Legenden in dem abenteuerlichen *Alexanderroman* nur wenig unterschieden, die Erzählung erinnern fast an die Heldentaten des Herakles und wurden meist mündlich weiter überliefert; Alexander wird dabei als Eroberer und Weltenherrscher verherrlicht. Bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. waren die Erzählungen sehr populär, erst später wurden sie auch schriftlich festgehalten. Ihre älteste lateinische Übersetzung, besser gesagt Bearbeitung von Iulius Valerius Alexander Polemius zu Beginn des 4. Jahrhunderts, ist die erste schriftlich erhaltene Fassung.

Im 12. Jahrhundert folgte die französische Übersetzung des Albéric de Besançon und die deutsche Fassung um 1130 von Lamprecht. Es war bereits im Mittelalter neben der Bibel das bekannteste und weitverbreitetste Buch in ganz Europa (auch in der englischen, slawischen sowie alt-nordischen [Sprachwelt]) und weit darüber hinaus. Im Orient (besonders in der syrischen Literatur) verbreitete sich der Alexanderroman bereits früher. Auch in der islamischen Literatur fand er einen Widerhall, allerdings unter anderer Bearbeitung des Stoffes.“

Kurz und laienhaft zusammengefasst: In all ihren Ausschmückungen wurde die Alexanderlegende in der Spätantike schriftlich niedergelegt, ohne dass man Genaueres hierüber weiß. Sicher scheint nur, dass hinter dieser Fassung und den späteren Arbeiten weitreichende politische Ziele standen.

Gehen wir noch einen Schritt weiter: Zur Verschleierung einer Geschichtsverfälschung konnte der große Alexander in ähnlicher Weise dienen wie der große Karl. Gemeinsam füllten die Karolinger eine Lücke von 300 Jahren mit ihren glorreichen Taten und es fiel nicht weiter auf, dass am Ende dieser Zeit sich die politische Landkarte trotz aller Kriege praktisch nicht verändert hatte. Ganz im Gegensatz hierzu sorgte die kurze Biografie Alexanders dafür, dass sich politische Veränderungen wie die Hellenisierung ganz Vorderasiens nicht – wie eigentlich zu erwarten – in Jahrhunderten, sondern in kaum mehr als einem Jahrzehnt abspielen konnten.

Hierdurch wurde, so ist zu vermuten, den von Alexander besetzten Ländern (einschließlich Griechenlands) die entsprechende reale Überlieferung genommen. Sie verschwand im 'Schwarzen Loch' der Alexanderzüge und konnte so nicht mehr mit der Geschichtsschreibung des römischen Reiches kollidieren.

Die Aufklärung der wahren Abfolge der Ereignisse wird dadurch erschwert, dass auch vor der Geschichtsmanipulation des Mittelalters die Geschichtsschreibung weder lückenlos noch chronologisch korrekt war [hierzu: Illig 1995]. Hinzu kommt, dass für jedes Fundstück aus der verschwundenen Zeit ein Platz innerhalb der Geschichtsschreibung gesucht und gefunden wurde. Auf diese Weise entstand notwendigerweise eine Anhäufung von Belegen für die Zeit der Alexanderzüge. Hier konnten die Artefakte aus sonst nicht zu fassenden Zeitabschnitten leicht eingeordnet werden. Schließlich blieb die Möglichkeit, Objekte, die in keine schlüssige zeitliche Reihenfolge zu bringen waren, parallel ablaufenden Überlieferungen zuzuschreiben. Dies alles ergäbe immerhin eine Erklärung für die so seltsam leblose Abfolge der vielen geschichtlichen Volksgruppen Vorderasiens, die schon E. Friedell an die Holzfiguren eines Puppentheaters erinnerten [vgl. Illig 2005, 215].

So verbleibt nur die Suche nach Hinweisen auf zeitliche Verknüpfungen zwischen den Kulturen und deren Überprüfung auf Plausibilität innerhalb der unterschiedlichen historischen Modelle.

In diesem Zusammenhang sind die überlieferten Kontakte zwischen Seleukiden und Rom von besonderem Interesse. Über das Ende der Seleukidenherrschaft im Jahre 65 v. Chr. berichtet Leopold v. Ranke:

„Durch den Sieg über Armenien wurden die Römer zugleich Meister in Syrien, das den Seleuciden unmöglich zurückgegeben werden konnte, da sie sich nicht selbst zu verteidigen vermochten. Die noch Überlebenden aus diesem Geschlecht mussten sich mit einer kleinen Provinz, die ihnen

eingerräumt ward, begnügen und die Hohheit von Rom anerkennen. Jene großen Städte am Orontes, welche das griechische Element repräsentierten, erklärte Pompejus für frei.“

Die Arsakiden¹³ erlangten unter Tiridates schon gegen 230 v. Chr. die Unabhängigkeit von den Seleukiden. In einer endlose Folge von Kriegen versuchte Rom, letztlich ohne nachhaltige Erfolge, sich die Hoheit über das ferne Armenien zu sichern. Der letzte Arsakide, Artabanus V., unterlag 224 AD den Sasaniden. Dies geschah 290 Jahre nach dem Ende der Seleukiden. Gab es auch hier eine Verdoppelung?

VI. Synopsis

Es ist leichter, die Argumente der Verfechter einer Sache zu widerlegen, als die Sache selbst

[Hamilton (188)].

In seiner Darstellung der Frühgeschichte Roms schreibt Leopold v. Ranke über Numa Pompilius (715–672):

„Das alte Rom hat geglaubt, dass Numa der Schüler des Pythagoras [-6. Jh.] gewesen sei, was, obgleich unvereinbar mit der angenommenen Chronologie“.¹⁴

Leopold v. Ranke höchstselbst verweist auf einen Widerspruch zwischen Überlieferung und angenommener Chronologie? Auch eine Legende sollte schließlich die Chronologie nicht derart souverän ignorieren! Nach dieser Überlieferung lebte Numa also rund drei Jahrhunderte später als nach der „ab urbe condita“-Datierung, von deren späterer Neujustierung die alten Römer natürlich noch nichts hätten ahnen können. Falls also diese Geschichte einen

¹³Wir erinnern uns: Arsaces II. wurde auf den Keilschrifttafeln genannt. Jan Beaufort wies mich darauf hin, dass Arsaces möglicherweise nur ein Titel war.

¹⁴Der Vollständigkeit halber sei auch der Rest von v. Rankes Schachtelsatz aufgeführt: „...doch an sich insofern einen zutreffenden Sinn hat, da auch Pythagoras als der Mann betrachtet wurde, der sich den wilden Abschweifungen der griechischen Naturreligion widersetzt hat.“ Je nun...

Kurz zuvor schreibt v. Ranke: „Um seinen Anordnungen mehr Gewicht zu verschaffen, ließ Numa Pompilius verlauten, dass er sich an einer Quelle in einem heiligen Hain mit einer Göttin oder mit der Nymphe *Egeria* über das Schicksal des Reiches im Geheimen beraten habe.“ Leser der Aufsätze „Europalinien I + II“ werden möglicherweise jenen Hain auf dem *Monte Sacro* vermuten (gut eine Wegstunde nordöstlich des Palatins). Der Name „Egeria“ (nach einer anderen Legende war sie Numas Gemahlin) liefert einen weiteren Bezug zur dort verlaufenden transkontinentalen Mondwendlinie.

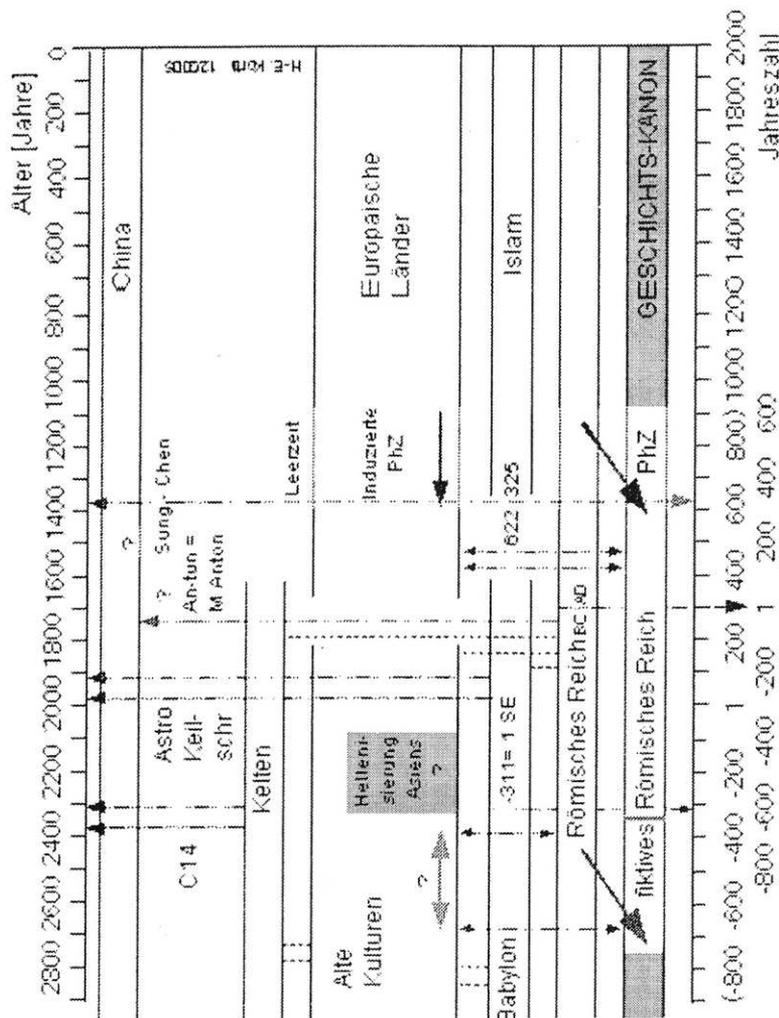


Abb. 3: Modell einer Chronologie, bei welcher der Kanon der Geschichtsschreibung durch die Vorverlagerung der vor-mittelalterlichen Überlieferung des römisch-griechischen Reiches verfälscht wurde. Je nach Art und Bedeutung der bestehenden Verknüpfungen waren auch die benachbarten Kulturkreise beeinflusst.

wahren Kern besitzt, so folgt hieraus, dass offenbar nur die römische Geschichtsschreibung verschoben wurde, nicht jedoch die alt-griechische.

Fassen wir nun an dieser Stelle unsere bisherigen Beobachtungen zusammen. Als selbstredend noch zu verfeinernde Basis und Diskussionsgrundlage soll die beigegefügte schematische Darstellung dienen (Abb. 3):

1. Die Phantomzeitthese [Illig, ab 1991] geht davon aus, dass die Chronologie des römischen Reiches (der wichtigsten Referenz für die Jahreszahlen der Antike) willkürlich um 3 Jahrhunderte veraltet wurde. Verdoppelte und erfundene Ereignisse füllten später die so entstandene Leerzeit des Frühmittelalters.

2. Aufgrund der bestehenden Verknüpfungen zur Historie Roms wurden daraufhin auch in den Ländern des christlichen Abendlandes Manipulationen im Sinne einer Phantomzeit unumgänglich.

3. Zur besseren Anpassung wurde im Gegenzug die Hellenisierung Vorderasiens auf die wenigen Jahre der Züge Alexanders verkürzt. Die historischen Bezüge zwischen Rom und Babylon etc. blieben so weitgehend gewahrt.

4. Babylonische Keilschriften mit astronomischen Ereignissen und Bezug auf die Seleukidenära bestätigen deren Datierung mit 1 SE = 312 BC (konv.). Die mit diesen verknüpften Personen und Ereignisse erscheinen damit ebenfalls korrekt datiert.

5. Aus der islamischen Jahreszählung folgt für die Hedschra die Jahreszahl 622 n. Chr. Entfallen 297 Jahreszahlen des Frühmittelalters, so entspricht dies dem Jahr 325 des Konzils von Nicäa. Dies deutet auf die mögliche Identität der beiden nahöstlichen, strikt monotheistischen und bilderfeindlichen Religionsstifter Arius (Ari) und Ali (Ali ibn Abi Talib – Schwiegersohn Mohammeds) [Beaufort] – hin.

6. Holzfunde lassen sich über das unkalibrierte C14-Alter zuordnen (für die späte Antike liefert dann auch die Dendrochronologie brauchbare Näherungen). Gegenüber der am (in Wahrheit jüngeren) römischen Reich orientierten Geschichtsschreibung erscheinen Kulturen wie diejenige der Kelten damit um 3 Jahrhunderte älter.

7. Liefert dagegen die Geschichtsschreibung Roms den Bezug zu einer anderen Kultur, so ist jene um drei Jahrhunderte jünger als bisher zu datieren.

8. Zwischen den Chronologien Chinas und des römischen Reiches verbleibt bei Gleichsetzung von An-tun mit Marc Anton [Weissgerber] eine Leerzeit von ca. einem Jahrhundert zwischen den Perioden Sung und Cheng. Aufgrund der Finsternisberichte wären die Angaben der Sung-chu Chronik um 54 Jahre später zu datieren.

Aus alledem scheint sich ein recht schlüssiges Bild abzuzeichnen, auch

wenn zwischen der Eroberung der Länder Vorderasiens und Ägyptens durch 'Alexander' und deren Besetzung durch das römische Reich eine noch zu füllende Lücke verbleibt.

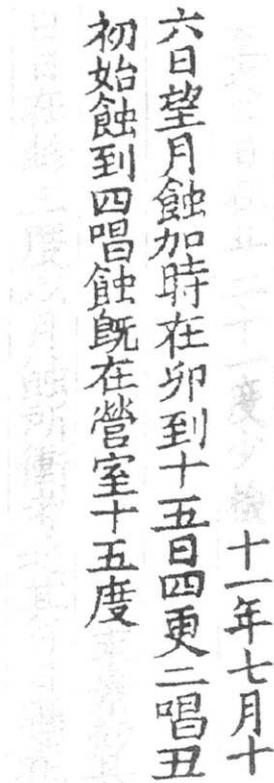


Abb. 4: Erwähnung der Mondfinsternis vom 4. September 434 in der Sung-shu Chronik [Britisches Museum]. „Regierungsperiode Yujanja, 11. Jahr, 7. Monat, 16. Tag, Vollmond... Der Mond begann sich zum 2. Ruf der 4. Nachtwache zu verfinstern. Vollständige Verfinsterung beim 4. Ruf.“

Quellenangaben

- Beaufort, J. (2001/02): Die Fälschung des Almagest. Versuch einer Ehrenrettung des Claudius Ptolemäus; in: *ZS* 13 (4) 590-615 u. 14 (1) 32-48
- Blöss, Chr. (1997): Sonnenfinsternisbeobachtungen in Mitteleuropa von 600 bis 900; in: *ZS* 9 (3) 315-328
- Blöss, Ch. / Niemitz, H.-U. (1997): C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können. Gräfelting
- Hamilton, W.G. (1962): *Das Streitgespräch*, Übers. und Herausg. G. Roellecke, Heidelberg (Nummerierung der Aphorismen nach der englischen Originalausgabe: London, 1808).
- Hollstein, E. (1980): *Mitteleuropäische Eichenchronologie*, Mainz
- Illig, H. (1991): Die christliche Zeitrechnung ist zu lang; in: *VFG* 3 (1) 4-20

- (1994): Abschied vom großen Alexander; in: *VFG* 6 (4) 24-40
- (1995): Rom bis Athen – was bleibt bestehen?; in: *ZS* 7 (3) 269-287
- (2005): Die veraltete Vorzeit; Gräfelting
- Kaneko, T. et al. (2004): Determination of burial age of the Villa of Augustus, Vesuvius 2000 - forum 2004, September 2-3, 2004, Ercolano (Napoli), Italy, www.westnet.com/~dobran/Kaneko.pdf
- Korth, H.-E. (2002): Anomalie der ¹⁴C-Kalibrierkurve beweist Kalendersprung; in: *ZS* 14 (1) 49-67
- (2004): „Die Kurve ist Quatsch“; in: *ZS* 16 (3) 688-692
- (2005): Europalinien I + II; in: *ZS* 17 (1) 172-202 u. 17 (3) 606-634
- Meier, M.: Rezension von: G. J. Reinink / B.H. Stolte (ed.): *The Reign of Heraclius (610-641). Crisis and Confrontation*; Leuven: Uitgeverij Peeters 2002, in: *sehепunkte* 5 (2005), Nr. 7/8 [15.07.2005], URL: www.sehepunkte.historicum.net/2005/07/6761.html
- Müller, S. (2005): Alexander der Große <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2005-2-061>
- Newton, R.R. (1972): *Medieval Chronicles and the Rotation of the Earth*; Baltimore - (1977), *The Crime of Claudius Ptolemy*; Baltimore · London
- Niemitz, H.-U. (1995): Die „magic dates“ und „secret procedures“ der Dendrochronologie; in: *ZS* 7 (3) 291-314
- Pfrommer, M. (2001): Alexander der Große. Auf den Spuren eines Mythos; in: *Antike Welt*, Sonderband, Mainz
- Ranke, L.v. (1928): *Weltgeschichte*; Hamburg, Bände I S. 433 u. II S. 273
- Reimer, P. et al. (2004): IntCal04 Terrestrial Radiocarbon Age Calibration, 0-26 Cal Kyr BP; in: *Radiocarbon* 46 (3) 1029-1058
- Stephenson, F.R. (1997): *Historical Eclipses and Earth's Rotation*; Cambridge
- (2003): *Historical Eclipses and Earth's Rotation*; in: *Astronomy & Geophysics* 44, 2.22
- Stuiver, M.S. et al. (1998): INTCAL98 radiocarbon age calibration, 24,000-0 cal BP; in: *Radiocarbon* 40 (3) 1041-1084
- Weissgerber, K. (2002): Zur chinesischen Phantomzeit; in: *ZS* 14 (1) 68-78

Links

- <http://sunearth.gsfc.nasa.gov/eclipse>
- F. Espenak: Eclipse Home Page, 2001
- <http://ssd.jpl.nasa.gov/cgi-bin/eph> [Ephemeris Generator]
- <http://www.fourmilab.com/cgi-bin/uncgi/Yoursky> [Planetarium]
- www.soluzionionline.net/villaugustea/index.htm [Villa Augustea]
- www.fondazione-delbianco.org/italiano/InsertNewsIt/Villa_Augustea.htm
- <http://vulcan.fis.uniroma3.it/gnv/campania/vesuvio/vesuvio.html> [Giacomelli, Gruppo Nazionale Vulcanologia]
- <http://de.wikipedia.org/wiki/> [Stichworte: Nektanebos_II, Theon_von_Alexandria, Alexanderroman, Numa_Pompilius]

Hans-E. Korth, 70184 Stuttgart, Sandbergerstr. 34, korth@t-online.de

Österliche Kalendertricks

Andreas Birken

Im letzten Heft der Zeiteinsparungen hat Hans E. Korth vorgerechnet, dass bei einem Einschub von 296 Jahren bei der Berechnung des Osterfestes eine Verschiebung von einem Wochentag entsteht. Er sieht diesen Fehler nicht als schwerwiegend an und meint [Korth 739], dies könne „der ursprünglich verwendeten Ostertafel, aber auch einem undokumentierten Schalttag zugeschrieben werden“. Aber so einfach ist die Sache nicht. Auf meine Argumente in dem Beitrag zum „porphyrenen Fundament der Mittelalterthese“ ist Korth nicht eingegangen. Ich möchte deshalb noch einmal in die Diskussion einsteigen.

Der große Osterzyklus von 532 Jahren, mit dem im Mittelalter und in der Neuzeit unbestritten operiert wird, setzt sich aus den Faktoren Mondzyklus 19, Wochenzyklus 7 und Schaltzyklus 4 zusammen. Offenbar ist Korth mit mir der Meinung, dass am Wochenzyklus nicht gerüttelt wurde. Das war auch kaum möglich; denn selbstverständlich wurde durchgehend jeden siebten Tag der Sonntagsgottesdienst gehalten, und freitags gab's Fisch. Offenbar unterstellt er auch, dass der Mondzyklus von 19 Jahren keinen Sprung aufweist. Bleibt der Vorschlag, einen undokumentierten Schalttag zu unterstellen.

Dafür sehe ich keine Möglichkeit. Der julianische Kalender diene ja nicht nur der Osterrechnung, sondern war als bürgerliche (staatliche) Zeitrechnung in Gebrauch. Die Mittelalterthese Illigs schreibt die ursprüngliche Manipulation Kaiser Konstantin VII. zu, der 913–959 regierte. Im Westen wurde dann die Manipulation durch Kaiser Otto III. kurz vor der Jahrtausendwende nachvollzogen. Wenn Konstantin einen zusätzlichen Schalttag gesetzt hätte, dann hätte es während mindestens fünf Jahrzehnten in Ost und West um einen Tag verschobene Jahreszählungen gegeben und man hätte an unterschiedlichen Tagen Weihnachten gefeiert. Es ist völlig ausgeschlossen, dass keine Quelle des 10. Jhs. davon berichtet hätte.

Korths alternativer Vorschlag, der Fehler sei in den vorher gebrauchten Ostertafeln enthalten gewesen und durch den neuen Kalender bequemerweise korrigiert worden (nur so kann ich seine Einlassung verstehen), stützt sich nicht auf Fakten. Wir wissen nur, dass die überlieferten Ostertafeln der Vorphantomzeit dieselben Daten ergeben wie die nachphantomzeitlichen. Eben aus diesem Grunde muss ja unterstellt werden, dass Konstantin die einschlägigen Texte umschrieben ließ. Wenn diese Tafeln wirklich falsch gewesen wären, hätte man ja bestens die Gelegenheit gehabt, diese öffentlich zu korrigieren. Das Umschreiben der Texte wäre entbehrlich gewesen. Aber öffentlich geschah gar nichts. Kein Konzil hat sich mit der Frage befasst. Also

bleibt nur die Möglichkeit, dass Konstantin und sein Patriarch (und später Otto und sein Papst) anlässlich der Einführung der neuen Jahreszählung die Bischöfe seines Reiches angeschrieben hat:

„Liebe Brüder im Herrn,
wie Ihr alle sicherlich bemerkt habt, enthalten einige der in Umlauf befindlichen Ostertafeln bezüglich des Wochentags des Frühlingsvollmonds einen Fehler, der allerdings in den meisten Jahren nicht zu einem falschen Osterdatum führt. Bitte verwendet daher künftig die in der Anlage beigefügte korrigierte Ostertafel. Wir hoffen, dass dadurch künftig Differenzen bezüglich der Osterdatums nicht mehr auftauchen.

Der Friede des Herrn sei mit Euch!“

Conclusio: Der Einschub muss ein mehrfaches von 4 x 19 Jahren betragen haben. 304 passt am besten in die Mittelalterthese.

Ulrich Voigt hat natürlich Recht mit der Feststellung, dass der steinerne Kalender des Hippolytus von Rom, der 1551 ausgegraben wurde (er enthält nur Frühlingsvollmond und Wochentag), keine Fälschung der Renaissance sein kann [Korth 733]. Das ergäbe wirklich keinen Sinn. Mir ist aber überhaupt unerklärlich, wozu irgendetwas – ob in Ravenna oder Rom – einen solchen Kalender in den Stein meißeln sollte. Den von Ravenna könnte man immerhin Konstantins Wirken zuschreiben; der römische bleibt ganz und gar rätselhaft.

Literatur

- Birken, Andreas (2005): Das porphyrene Fundament der Mittelalterthese, in *Zeitensprünge* 17 (2) 465-471
Korth, Hans-E. (2005): Komputistik und Phantomzeitthese, in *Zeitensprünge* 17 (3) 737-740
Voigt, Ulrich (2005): Über die christliche Jahreszählung, in *Zeitensprünge* 17 (3) 732-736

Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

A.Birken@t-online.de

Stellungnahme zu Ulrich Voigt

Werner Frank

Sein Beitrag „Über die christliche Jahreszählung“ [ZS 2/2005]

In seinem umfangreichen Beitrag in ZS 2/2005 bemüht Voigt den Osterzirkel, bestehend aus Sonnenzirkel mit $7 \times 4 = 28$ Jahren und dem Metonschen Zyklus mit 19 Jahren. Das Produkt dieser Zahlen ist 532, genannt der dionysische Osterzirkel. In seiner Vorliebe für die Arithmetik mit ganzen Zahlen übersieht Voigt jedoch, dass nur der erste Faktor, die 7, eine ganze Zahl darstellt, während der zweite, die 4, bereits eine Näherung ist, die Cäsars unzureichende Schaltregel wiedergibt, ganz zu schweigen von dem dritten Faktor, den 19 julianischen Kalenderjahren. Dieser ist eine Näherung, die versucht, zwei nicht kommensurable Größen, nämlich den Lauf der Sonne mit dem des Mondes, einigermaßen zu synchronisieren. Solche Versuche sind schon sehr alt, ich fasse sie gemäß Jones [1943] wie folgt zusammen:

Das Sonnenjahr hat eine Länge von 365,2422 Tagen,
das analoge „Mondjahr“, der synodische Monat, ist 29,5306 Tage lang;
365,2422 dividiert durch 29,5306 ergibt 12,3683.

Der dezimale Überschuss des Mondmonats von 0,3683 kann nun durch jeweils einen echten Bruch angenähert werden. Folgende Näherungen waren in Gebrauch und führten zu unterschiedlichen zyklischen Tafeln:

- 4/11 (= 0,3636) benötigt in 11 Jahren 4 Schaltmonate;
- 7/19 (= 0,3684) braucht in 19 Jahren 7 Schaltmonate, er resultiert in 235 Mondmonaten, ferner
- 31/84 (= 0,3690) mit 31 Schaltmonaten in 84 Jahren, die sog. *Supputatio Romana*, die aber auch in zwei verschiedenen Schaltrhythmen verwendet wurde.
- 3/8 (= 0,3750), d.h. für eine Tafel müssen binnen 8 Jahren 3 Schaltmonate eingeschaltet werden; der daraus resultierende Zyklus heißt *Octaëteris*.

Man sieht sofort, dass der 19-jährige Zyklus – der so genannte Metonsche – der genaueste ist, aber auch er macht in 19 Jahren einen Fehler von ca. $1 \frac{1}{2}$ Stunden, der sich im Verlauf von ca. 310 Jahren zu einem vollen Tag addiert, den der astronomische Mond früher als der berechnete eintritt [siehe z.B. Frank 2002, 647]. Nichtsdestoweniger dienten alle diese Zyklen zur Berechnung von Ostertafeln; im Gegensatz zu Voigt [2005, 444], der schreibt:

„Eine Vielzahl von Ostertafeln [...]. Aber alle hängen sie eng zusammen

und bilden insgesamt ein stimmiges Geflecht. Keine einzige Tafel ist etwa isoliert und unverständlich.“

Einen Beweis dieser Behauptung bleibt Voigt dem Leser schuldig.

Die aus der Verschiedenheit der oben genannten Algorithmen resultierenden Streitereien (siehe Artikel „Osterstreit“ [LTK]) ignoriert Voigt völlig und schreibt statt dessen: „Wie könnte es denn auch geschehen, dass die Christenheit in ihrer Osterberechnung den Faden verloren hätte!“ Eben dieses geschah jedoch fortlaufend. Jones [1, 26] schreibt dazu:

“But despite the comparative uniformity in actual observance the churches preserved and consulted sets of Easter-tables that diverged from each other” (Trotz der vergleichsweisen Gleichheit im aktuellen Gebrauch bewahrten und gebrauchten die Kirchen Ostertafeln, die alle voneinander abwichen).

Jones vergleicht vor allem die verwendeten Tafeln in Alexandrien und Rom. Schmid [1907, 3] hat in einer ausführlichen Schrift bereits 1907 dargelegt, dass die Osterfestberechnung in der abendländischen Kirche sehr unterschiedliche Grundlagen hatte. Insbesondere hat er mit der irrigen Meinung aufgeräumt, der Metonsche Zyklus sei vom Konzil zu Nicaea vorgeschrieben worden [Schmid 1905].

Im übrigen: Es war der Mond und nicht die Sonne, der – in Konsequenz der Fehler im Metonschen Zyklus – zur Gregorianischen Kalenderreform führte, wie ich bereits in einem früheren Beitrag [2002, 646 f.] dargelegt habe.

Den Metonschen Zyklus naturwidrig als ganzzahlig anzunehmen und daraus zu schließen, dass nur entweder 0 oder 532 Jahre für die Phantomzeit bleiben, halte ich demnach für einen nicht zu verantwortenden Schluss.

Literatur

- Frank, Werner (2002), Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlings-Tag-und-Nachtgleiche auf den 21. März zurückzuholen?; in: *Zeitensprünge (=ZS)* 14 (4) 646-655
- Jones, Charles W. (1943), Introduction to „Bedae Opera de Temporibus“, Cambridge, Massachusetts
- LTK = Lexikon für Theologie und Kirche (1962, 7. Band); Freiburg im Breisgau
- Schmid, Josef (1905), Die Osterfestfrage auf dem ersten allgemeinen Konzil von Nicäa; Wien
- (1907), Die Osterfestberechnung in der abendländischen Kirche vom 1. allgemeinen Konzil zu Nicäa bis zum Ende des VIII. Jahrhunderts; Freiburg i.B.
- Voigt, Ulrich (2005): Über die christliche Jahreszählung; in: *ZS* 17 (2) 420-454

Prof. Dr. Werner Frank, 91807 Solnhofen, Ferdinand-Arauner-Str. 4
wfxfrank@t-online.de

Karl der Große und das Gregorianische Kalenderproblem

Hajo Pickel

1. Einleitung

Seltsam ist die Geschichte schon. Im 8. Jh. betritt Karl der Große die politische Bühne und baut als genialer Heerführer ein großes abendländisches Reich auf, das nach ihm fast ebenso schnell wieder zerfällt. Betrachtet man seine Geschichte und die Überlieferung näher, können manche Unstimmigkeiten den Eindruck erwecken, als handle es sich bei ihr um eine Sage oder Legende. Die weitaus meisten Überlieferungen über den großen Kaiser sind ohnehin Legenden aus späterer Zeit; angeblich zeitgenössische Dokumente stehen bis hin zu den sog. karolingischen *Reichsannalen* unter Fälschungs-, zumindest Verfälschungsverdacht.

Historische Daten stehen in auffallendem Widerspruch zu denen der Archäologie und Architektur. Zusammen mit chronologischen Unstimmigkeiten, seltsamen Entwicklungssprüngen und -unterbrechungen in vielen Kulturbereichen haben sie Heribert Illig auf den Gedanken gebracht, dass die Geschichte der Karolinger mit Karl d. Gr. an der Spitze eine Legende sein und mit der aus der Eckpunktverschiebung des Äquinoktiums zwischen der Julianischen und der Gregorianischen Kalenderreform sich ergebenden Phantomzeit korrespondieren könnte.

Eine solche These gegen die etablierte Geschichtswissenschaft durchzusetzen, ist nicht leicht. Dafür haben drei Bücher von Illig [1996, 1999; Illig/Anwander 2002] und zahlreiche Arbeiten anderer Autoren dieser Zeitschrift nicht ausgereicht. Die Indizien, die für sie sprechen, sind zwar zahlreich. Sie sind jedoch kein Beweis im eigentlichen Sinne. Ein Beweis, sozusagen das i-Tüpfelchen der These, kann lediglich naturwissenschaftlich erbracht werden, beispielsweise durch die Lösung des Gregorianischen Kalenderproblems.

2. Das Gregorianische Kalenderproblem

Im Jahre 1582 hat Papst Gregor XIII. den Julianischen Kalender reformiert. Er korrigierte die seit Caesars Reform aufgelaufene Abweichung der kalendrischen Zählung zum Sonnenlauf, so dass das Frühlingsäquinoktium wieder auf den 21. März fiel, und führte für die Jahrhundertwenden eine zusätzliche Schaltregel ein. Das Problem der Reform besteht darin, dass die im Oktober 1582 übersprungenen 10 Ausgleichstage nicht mit dem Wert übereinstimmen, der bei gleichbleibendem Frühlingsseckpunkt 21. März hätte korrigiert werden

der bei gleichbleibendem Frühlingsseckpunkt 21. März hätte korrigiert werden müssen. Da dieser Eckpunkt im Julianischen Kalender in 128,2 Jahren um 1 Tag hinter dem astronomischen zurückbleibt, hätten es 12,7 oder aufgerundet 13 Tage sein müssen. Rechnet man die Differenz von 2,7 Tagen in Jahre um, die die Zeit zwischen den Kalenderreformen zu viel enthält, so kommt man rechnerisch auf 346 Jahre \pm 64 Jahre (\pm , da nur in ganzen Tagen korrigiert werden kann [Illig 1996, 11]). Umgekehrt: Da im Julianischen Kalender 1 zu korrigierender Tag binnen 128,2 Jahren aufläuft, müssen seit Einführung des Julianischen Kalenders 1.282 Jahre verflossen sein, was nicht bis zu Caesars Kalenderreform (-45) zurückreicht, sondern nur bis ins Jahr +300.

Die Geschichtswissenschaft antwortet auf dieses Problem mit der These, das 1. Konzil von Nicäa (325) habe den Kalendereckpunkt 21. März im Zusammenhang mit der kirchlichen Osterfestberechnung beschlossen. Im Klartext bedeutet sie, dass dieses Datum zur Zeit des Konzils und der 24. März zur Zeit der Julianischen Reform gültig waren. Illig sah dagegen die Unstimmigkeit einer Kalenderreform in der Zeit um +300, was ihn dazu führte, eine Aktion von Thron und Altar zu postulieren, mit der eine Phantomzeit zwischen Antike und Hohem Mittelalter nachträglich eingeführt worden ist. In einer vorläufigen Arbeitsthese hat er sie auf die Jahre zwischen 614 und 911 präzisiert [Illig 1996, 391].

Die Unklarheit des Eckpunktes der Julianischen Kalenderreform hängt damit zusammen, dass er nicht direkt überliefert ist. Über ihre Hauptdaten besteht zwar kein Zweifel, das des Eckpunktes ist jedoch umstritten. Ein Grund der Unklarheit ist, dass Eckpunkte zwar überliefert sind, in vielen Fällen aber nicht der zugehörige Zeitpunkt, an dem sie gültig waren. Ohne ihn jedoch sind die Angaben unvollständig und lassen keine zuverlässige Rückrechnung auf die Zeit der Reform zu. Die fehlenden Angaben lassen erkennen, dass die Eckpunktverschiebung in den ersten Jahrhunderten nach Christi weitgehend unbekannt war. Bezeichnend ist, dass der genaue Wert nicht einmal Ptolemäus bekannt war, der sich auf die Angabe des Hipparchos von Nikaia (1 Tag Abweichung in nahezu 300 Jahren) [Almagest III, 1] gestützt hat.

Um den ursprünglichen Julianischen Eckpunkt zu ermitteln, sollen in einem Ausschlussverfahren von den bis zur fraglichen Phantomzeit überlieferten Eckpunktdaten diejenigen ausgesondert werden, die, aus welchen Gründen auch immer, unvollständig sind. Da aber nur wenige vollständige Eckpunktangaben überliefert sind, soll das Augenmerk auf Daten gerichtet werden, die indirekt Hinweise auf den Eckpunkt liefern, und es sollen die des Konzils von Nicäa einmal näher betrachtet werden.

3. Die Julianische Kalenderreform

Die Reform setzte einem altrömischen Kalender ein Ende, der nicht zu übersehende Mängel aufwies. Vor Caesar hatten die Römer ein Gemeinjahr von 355 Jahre und jedes zweite Jahr einen Schaltmonat, abwechselnd mit 22 und 23 Tagen. Das ergab nach vier Jahren 1465 Tage oder eine Jahresdurchschnittslänge von **366,25** Tagen. Um halbwegs dem Sonnenjahr zu folgen, konnten die Priester beliebig ein Jahr verlängern oder kürzen. Umständlich war die Tageszählung. Ausgehend von festen Monatsdaten, den Kalenden, Iden und Nonen, erfolgte sie rückwärts. Unterschieden wurde zwischen einem Kalenderjahr und einem Amtsjahr der Konsulen, je nachdem es am 1. März oder am 1. Januar begann. Nicht nur für die Bürger war der Kalender kompliziert; nach den Worten Voltaires „siegten die römischen Feldherren immer, wussten aber nie, an welchem Tag“.

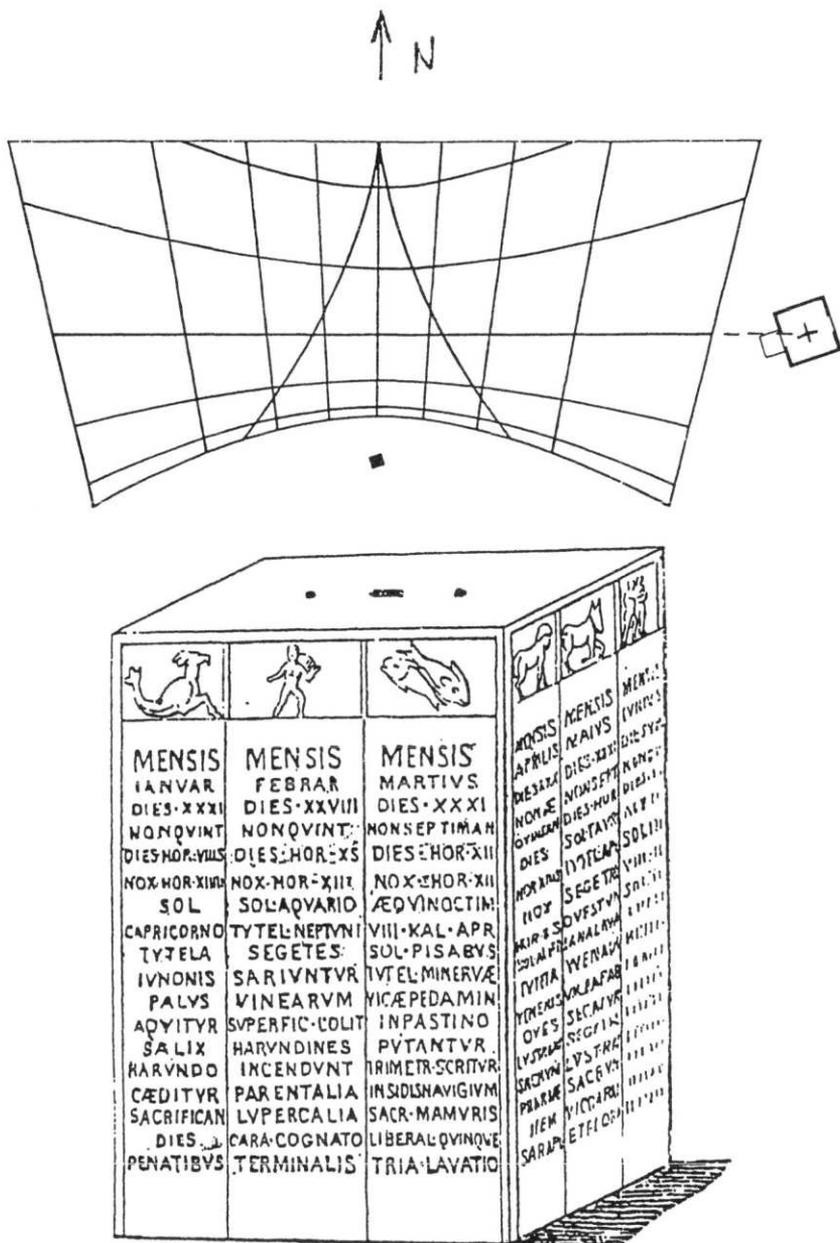
Diese Erfahrung aus dem römischen Bürgerkrieg mag der Grund dafür gewesen sein, dass Gaius Julius Caesar -46, von dem Astronomen Sosigenes aus Alexandria beraten, die nach ihm benannte Kalenderreform durchführte. Dem „annus confusionis ultimus“ fügte er 90 zusätzliche Tage hinzu, hob die Unterscheidung zwischen Kalenderjahr und Amtsjahr auf und erklärte den 1. Januar -45 zum Beginn des neuen Kalenders.

Der Julianische Kalender entsprach mit 365 Tagen und 1 Schalttag alle vier Jahre dem Ägyptischen Kalender gemäß dem Dekret von Kanopus -238. Von Ptolemaios III. erlassen, hatte er dem bis dahin geltenden Wandeljahr mit 12 Monaten à 30 Tagen und fünf Schalttagen am Jahresende in jedem vierten Jahr einen weiteren hinzugefügt; er ist von dem Nachfolger Ptolemaios IV. jedoch wieder rückgängig gemacht worden. Von dem Ägyptischen Kalender unterschied sich der Julianische durch die wechselnde Zahl der Monatstage und die Tageszählung. Caesar ließ die Monate, die 29 Tage hatten, auf 30 oder 31 Tage verlängern, um auf die Gesamtzahl von 365 Tagen (+ 1 Schalttag) zu kommen, und behielt die Tageszählung bei. Zu seinen Ehren wurde Anfang -44 der Monat Quintilis in Julius umbenannt. Kurz darauf, an den Iden des März -44, wurde er ermordet.

4. Augustus

Eine besondere Vorliebe für den Kalender hatte Kaiser Augustus (-27 bis +14): Er bestimmte die Feiertage des Jahres und ordnete eine notwendig gewordene Korrektur des Kalenders an.

In der Zeit nach Caesar hatten sich die Priester nicht an die Schaltregel der Reform gehalten, sondern statt jedes 4. jedes 3. Jahr einen Schalttag eingelegt. Bis -8 waren auf diese Weise 3 Tage zu viel geschaltet worden. Augustus korrigierte den Fehler, indem von -8 an die Schalttage einfach weg-



Das Ensemble aus Solarium und Friedensaltar des Augustus [Zeichnung Pickel]; Menologium rusticum Colotianum [Gundel 98]

gelassen wurden und erst ab +8 wieder regulär geschaltet wurde. Auf diese Weise stellte er das ursprüngliche Eckdatum wieder her. Das Kalenderproblem kann demnach mit diesem Vorfall nicht zusammenhängen.

Ein auf Augustus zurückgehendes Bauwerk ist das „solarium“, eine Sonnenuhr mit einem ägyptischen Obelisken von etwa 30 m Höhe als Gnomon (Schattenwerfer). -9 auf dem Marsfeld in Rom errichtet, wurde sie von Edmund Buchner [1982] in Teilen ausgegraben und theoretisch rekonstruiert. Etwa das gleiche Alter wie die Sonnenuhr besitzt die „ara pacis“, der Friedensaltar östlich der Sonnenuhr. Mit dem Bau dieses Altars dankte der römische Senat Augustus dafür, dass er nach einer langen Zeit der Bürgerkriege dem Volk den Frieden zurückgegeben hatte. Die Lage beider Denkmäler zueinander gibt, wie Illig [1991] erstmals ausgeführt hat, einen Hinweis auf den vor der Zeitenwende gültigen Kalendereckpunkt.

An den Äquinoktialtagen des Jahres zeigte die Schattenlinie der Uhr, geradlinig verlaufend, genau auf die Mitte des Altars [Buchner 36 f.]. Dies ist insbesondere deshalb bemerkenswert, weil der Geburtstag des Kaisers auf den 23. September fiel, den heute gültigen Herbsteckpunkt (wegen der elliptischen Umlaufbahn der Erde um die Sonne sind die Jahresviertel nicht gleich lang).

Die Lage des Altars zur Sonnenuhr hat symbolische Bedeutung. Sie brachte die gottgleiche Stellung des Kaisers dadurch zum Ausdruck, dass an seinem Geburtstag die äquinoktiale Schattenlinie auf die Mitte des Altars zeigte, und ist kaum denkbar, wäre der Geburtstag nicht mit dem Herbsteckpunkt zusammengefallen. In dieser Verbindung ist die Anlage ein impliziter Beleg für den Julianischen Eckpunkt 23. September und den korrespondierenden 21. März. Der Chronologiekritiker schrieb [Illig 1999, 51]:

„So läßt sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit behaupten, daß kurz vor der Zeitenwende die Äquinoktie auf den 23.9. gefallen ist. Nur eine Haaresbreite trennt uns von der absoluten Sicherheit“,

5. Die Kalendersteine

Die erste explizite Erwähnung der Eckpunkte des Julianischen Kalenders findet sich auf zwei römischen Kalendersteinen. Der eine, in Rom in der Nähe des Palatins gefunden und unter dem Namen „Menologium rusticum Colotianum“ im Nationalmuseum von Neapel aufbewahrt, ist ein viereckiger, ca. 65 cm hoher Steinblock. Seine vier Seiten enthalten in drei Spalten Kalenderangaben der jeweiligen Monate. Unter den Tierkreiszeichen sind eingemeißelt: Monatsname, reguläre Tagesanzahl, Datum der Nonen, Tages- und Nachtstunden, Tierkreis, Schutzgötter und Daten aus der Landwirtschaft. Enthält der Monat einen Kalendereckpunkt, so steht er unter der Zahl der Nachtstunden [Gundel 98 f.].

Der zweite Kalenderstein ist das „Menologium rusticum Vallense“. Ebenfalls in Rom gefunden, aber im 16. Jh. verschollen, geht er aus Zeichnungen von 1513 hervor. Im Unterschied zum erstgenannten sind drei Seiten mit jeweils vier Spalten beschriftet. Der Text ist, abgesehen von kleineren orthographischen Abweichungen, identisch.

Für den „Kalenderstein zu Ravenna“ und die „Ostertafel des Hippolytus“ siehe die Ausführungen von Ulrich Voigt [2005]. Laut Lewin [462] sind auf diesen Steinen keine Jahreseckpunkte vermerkt; beide stehen wohl für eine spätere Zeit.

Das Alter der beiden in Rom gefundenen Kalendersteine ist unbekannt. Die mit dem Julianischen Kalender übereinstimmenden Angaben lassen lediglich darauf schließen, dass sie aus der Zeit nach der Reform stammen. Da die Steine Hinweise für die Landwirtschaft enthalten, werden sie von Historikern auch als Bauernkalender bezeichnet.

Die Kalendersteine geben folgende Eckpunkte an: 25. März, 24. Juni und 24. September [Long 104 ff.]. Sieht man einmal von dem Solstitium ab, das schwieriger zu messen ist, so sind die Äquinoktien widersprüchlich. Das des Frühlings spricht in der Tendenz gegen, das des Herbstes für die Phantomzeit. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären?

Ein einfache Rechnung zeigt, dass ein Eckpunkt gemessen und der andere mit Hilfe einer symmetrischen Aufteilung der Jahreszeiten errechnet worden ist. Addiert man zu dem Frühlings Eckpunkt 25. März die Hälfte der Jahrestage und rundet das Ergebnis auf, so kommt man auf den korrespondierenden Eckpunkt 24. September. Umgekehrt kann es aber auch sein, dass der Herbst Eckpunkt gemessen und nach ihm der des Frühlings berechnet worden ist. Welcher Eckpunkt ist nun der gemessene und kann als zuverlässig gelten?

In Anbetracht der damaligen Sonnenuhr-Messungen spricht das stabilere Wetter des Herbstes eher für den Herbst Eckpunkt. Da die Überlieferungen aber keinen Hinweis auf den gemessenen Eckpunkt enthalten, müssen beide Eckpunkte, um einen Irrtum auszuschließen, ausgesondert werden. Dies gilt in gleicher Weise für die mit ihnen übereinstimmenden Überlieferungen des Columella [XI, 2] und Plinius d. Ä. [XVIII].

6. Ptolemäus

Wenn von der Astronomie des Altertums die Rede ist, denkt man an Ptolemäus von Alexandria (ca. 100–170), den Verfasser des *Almagest*. Dieses Werk enthält, auf der Grundlage des damals geltenden geozentrischen Weltsystems, eine umfassende Beschreibung der Erscheinungen des Sternenhimmels. Ptolemäus gilt als der größte Astronom des Altertums, weil er die Theorie der Planetenbewegungen verbessert und das System umfassend beschrieben hat.

Gemäß der vermeintlich exzentrischen Bahn der Sonne um die Erde gibt Ptolemäus im *Almagest* gemessene Eckpunkte sowohl des Frühlings als auch des Herbstes an. Er schreibt:

„Wir haben gefunden, dass das im 463ten Jahr nach dem Tod Alexanders [-323] eingetretene Frühlingsäquinoktium am 7. Pachon etwa eine Stunde nach Mittag stattgefunden hat“.

Für den Herbsteckpunkt des gleichen Jahres gibt er den „9. Athyr, etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang“ an [Ptolemäus III,1; Manitius 142 f.].

Ptolemäus hat seine Zeitangaben auf den Alexandrinischen Kalender bezogen, der mit den Daten des Dekrets von Kanopus identisch ist. Dabei muss man berücksichtigen, dass dieser Kalender in einem Punkt von den meisten Überlieferungen des Alexandrinischen Kalenders abweicht. Der Unterschied ist der Jahresanfang 1. Thot, als den Ptolemäus den 19. Juli des heliakischen Siriusaufgangs der Ägypter verwendet hat, im Gegensatz zum 29. August anderer Autoren [Ginzel I, 193, 224].

Auf den Julianischen Kalender umgerechnet, ergeben die Daten als Eckpunkte den 22. März und 25. September. Rechnet man die Werte auf den Zeitpunkt der Reform zurück und den Herbsteckpunkt auf den des Frühlings um, so erhält man den 20½. und den 21½. März. Die Werte weichen zwar um 1 Tag voneinander ab, beiden entspricht jedoch eine deutliche Phantomzeit. Aus ihnen geht als Mittelwert der 21. März hervor.

Aus den Abweichungen der Überlieferungen kann eine minimal denkbare Phantomzeit errechnet werden. Ausgangspunkt ist der höhere Wert des Frühlingseckpunktes, also der 21½. März. Als zweiter Wert soll der Siriusaufgang 20. Juli eingesetzt werden, der, neben dem mehrheitlich überlieferten 19. Juli, von Censorinus genannt wird [Ginzel I, 188]. Die von Ptolemäus angegebene Tageszeit bei Sonnenaufgang, die das Ergebnis erhöhen würde, soll hier einmal weggelassen werden. Die Werte ergeben als Phantomzeit minimal

$$[12,7 - (21,5 - 21) - (20 - 19) - 10] \times 128,2 = 152 \text{ [Jahre]}$$

Ptolemäus erwähnt auch den von Hipparchos -146 gemessenen Frühlingseckpunkt 27. Mechir / 24. März. Dabei gibt er zu erkennen, dass er ihn für falsch hält [Manitius 142]. Denkbar ist, dass der Fehler nicht auf die Messung, sondern auf die problematische Umrechnung von dem griechischen Mondkalender über das ägyptische Wandeljahr auf den Alexandrinischen Kalender zurückzuführen ist.

7. Das 1. Konzil von Nicäa, 325 n. Chr.

Der Julianische Eckpunkt hängt selbstverständlich nicht von dem Beschluss eines Konzils ab. Korrekt müsste die These der Geschichtswissenschaft lauten, dass der Eckpunkt 21. März zur Zeit des Konzils von Nicäa gültig war und im Rahmen der kirchlichen Osterfestberechnung überliefert ist.

Um von der Osterfestberechnung eine ungefähre Vorstellung zu geben, sei erwähnt, dass sie traditionell noch heute nach der so genannten Dreifachregel erfolgt: Das Fest wird am ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond nach Frühlingsanfang gefeiert. Als Mondzyklus hat sich der auf den Griechen Meton zurückgehende, 19-jährige Zyklus durchgesetzt. Über die Osterfestberechnung des Konzils ist lediglich ein Brief an die Kirche von Alexandria und ein Rundschreiben an die Bischöfe überliefert. Der Inhalt beider Dokumente bezieht sich ganz allgemein auf die Bemühungen des Kaisers Konstantin, die Berechnung innerhalb der Kirche zu vereinheitlichen. In ihnen wird der Frühlingsseckpunkt mit keinem Wort erwähnt [Schmid 52 ff.; vgl. Illig 1999, 57-63; Frank 2005].

Auf die Osterfestberechnung des Konzils von Nicäa weist die Vorrede der Ostertafel des Dionysius Exiguus hin, die dieser 525 im Auftrag des Papstes Johannes I. erstellte und die die Ostertafel des Kyrillos von Alexandria weiterführte. Als 95-jährige Tafel basierte sie – wie ihr Vorläufer von Philocalus – auf der Inkarnationsära mit der Geburt Christi als Epoche (=Beginn), dem 19-jährigen Zyklus und einem Frühlingsseckpunkt 21. März. In der Vorrede führte Dionysius ihre Berechnung auf einen

„unumstößlichen Beschluss der nizänischen Väter zurück, der nicht so sehr durch die Wissenschaft, als vielmehr durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes zustande gekommen sei“ [Schmid 100 f.].

Dieser Satz des Dionysius, im Sinne des 21. März der Zeit des Konzils verstanden, ist eine Sache des Glaubens.

Rechnet man den 21. März des Jahres 1582 der Gregorianischen Kalenderreform gemäß den 10 Ausgleichstagen zurück, so kommt man etwa auf die Zeit des Konzils. Diese Rechnung scheint die Nicäa-These zu bestätigen. Bei näherer Betrachtung jedoch stellt sich heraus, dass sie keine Phantomzeit enthält, d.h. sie setzt voraus, dass es keine gibt. Es ist der klassische Fall eines Zirkelschlusses.

Auf das Konzil von Nicäa bezieht sich ein Brief des Papstes Leo I. an den Kaiser Marcian von 453, der letztlich zum Julianischen Eckpunkt führt. In ihm heißt es, dass

„die heiligen Väter (des Konzils von Nicäa) die Sorge um den Ostertermin dem Bischof von Alexandria übertragen hätten, weil bei den Ägyptern die Kenntnis jener Berechnung von alters her überliefert sei; der alexandrinische Bischof soll den Ostertermin jährlich dem apostolischen Stuhl mitteilen, der ihn an die übrigen Kirchen weiterleiten würde“ [Schmid 120 f.].

Von Alexandria stammte Anatolius, ab 268 Bischof von Laodizäa, der eine maßgebende Schrift über die kirchliche Osterfestberechnung verfasst hat, den *liber de ratione paschali*. In Kapitel 2 dieser Schrift umschreibt Anatolius

den Frühlingseckpunkt als „Neumond des ersten (kirchlichen) Monats im Jahr, der Anfang des ganzen 19-jährigen Zyklus“. Der griechische Text des Eusebius gibt für ihn den „26. Phamenoth nach den Ägyptern, den 22. Dystros nach den Makedoniern und den XI. Kal. Apr. = 22. März nach den Römern“ an [Strobel 3]. Diese Angabe stimmt mit der des Ptolemäus überein.

8. Resümee

Die aus den zahlreichen Widersprüchen der Epoche um Karl d. Gr. abgeleitete These, dass es sich um eine Phantomzeit und bei der Gestalt Karls um eine Legende handelt, wurde durch die für die Lösung des Kalenderproblems naturwissenschaftlich verwertbaren Überlieferungen des Julianischen Eckpunktes bestätigt.

- Zunächst einmal wurden mit Hilfe eines Ausschlussverfahrens die unvollständigen Angaben des Eckpunktes ausgesondert. Was die Daten der Kalenderstein-Gruppe betrifft, so wurde festgestellt, dass von ihren Frühlings- und Herbsteckpunkten der eine gemessen, während der andere symmetrisch berechnet worden ist; welcher Eckpunkt gemessen worden ist, geht aus den Überlieferungen nicht hervor.

- Von den überlieferten Eckpunkten konnten allein die Messungen des Ptolemäus zweifelsfrei auf die Zeit der Julianischen Reform zurückgerechnet werden. Die Werte von Frühling und Herbst differieren zwar um einen Tag; beiden entspricht jedoch eine deutliche Phantomzeit. Der Mittelwert beider Messungen ergab den Julianischen Frühlingseckpunkt 21. März und eine nominelle Phantomzeit von 346 ± 64 Jahren. Eine zweite Rechnung, welche die ungünstigeren Werte der Überlieferung zugrunde legte, ergab einen Minimalwert von 152 Jahren.

- Das Frühlingseckdatum 22. März des Anatolius von Alexandria enthält zwar keine Jahresangabe. Es liegt jedoch nahe, dass Anatolius sich bei seiner Angabe auf die gleichlautende Messung seines Landsmanns Ptolemäus bezogen hat. In diesem Sinne bestätigt es sie.

- Eine weitere, implizite Bestätigung der Messungen des Ptolemäus ist die Sonnenuhr des Augustus. An den Äquinoktialtagen des Frühlings und Herbstes zeigte die Schattenlinie der Uhr mittig auf den dem Kaiser geweihten Friedensaltar. Diese Beziehung kann symbolisch nur in der Weise gedeutet werden, dass der kaiserliche Geburtstag am 23. September mit dem zu der Zeit gültigen Herbsteckpunkt identisch war.

Die Daten des Konzils von Nicäa, von der Geschichtswissenschaft gegen die Phantomzeit angeführt, können lediglich als Glaubensdokumente gelten. Unter naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten haben sie keinen Bestand. Das Manko echter Daten von Nicäa spricht im Grunde für die Phantomzeit.

Die wissenschaftlich verwertbaren Überlieferungen weisen mit unterschiedlichem Gewicht übereinstimmend auf den 21. März als Eckpunkt der Julianischen Kalenderreform hin und verifizieren mittels der Eckpunktverschiebung Illigs Phantomzeit-These von rund 300 Jahren. Zentraler Inhalt dieser fiktiven Zeit ist die Geschichte von „Karl dem Großen“: das Produkt von Urkundenfälschungen. Es ist unbestritten, dass sie als Vorbild erfolgreicher Politik gedient und die Geschichte des Abendlandes maßgebend bestimmt hat.

Das Ergebnis macht eine Revision der Geschichtsschreibung notwendig, angesichts der vielen Fälschungen über jene Zeit keine leichte Aufgabe. Von der Geschichtswissenschaft kann man daher nicht erwarten, dass sie alle Details aufklärt. Es sollte jedoch selbstverständlich sein, dass sie die Daten verwandter Gebiete wie die der Archäologie und Architektur in ihre Untersuchungen gleichberechtigt mit einbezieht.

Literatur

- Bleicken, Jochen (1998): Augustus; Berlin
Buchner, Edmund (1982): Die Sonnenuhr des Augustus; Mainz
Cancic, Hubert (1997): Der Neue Pauly; Stuttgart · Weimar
Columella (1972): De re rustica (Hg. Ahrens); Berlin
Frank, Werner (2005): 21. März – Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; in: *Zeitensprünge* 17 (1) 4-14
Ginzel, F.K. (1914): Handbuch der Chronologie I-III; Leipzig
Gundel, H. (1992): Zodiakos; Mainz
Illig, Heribert (1991): Augustus auf dem Prüfstand; in: *Zeitensprünge* 3 (2) 43-49
- (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht?; München
Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräfelting
Lewin, Karl-Heinz (2005): Komputistik contra Phantomzeitthese. Führt der Computus Paschalis die Phantomzeitthese ad absurdum?, in: *ZS* 17 (2) 455-464
Long, Charlotte (1987): The twelve Gods of Greece and Rome; Leiden
Manitius, Karl (1963): Ptolemäus. Handbuch der Astronomie I; Leipzig
Plinius Secundus (1995): Naturalis historia (Hg. König); München
Ptolemäus, Claudius (1986): Almagest (Hg. Kunitzsch); Wiesbaden
Schmid, Josef (1905): Die Osterfestfrage auf dem ersten oekumenischen Konzil von Nizäa, ThSLG 13; Wien
Strobel, August (1984): Text zur Geschichte des frühchristlichen Osterkalenders (LQF64) Ms 1984; Wien
Voigt, Ulrich (2005): Über die christliche Jahreszählung; in: *Zeitensprünge* 17 (2) 420-455

Dipl.-Ing. Hajo Pickel

Aufhellung um Caesars Frühlingspunkt Das republikanische Rom ohne fixe Chronologie

Heribert Illig

Erfreulicherweise hat Hajo Pickel zwei weitere Kalendersteine ins Spiel gebracht. Von ihnen ausgehend lassen sich mehrere Sachverhalte klären.

Der noch erhaltene Stein wird *Menologium rusticum Colotianum* genannt und dürfte gemäß Malitz [8] aus dem +1. Jh. stammen. Die auf ihm fixierten drei Jahreseckpunkte sind laut Pickel der 25.3., der 24. 6. und der 24.9. Die lateinische Originalschreibweise lautet „VIII kal. April.“, „VIII. kal. Iul.“ und „VIII. kal. Oct.“, wie Graßl [2004] mitteilt und Malitz [7] allgemein um „VIII. kal. Dec.“ ergänzt (Abb. S. 200 f.). Man erkennt unmittelbar, dass diese Daten mnemotechnisch gestaltet, also nicht primär am astronomischen Lauf der Gestirne orientiert sind. Das ist bereits ein wichtiger Hinweis. Doch Jürgen Malitz bringt in seinem fundierten Artikel eine weitere Beobachtung:

„Caesar hat mit seiner Arbeit am Kalender die angewandte Astronomie in Rom heimisch gemacht.

Caesar setzte der Anwendung rein wissenschaftlicher Prinzipien allerdings auch Grenzen, um die Widerstände gegen die Reform gering zu halten. So lassen einige Angaben in Plinius' XVIII. Buch vermuten, daß Caesars Berater Sosigenes durchaus in der Lage gewesen ist, astronomisch korrekte Angaben über die einzelnen Jahrpunkte zu machen – gemeint sind damit die Wintersonnenwende, die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings, die Sommersonnenwende sowie die Tag- und Nachtgleiche des Herbstes. Caesar hat im Unterschied zu seinem astronomischen Berater Wert darauf gelegt, die Jahrpunkte seines neuen Jahres, das doch zehn Tage mehr als das alte hatte, **wie bisher** auf den achten Tag vor den Kalenden (a. d. VIII Kal.) zu setzen. Die Abstände zwischen den einzelnen Jahrpunkten entsprachen damit sehr genau den Abständen des vorcaesarischen Kalenders und betonten die Kontinuität der römischen Zeitrechnung“ [Malitz 7; Hvhg. H.I.].

Das ist eine überaus wertvolle Information. Demnach hat Caesar aus dem vorjulianischen Kalender die vier traditionellen VIII.-Kalenden-Zahlen übernommen; doch mit der astronomischen Situation seiner Zeit haben sie nichts zu tun. Und vor Caesar hat es sich genau so wenig um wirkliche Jahreseckpunkte gehandelt: Damals hatte das römische Gemeinjahr nur 355 Tage, dem jedes zweite Jahr ein Schaltmonat mit 22 bzw. 23 Tagen eingefügt wurde. Innerhalb des zu kurzen Gemeinjahres kamen die Eckpunkte zu früh, innerhalb der



Menologium rusticum Colotianum, +1. Jh., Neapel [Graßl 22]

Capricornus	Aquarius	Pisces	Aries	Taurus	Gemini
mensis	mensis	mensis	mensis	mensis	mensis
Ianuar.	Februar.	Martius	Aprilis	Maius	Iunius
dies XXXI	dies XXVIII	Dies XXXI	dies XXX	dies XXXI	dies XXX
non quint.	non quint.	non septiman.	nonae	non septim.	non quint.
dies hor. VIIIISΞ	dies hor. XSE	dies hor. XII	quintan.	dies hor. XIIS	dies hor. XV
nox hor. XIIIISΞ	nox hor. XIIIΞ	nox hor. XII	dies	nox hor. VIIIIS	nox hor. VIII
Sol	Sol aquario.	aequinoctium	hor. XIIS	Sol tauro	Solis institium
Capricorno	Tutel. Neptuni	VIII kal. April.	nox	Tutel. Apollin.	VIII kal. Iul.
Tutela	Segetes	Sol piscibus	hor. XS	Seget. runcant.	Sol geminis
Iunonis	sariuntur	Tutel. Minervae.	Sol ariete	oves tundunt	Tutela
Palus	Vinearum	Vineae pedamin.	Tutela	lana lavatur	Mercuri.
aquitur,	superfic. colit.	in pastino	Veneris	iuvenci domant.	Faeniscium
salix	Harundines	putantur,	oves	vicea pabular.	viniae
harundo	incendunt.	trimestr. seritur	lustrantur	secatur	occantur
caeditur.	Parentalia	Isidis navigium	sacrum	segetes	sacrum
Sacrificant	Lupercalia	sacr. Mamurio	Phariae	lustrantur	Herculi
dis	cara cognatio	Liberal., Quinquatria, lavatio.	item	Sacrum Mercur.	Fortis
Penatibus.	Terminalia.		Sarapia.	et Florae.	Fortunae.

Abschrift des Menologiums für die ersten sechs Monate des Jahres, mit den beiden VIII.-Kalenden-Daten für Äquinoktium (Tagundnachtgleiche) und Solstitium (Sonnenwende) [Graßl 23]

Schaltjahre mit ihren 377 bzw. 378 Tagen zu spät. Die allzeit möglichen Kürzungen oder Streckungen der Jahreslänge (sog. Interkalationen) durch die Pontifices taten ein Übriges.

Anzufügen ist, dass neben diesem Kalenderstein im -1. und +1. Jh. nur noch Columella gegen +60 den Frühlingspunkt nennt und zwar den 25.3. [vgl. Liste bei Illig 1999, 52], aus dem „die Plazierung von Caesars Jahrpunkten“ errechnet worden ist [Malitz, Fußn. 105].

Caesars Übergang vom Mondjahr auf Sonnenjahr

Erstaunlicherweise war das römische Jahr vor Caesar ein Mondjahr, ohne dass die Monatslängen dem Mondlauf entsprochen hätten. Dafür hätte es den Wechsel zwischen 29 und 30 Tagen gebraucht – die republikanischen Römer wechselten jedoch zwischen Monaten mit 29 und 31 Tagen. Erst Caesar hat die verschiedene Monate verlängert, um ein Sonnenjahr mit 365 Tagen (respektive durch den Schalttag mit 365,25 Tagen) festzulegen [nach Ekruitt 48]:

Martius	31	Quintilis (Juli)	31	November	29 → 30
Aprilis	29 → 30	Sextilis (August)	29 → 31	Dezember	29 → 31
Maius	31	September	29 → 30	Januarius	29 → 31
Junius	29 → 30	Oktober	31	Februarius	28.

Hier ist nicht nur einfach eine Harmonisierung der verschiedenen Monatslängen erfolgt: Diese

„zusätzlichen Tage wurden von Caesar so auf die zwölf Monate des Jahres verteilt, daß es zu keiner Änderung der Rechtsstellung einzelner Tage und der Positionen von Festtagen innerhalb der Monate kam. Gegenüber der Öffentlichkeit wurde die Rücksicht auf sakrale Konventionen offenbar sehr betont; dieses Entgegenkommen war eine Grundbedingung für den Erfolg der Reform, die Caesar bewußt gewesen sein muß“ [Malitz 6].

Wir erkennen sofort, dass von den vier Monaten der Jahreseckpunkte nur der März unverändert geblieben ist, also nur noch die Aussage „8. Kalenden des April“ denselben Tag bezeichnete. Aber auch das war nur scheinbar so, hatte Caesar doch die Jahresviertel (jeweils ab den Kalenden) ganz unterschiedlich verlängert:

1. Quartal (Dezember – Februar) um 4 Tage
2. Quartal (März – Mai) um 1 Tag
3. Quartal (Juni – August) um 3 Tage
4. Quartal (September – November) um 2 Tage.

Daraus ist zwingend zu schließen: Der 25.3. war für Caesar mitnichten ein astronomisch bestätigtes Datum, sondern lediglich ein Zugeständnis an alte Bräuche. Warum die Römer sich auf die 8. Kalenden und nicht beispielsweise auf die 12. Kalenden festgelegt haben, wird dadurch nicht erhellt. Ich habe

aber bereits darauf hingewiesen, dass der 25.12. und damit die 8. Kalenden des Januars den Christen als Geburt Jesu bekannt war, doch dieses Datum über das Fest des Sol invictus [Frank 2005, 653] auf den Mithraskult zurückzuführen ist – ergo auch eine Rückrechnung zulässt, wann der Mithraskult diesen Festtag gewählt hat: Eine Differenz von 4 Tagen ergibt in der Multiplikation mit 128,2 (Anzahl der Jahre, nach denen die Präzession eine Abweichung um 1 Tag ergibt) grob gerundet 500 Jahre, also für den Mithraskult die mögliche Festeinführung ein halbes Jahrtausend vor Caesar [Illig 2002]. Das Fest selbst wurde nach der Zeitenwende römischer Staatsfeiertag.

Zurückkommend auf Caesars Reform bedeutet dies: Columellas Angabe der Jahreseckpunkte hat für Caesar und Augustus, die uns beide die Jahreseckpunkte nicht übermittelt haben, keine astronomische Bedeutung.

Doch wie positionierte Caesar den maßgeblichen Frühlingsspunkt und den an ihn gekoppelten, bereits vor ihm genannten Jahresbeginn zum 1. Januar [Malitz, Fn. 78] ins astronomische Jahr? Er konnte beide durch die Anzahl an Tagen bestimmen, mit denen er das letzte vorreformatorische Jahr (*annus confusionis ultimus*) auffüllte. Malitz kennt hier Details und Schwächen: Zunächst ist der Überlieferungsstand dürftig. Die wertvollsten Überlieferungen stehen bei Plinius d. Ä. (23–79), Censorinus (sein Werk von +238) und Macrobius (der zwischen 395 und 423 „blühte“) – allesamt Autoren, die Caesars Zeit fern standen [Malitz 6].

Caesar entschied sich für den Einschub von insgesamt 90 Tagen, aufgeteilt auf einen Schaltmonat von 23 Tagen im Februar und zwei überlange Monate von zusammen 67 Tagen vor Jahresende. „Die Ermittlung der 67 Tage war das Hauptproblem für Caesars Astronomen“ [Malitz, Fn. 79]. Weiter ist unsicher, ob das erste Reformjahr, -45, bereits ein Schaltjahr war [Malitz 6 u. Fn. 35]. Die Fähigkeiten des Sosigenes, den Pickel wie ich für einen Alexandriner hielt, obwohl das nur wahrscheinlich, aber nicht beweisbar ist [Malitz 5], wirken widersprüchlich.

„Er hat sich in insgesamt drei aufeinanderfolgenden Schriften über die Berechnung des Kalenders geäußert und sich dabei stets korrigieren müssen.“

Plinius „bezieht Sosigenes’ Selbstzweifel auf die Berechnung des ‚richtigen‘ 1. Januar des ersten caesarischen Jahres; es ist auch schwer vorzustellen, welches andere Problem Sosigenes so verunsichern konnte“ [Malitz 4 u. Fn. 51].

Andererseits darf man davon ausgehen, dass er sehr wohl die Jahreseckpunkte bestimmen konnte (Eingangszitat [Malitz 7]), zumal die Präzision der damals zur Verfügung stehenden Geräte hoch war – siehe die zahnradbestückte Rechenmaschine von Antikythera, die auf -80 datiert wird [Malitz, Fn. 58]. Über

Plinius lässt sich vermuten, dass Sosigenes die hipparchischen Jahreseckpunkte vorzog [Malitz, Fn. 104]. Das lässt aufhorchen, nennt doch Hipparch als Frühlingspunkt den 23.3. [Unger 748] oder – nichts in diesem Bereich scheint eindeutig – den 24.3., den er -146 selbst gemessen hat [Websters]! Da Hipparch ca. 190–120 lebte und seine Messungen ca. 100 Jahre vor Caesars Reform anstellte, bürgt er (respektive die Präzession) dafür, dass bei einer Messung um -45 der Frühlingspunkt für den 22.3. [vgl. Illig 1999, 52] oder der 23.3., aber nicht für den 25.3. festgestellt worden ist (jeweils ± 1 Tag). Sosigenes scheint also geschwankt zu haben zwischen dem alexandrinischen 21.3. und dem römischen 25.3., der Caesar aus pragmatischen Gründen am Herzen lag. (Anzumerken ist, dass der 21.3. alexandrinischer Tradition entstammt und in griechischen oder ägyptischen Kalenderdaten, aber nicht in der vertrackten römischen Zählweise ausgedrückt und tradiert worden sind; obige Betrachtungen treffen nicht auf sie zu.) Später, ab Beda Venerabilis und anderen Autoren, wurden beide Daten simultan für den Frühlingspunkt genannt [vgl. Illig 1999, 53 f.].

Das ermöglicht folgende Interpretation: Caesar wollte (so wenig wie Augustus) die Jahreseckpunkte öffentlich festlegen, weil er zu ihrer Fixierung den astronomischen 21.3. nutzte, dem Volk aber weiterhin seinen 25.3. in Form der VIII. Kalenden beließ. (Augustus führte erst -9 den Iulianischen Kalender in der östlichen Reichshälfte ein, ohne in den erhaltenen Dekreten einen Jahreseckpunkt zu nennen.) Diese trickreiche Lösung mit zwei verschiedenen Daten blieb für spätere Zeiten undurchschaubar.

Bislang lief die Argumentation unserer Gegner so: Zurückrechnend von der Gregorianischen Reform 1582 mit ihrer Neufestsetzung des Frühlingspunktes auf den 21.3. ergibt sich gegen +300 die Notwendigkeit einer Fixierung dieses 21.3. Sie hat man ohne Beleg dem 1. Konzil von Nicäa, 325, zugeschrieben. Weiter bis Caesar zurückrechnend ergab sich für die Zeit seiner Reform ein Frühlingspunkt am 24.3. Durch Columellas 25.3. fühlte man sich bestätigt (s.o.).

Zunächst ist von mir Nicäa als „Konstrukt“ erkannt worden [Illig 1999, 57-63], was Frank [2002] untermauert hat. Gleichzeitig ist die Fragwürdigkeit jenes caesarischen 25.3. hervorgehoben worden [Illig 1999, 52-55], die jetzt weiter aufgedeckt und deren Ursache – Akzeptanz von Caesars Reform – motiviert wurde. Columellas Unterstützung ist keine: Er hätte den 23.3. nennen müssen, um damit für Caesar den 24.3. als Jahreseckpunkt zu ermöglichen. Darüber sah man großzügig hinweg, weil der 25.3. so erfreulich nahe an dem von heute aus rückgerechneten 24.3. lag. Sosigenes' Zweifel und sein wahrscheinlicher Rückgriff auf Hipparch sprechen viel deutlicher für einen damals gewählten 21.3.

So bestätigt sich noch deutlicher: Von dem Konstrukt 1582 (Gregor) →

325 (Nicäa) → -45 (Caesar) bleibt nur Gregors Reformjahr 1582 erhalten. Nach Franks Recherchen vor Ort [2005] wurde damals die Zahl der zu überspringenden Tage keineswegs primär mittels astronomischen Beobachtungen oder gemäß einem Konzilsbeschluss von Nicäa festgelegt, sondern erst nach Prüfung zahlreicher Gutachten mit zum Teil ganz anderen Präferenzen. Zurückkommend auf Pickels vorangehende Beobachtungen ist festzustellen, dass der erste Punkt seines Resümees präzisiert und zu einem weiteren Argument ausgebaut werden konnte.

Hat Roms republikanischen Kalender eine Basis ?

Wichtig ist folgender Hinweis durch Malitz: Wir wissen über die von den Pontifices durchgeführten zusätzlichen Schaltungen (Interkalationen) nur ungenügend Bescheid. Sie wurden in römischen Quellen gelegentlich kommentarlos erwähnt [Malitz, Fn. 12], häufig sind sie uns gar nicht bekannt. So lässt sich der Gang des römischen Kalenders vor Caesar nicht über die Schriftquellen zurückverfolgen, sondern nur über zwei bei Livius berichtete Finsternisse. Dabei treten rätselhafte Verwerfungen auf. Die Sonnenfinsternis vom 14.3. -190 (als julianisches Datum rückgerechnet) fiel laut Livius auf den 11.7., also lief der Kalender „der astronomischen Zeit um rund vier Monate voraus“ [Malitz 2]. Die auf den 21.6. -168 rückgerechnete Mondfinsternis berichtet Livius für den 3.9. desselben Jahres;

„damals war der Kalender also um rund zweieinhalb Monate der wirklichen Jahreszeit voraus. Aus der übrigen literarischen Überlieferung geht hervor, daß der Kalender in den Jahren 149, 101 und wohl auch noch 66 mit der wirklichen Jahreszeit im großen und ganzen übereingestimmt haben dürfte. Spätestens seit den sechziger Jahren hat sich das geändert, denn Caesar mußte im Jahre 46 neunzig zusätzliche Tage einsetzen, um den Gleichstand des römischen Jahres mit dem Sonnenjahr zu erreichen“ [Malitz 2].

Demnach wären zwischen -66 und ca. -50 etwa vier Schaltmonate (à 22 bzw. 23 Tage) von den Pontifices gestrichen worden. Derart drastische Willkür wurde bislang damit erklärt, dass die Priester bei Wünschen nach Amtsverlängerung oder auch -kürzung nach Lust und Laune die Jahreslänge manipuliert hätten [vgl. Malitz 2 f.]. Anders war nicht erklärbar, dass der Kalender einmal 120, dann 75 Tage voraus war, dann 100 Jahre lang im Lot blieb, um plötzlich 90 Tage zurückzuhängen.

Die Phantomzeitthese ermöglicht eine andere Erklärung: Liegt die Römerzeit rund 300 Jahre näher an der Gegenwart, sind von der Archäoastronomie bislang die falschen Finsternisse zur Eichung benutzt worden! Bei Wahl der richtigen Finsternisse kann ein Hinweis auf die Länge der Phantomzeit gewonnen werden.

Für -190 ist klar, dass der Katalog der Sonnenfinsternisse [Mucke/Meeus] keine für den „quintum idus Quinctiles“ von Livius kennt, sondern nur die vom 14.3. So setzte man die beiden identisch, ob durch Malitz [2] oder Bickerman [46] oder z.B. durch Kurt Scheuerer in seiner home-page:

"Bei quintum idus Quinctiles muss es sich also (astronomisch gesehen) um den 14. März 190 v.Chr. handeln" [Scheuerer].

Dieser Sachverhalt ist den Leser vielleicht noch bekannt. Denn in der Zeitschrift *Archäologie in Deutschland* wurde eine Diskussion über die mittelalterliche Phantomzeit geführt, bei der allein ich archäologische Argumente vorbrachte, während die Gegenseite mit astronomischen Argumenten dilettierte. Damals wollten Janine Fries-Knoblach und Burkhard Fricke ausgerechnet mit dieser Sonnenfinsternis von -190 die konventionelle Chronologie retten, ohne auch nur zu bemerken, dass die Rückrechnung Monate von Livius' Datum entfernt lag. Meine Richtigstellung wurde 'selbstverständlich' nicht von der Zeitschrift gedruckt, sondern die für alle Beteiligten der Gegenseite blamable Diskussion eingestellt. Insofern konnte ich nur in den *Zeitensprüngen* darüber informieren [vgl. Illig 2000, 281 f.].

Erst Malitz hat ausgesprochen, dass die gesamte vorcaesarische Chronologie der Römer an dieser Sonnenfinsternis hängt. (Bickerman [46] schildert denselben Sachverhalt, ohne hervorzuheben, dass die beiden Finsternisse die einzigen Anker sind, die den damaligen Kalender halten.) Dazu war die enorme Differenz zwischen Livius und heutiger Rückrechnung mit ansonsten unbeweisbaren Interkalationen römischer Priester zu motivieren. Doch das wäre eleganter möglich, indem man eine Phantomzeit nach der Antike akzeptiert. Dann finden sich sofort passende Finsternisse: etwa die vom 3.8. +110 (Abstand 299 Jahre) oder die vom 1.6. +113 (Abstand 302 Jahre). Ihre Monatsdaten liegen viel dichter am 11.7. des Livius, verlangen also keine unmäßigen Sonderkorrekturen durch römische Priester. (Zur Verdeutlichung: Das vorcaesarische Jahr hatte im Schnitt 366,25 Tage; s. Pickel S. 191), war also pro Jahr um 1 Tag zu lang – ein erschreckend schlechter Wert. Aber er genügt keinesfalls, um die Differenz zwischen -190 und -168 entsprechend 22 Korrekturtagen mit 45 eingeschobenen Tagen zu erklären. Offensichtlich musste hier angeblicher priesterlicher Missbrauch dafür herhalten, unsere zu lange Zeitachse zu kaschieren.

So stiftet die Phantomzeitthese nicht nur im Mittelalter Sinn.

Literatur

Bickerman, Elias J. (1980): *Chronology of the Ancient World*; London

Ekrutt, Joachim (1972): *Der Kalender im Wandel der Zeiten*; Stuttgart

Frank, Werner (2002): Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlings-Tagundnachtgleiche auf den 21. März zurück-

- zuholen?; in: *Zeitensprünge* 14 (4) 646-655
- (2005): 21. März – Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; in: *Zeitensprünge* 17 (1) 4-14
- Graßl, Herbert (2004): Der Einfluß der Griechen und Etrusker auf die römische Religion; in: www.eduhi.at/dl/Roemische_Religion.doc
- Illig, Heribert (1999): Wer hat an der Uhr gedreht?; München
- (2000): Siedlungsarchäologie und chronikale Schwächen. Zur laufenden Phantomzeit-Debatte; in: *Zeitensprünge* 12 (2) 281-295
- (2002): Nachbemerkung zum 25.12.; in: *Zeitensprünge* 14 (4) 655
- Malitz, Jürgen (1887): Die Kalenderreform Caesars. Ein Beitrag zur Geschichte seiner Spätzeit; in: *Ancient Society* 18, 1987, 103-131 (am 2.2.1998 ins Netz gestellt; Seitenangaben entsprechend Internet-Paginierung:
<http://www.gnomon.ku-eichstaett.de/LAG/kalender.html>
- Mucke, Hermann / Meeus, Jean (²1992): Canon of Solar Eclipses -2003 to +2526; Wien
- Pickel, Hajo (2006): Karl der Große und das Gregorianische Kalenderproblem; in: *Zeitensprünge* 18 (1) 189-200
- Scheuerer, Kurt (.J.): Zeitangaben in der römischen Republik; in:
www.bingo-dev.de/~ks451/antike/zeit-01.htm
- Unger, Georg (1892): Chronologie; Teil F der 1. Hälfte des 1. Bandes des Handbuchs der klassischen Altertums-Wissenschaft in systematischer Darstellung: Einleitende und Hilfsdisziplinen (Hg. Iwan von Müller); München
- Websters = www.websters-online-dictionary.org/Hi/Hipparchus.html

Tyrannosaurus rex und seine taufrischen Blutgefäße

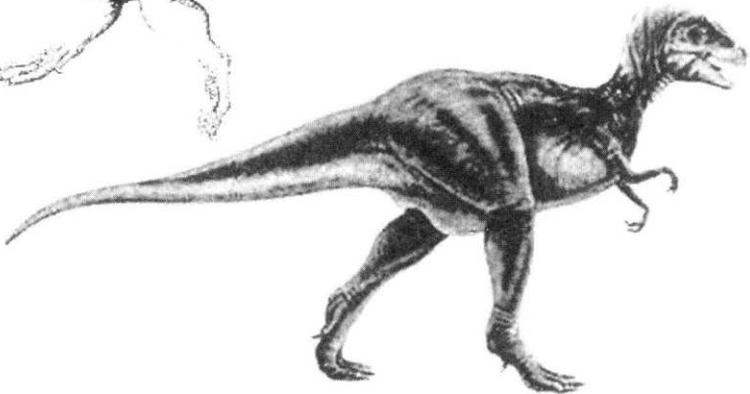
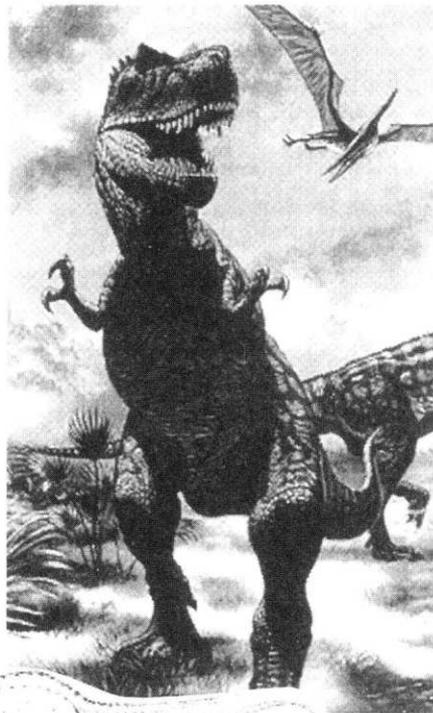
Gunnar Heinsohn

„Noch vor zehn Jahren hätte niemand geglaubt, dass organische Moleküle aus der Kreidezeit [68 Millionen Jahre lang] konserviert werden könnten. Es ist erstaunlich, was man alles finden kann, wenn man nur richtig danach sucht“ [NN 2006, 76].

Die Kinofigur Alan Grant in der 1993er Verfilmung von Michael Crichtons Roman *Jurassic Park* [1990] ist Steven Spielbergs Fachberater John R. („Jack“) Horner von der *Montana State University* nachgebildet. Er ist der Pionier des Aufsägens von Saurierknochen. Wie bei heutigen Tieren zeigen auch die Knochen von Sauriern jährliche Wachstumsringe. An ihnen wird ersichtlich, dass etwa *Tyrannosaurus rex* erst nach zwanzig Jahren sein Maximalgewicht von fünf Tonnen erreicht und dann gerade noch ein weiteres Jahrzehnt zu leben hat. Zudem ist sein Bild vom gefährlichsten Jäger der Kreidezeit durch das eines recht ungelinken und übel riechenden Aasfressers in Frage gestellt worden [Ruxton/Houston 2003], ein steter Streit, der bereits 1931 [Bölsche 238] um „die am meisten destruktive Maschine, die jemals entwickelt worden ist“ und um den „Aasjäger“ ausgetragen worden ist. Die Ähnlichkeit der Knochen von Sauriern und heutigen Vögeln, die beide von Markkanälen („marrow tubes“) durchzogenes Knorpelgewebe enthalten, ist ebenfalls Resultat von Horners Forschung.

Ein etwa 18 Jahre alter *Tyrannosaurus* [Ordnungsnummer 1125 im *Museum of the Rockies*] aus der *Hell Creek Formation* in Ost-Montana wird im Jahre 2004 durch die Horn-Schülerin Mary Schweitzer (*North Carolina State University*) auf Gewebe untersucht. Bereits Ende der 1990er Jahre tritt sie mit der Behauptung vor die Öffentlichkeit, Blutzellen von Dinosauriern gefunden zu haben. Das trägt ihr die Missbilligung der Paläontologen-Zunft ein, weil sie ihre Funde in einem populären Magazin präsentiert und nicht durch die Mühle der *peer review* geht. Diesmal macht sie alles richtig. Am 7. Dezember 2004 wird der Artikel bei *Science* eingereicht. Am 26. Januar 2005 wird er akzeptiert und am 25. März desselben Jahres publiziert [Schweitzer et al. 2005].

Ihr Befund an einem 107 cm langen Oberschenkelknochen des Jungtieres ist atemberaubend. Sie findet nach Auflösung der Teilmineralisierung flexible Blutgefäße, die noch heute so elastisch sind, dass sie selbst nach mehrfacher Dehnung in die Ausgangsstellung zurückschnellen und doch 68 Millionen Jahre alt sein sollen. Auch Blutzellen mit Kernen sind vorhanden, wie sie



Sich wandelnde Anschauungen von Tyrannosaurus rex: von der selbst den Luftraum bedrohenden Kampfmaschine [University of Oregon; Naica-Loebell] über den eher drollig Ausschreitenden [Western Australian Museum; amonline] zum bedächtigen Aasfresser [epi]

heutige Vögel aufweisen. Überdies finden sich Osteozyten-Zellen, die den mineralischen Aufbau der Knochen besorgen. Die Knochen haben lediglich in Schwemmsandstein gelegen („well-sorted sandstone [...] estuarine in origin“). Der BBC erklärt die Forscherin:

„Das ist ein fossilisierter Knochen in dem Sinne, dass er von einem ausgestorbenen Tier stammt. Er hat aber nicht viele der Eigenschaften, welche man einem Fossil zuschreibt. Er hat immer noch Teile ohne sekundäre Mineralien und er ist keineswegs dichter als moderne Knochen. Er ist Knochen mehr als irgendetwas anderes“ [BBC-Science 2005].

Die Blutgefäße stammen aus der Knochenmarkshöhle des Dinosaurierschenkels: „Die Gefäße sind in ihrer Gesamtmorphologie praktisch identisch mit solchen aus heutigen Straußknochen“ [Schweitzer et al. 2005].

Am 17. Februar 2006 zeigt Mary Schweitzer vor der *American Association for the Advancement of Science* (AAAS) in St. Louis (Missouri) ein Dia mit den Blutzellen ihres Tyrannosaurus neben solchen eines nach neun Monaten geschlachteten Vogels und fragt das stauende Publikum, welche Zellen aus dem Jahre 2005 stammen und welche 68 Millionen Jahre alt sind. Die Gelehrten reagieren mit offener Verlegenheit [Norris 2006].

Beim selben AAAS-Meeting spricht Peggy Ostrom (*Michigan State University*), die sich auf alte Eiweiße spezialisiert. Auch sie beeindruckt mit dem enormen Alter ihrer Gewebeproben. Ihr ältester Fund ist ein auf 500.000 Jahre datierter Knochen von einem Moschusochsen [Norris 2006]. Bisher geht man davon aus, dass organische Moleküle bestenfalls 100.000 Jahre überdauern [Naica-Loebell 2005]. Ostrom glaubt, diese Zeitspanne verfünffacht zu haben. Gleichwohl ist ihr Knochen immer noch um den Faktor 136 jünger als Schweitzers *T. rex*.

Man glaubt Mary Schweitzer das Dinosaurierblut in den 1990er Jahren noch nicht, weil niemand sich vorstellen kann, wie organische Moleküle zig Jahrmillionen überdauern können. Man glaubt ihr jetzt zwar die Moleküle, versteht damit aber ihre Konservierung noch keineswegs. Gleichwohl wird jetzt nicht in die Gegenrichtung gezweifelt. Zumindest im akademischen Gehäuse schlägt noch niemand vor, das Alter von *T. rex* drastisch zu verringern. Das bleibt natürlich Kreationisten nicht verborgen, die sich umgehend bestätigt fühlen: „Damit wäre bewiesen, dass Gott die Welt vor 5000 Jahren geschaffen hat. Die ganzen Bibelkritiker gucken jetzt dumm aus der Wäsche“ [Fricke 2005]. Auch wer nicht zu den Frommen tendiert, muss vernünftigerweise misstrauisch bleiben:

„Solange mir keiner plausibel erklärt, wie das angebliche ‚soft tissue‘ 66 Mio. Jahre überstehen konnte, halte ich das für einen hoax [Schabernack]“ [bonsaipilot 2005].

Wie böse auch immer hier Verdächtiger und der Täuschung beschuldigte Saurierforscher gegeneinander stehen, im Glauben an die 68 Millionen Jahre des Knochenalters finden sie sich wieder vereint.

Dabei haben schon Michael Novaceks 1993er Funde in der Wüste Gobi zu deutlichen Fragezeichen hinter solchem Alter genötigt [Heinsohn 1995]. 130 Kilometer von der nächsten Quelle entfernt, stolpert er über einen ponygroßen und angeblich 80 Millionen Jahre alten Protoceratops. Fossile Reste von 40 weiteren Dinosauriern können in nur einer Stunde eingesammelt werden, weil sie weiß leuchtend aus dem Sand ragen. Mit ihnen finden sich Fossilien von Säugetieren und Eidechsen [Novacek 1996]. Sandstürme mit Geschwindigkeiten von über 150 kmh machen den Forschern zu schaffen und haben es in einem Schleifvorgang von 80 Millionen Jahren dennoch nicht geschafft, die Fossilien zu glätten. Sie sind

„staunenswert gut erhalten [...] und gleichen manchmal eher den Überresten eines heutigen Tieres als einem Fossil von 80 Millionen Jahren“ [Novacek in Adler/Rogers 1995, 44].

Die Angst, Wasser auf die Mühlen der Kreationisten zu spülen, lässt Mary Schweitzer nicht ruhen. Ihre gegenwärtige Hauptarbeit besteht in einer die Chronologie nicht in Frage stellenden Erklärung dessen, „was bisher als unmöglich gilt“ [Norris 2006]. Den Schlüssel für das 68-Millionen-Jahre-Wunder will sie im Eisengehalt der Muskeleiweiße Hämoglobin und Myoglobin gefunden haben. Nach dem Tod eines Organismus werde dieses Eisen vom verwesenden Eiweiß freigesetzt und forme dann hoch reaktive Varianten von Sauerstoff, so genannte freie Radikale. Diese metallgenerierten Stoffe sollen dann besonders lange Molekülketten (Polymere) hervortreiben, welche die noch verbliebenen Zellstrukturen so „binden und abschließen“, dass sie „von weiteren Außenattacken und chemischen Veränderungen frei werden“ [Norris 2006]. Man muss unwillkürlich an die geheimnisvoll gehärteten Kupfermeißel denken, mit denen Ägyptologen und Altorientalisten unsere Vorfahren Granit und Diorit schneiden lassen, um nicht ihre aktuelle Chronologie in Frage stellen zu müssen

Schweitzers entschieden radikale „Konservierungstheorie“ befindet sich noch im Teststadium. Soweit überschaubar hat sie dafür keineswegs dieselbe Zustimmung gefunden wie für das unstrittig frische Zellmaterial der Dinosaurier selbst. Auch Experimente anderer Paläontologen im Gefolge von Schweitzers Ideen zum Verwesungsstopp lassen sich bisher nicht finden, als ob man fürchte, bei ihrer Widerlegung schließlich doch an die Chronologieproblematik heran zu müssen. Die Dogmatisierung darwinisierender Zeiträume durch die herrschende Lehre erweist sich so einmal mehr als lediglich eine Seite der Medaille, auf deren Rückseite ihre ebenso glaubensentschlossenen kreationistischen Lächerer stehen.

Literatur

- Adler, J., Rogers, A. (1995), „The Great Boneyard of the Gobi“; in: *Newsweek*, 5. 6. 95, 44
amonline = www.amonline.net.au/factsheets/images/tyrannosaurus.gif
- BBC-Science (2005), „T. rex fossil has ‚soft tissues‘“; in: *BBC News*,
<http://news.bbc.co.uk/2/hi/science/nature/4379577.stm>
- Bölsche, Wilhelm (1931), *Das Leben der Urwelt. Aus den Tagen der großen Saurier*; Leipzig
- bonsaipilot (2005), „Feedback zu Naica-Loebell (2005)“; in: *Heise online*,
www.heise.de/tp/foren/go.shtml?read=1&msg_id=7686252&forum_id=76017
- epi = www.epilog.de/Lexikon/D/dinosaurier/_Bilder/Tyrannosaurus_Rex_I_400.jpg
- Frickel, K.U. (2005), „Feedback zu Naica-Loebell (2005)“; in: *Heise online*,
www.heise.de/tp/foren/go.shtml?read=1&msg_id=7686252&forum_id=76017
- Heinsohn, G. (1995), „Wann starben die Dinosaurier aus? Eine Spekulation zum Galapagos-Archipel“; in: *Zeitensprünge*, 7 (4), 371-382
- Naica-Loebell, N. (2005), „Blutige Überreste des Tyrannosaurus Rex“; in: *Heise online*,
<http://www.heise.de/bin/tp/issue/r4/dl-artikel2.cgi?artikelnr=19754>
<http://www.heise.de/tp/r4/artikel/19/19754/1.html>
- NN (2006), „Paleontology: Doyouthinkhesaurus? There is more to studying dinosaurs than just digging up bones“; in: *The Economist*, 25.3.06, 75 f.
- Norris, S. (2006), „Many Dino Fossils Could Have Soft Tissue Inside“; in: *National Geographic News*, 22. Februar,
http://news.nationalgeographic.com/news/2006/02/0221_060221_dino_tissue.html
- Novacek, M. (1996), *Dinosaurs of the Flaming Cliffs*; New York
- Ruxton, G., Houston, D. (2003), „Was T. rex just a big freeloader?“; in: *Science News*, 22. März, <http://www.sciencenews.org/>
- Schweitzer, M.H., Wittmeyer, J.L., Horner, J.R. (2005), „Gender-Specific Reproductive Tissue in Ratites and Tyrannosaurus rex“; in: *Science*, Bd. 308, Nr. 5727 (03-06-05), 1456-1460

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn Adresse s. Impressum

Gerät der Evolutionismus ins Abseits ?

Ulrich Kutschera – Hermann Müller-Karpe

Heribert Illig

Prolog: Neue Form der Artenbildung bestätigt

Nach Meldungen im Februar dieses Jahres haben Biologen der Universität Konstanz unter Leitung von Prof. Axel Meyer neuerdings eine spezielle Artbildung bei Buntbarschen nachweisen können, diesmal nicht in Ostafrika, sondern in Nicaragua. In einem Kratersee mit 5 km Durchmesser hat sich ohne räumliche Isolation in weniger als 10.000 Jahren eine neue Buntbarsch-Art entwickelt [Bareither]. Laut Meyer ist der Fall dort keineswegs einzigartig:

„In gewisser Weise ist die Situation in Nicaragua fantastisch, weil es dort mehrere Kraterseen gibt, und in jedem dieser Kraterseen gibt es eine kleine Anzahl von neuen Arten. Und jedesmal findet man eine ähnliche Situation. Es ist eine einzelne Art dagewesen, die diesen See besiedelt hat, und es sind neue Arten entstanden, die es dann nur in diesem einzelnen kleinen Kratersee gibt“ [Seynsche].

Damit erhält die noch umstrittene Theorie der sympatrischen Speziation, also der Artenbildung ohne geografische Barrieren [vgl. Menting], die ohnehin von Pflanzen bekannt ist, bei Fischen neue Unterstützung. Die Mechanismen für die sympatrische Speziation in den Seen sind noch einigermaßen dunkel; vermutet wird bislang, dass eine Aufteilung zwischen Boden- und Uferbewohner einerseits und den Schwimmern im offenen Wasser erfolgt ist.

Der Nachweis eines neuen Mechanismus bei der Artbildung erscheint notwendig, da keineswegs alle Biologen überzeugt sind, bereits hinreichende Möglichkeiten zur Artbildung aufgedeckt zu haben.

„Computermodelle hatten zwar schon früher gezeigt, dass eine Artbildung ohne räumliche Isolierung möglich ist, und bei Pflanzen wurde sie auch gelegentlich beobachtet“, sagt Ulrich Kutschera. „Bei Tieren aber ist der Nachweis jetzt erstmals gelungen.“ Für die Evolutionsbiologie sei das ein großer Fortschritt, Denn die Mechanismen der Artbildung seien noch nicht vollständig geklärt“ [Rögner].

Bei der breiten Öffentlichkeit ist das ohnehin anders. Die Wochenzeitung *Die Zeit* stellte heuer für eine Umfrage die Behauptung auf: Eine höhere Macht hat die Erde und das Leben geschaffen. Dem Postulat stimmten 48,3 % (eher) zu, 49,2 % (eher) nicht zu [zeit], so dass sich Befürworter und Gegner der Evolutionstheorie die Waage halten. Prof. Ulrich Kutschera geht für Deutsch-

land von 20 % überzeugten Kreationisten, für die USA dagegen von über 50 % der Bevölkerung aus, die an die biblische Schöpfungsgeschichte glauben [Vaas 32; K. 55] – eine Prozentzahl, die mit zwei Dritteln besser getroffen sein dürfte. In Zeiten, in denen nicht nur in USA, sondern auch in Italien versucht wird, per Gesetz den Kreationismus der Lehre von der Evolution gleichzusetzen, ist es an der Zeit, den Stand der Auseinandersetzung zu überprüfen.

Kutschera: Streitpunkt Evolution

Da mich weder Kreationismus noch Intelligentes Design (ID) als wissenschaftlicher Ansatz beeindrucken, greife ich zu dem einschlägigen Werk des wohl engagiertesten Biologen in Deutschland, zu *Streitpunkt Evolution. Darwinismus und Intelligentes Design* des bereits genannten Ulrich Kutschera [2004; zitiert mit „K.“].

Der Autor ist als Professor für Pflanzenphysiologie und Evolutionsbiologie an der Universität Kassel tätig, Vizepräsident des *Verbands Deutscher Biologen* und in diesem Vorsitzender der 2002 gegründeten *Arbeitsgemeinschaft Evolutionsbiologie* [K. 79], darüber hinaus Mitglied der *Europäischen Gesellschaft für Evolutionsbiologie*. Er sieht es als sein Recht und seine Pflicht, Fehlinformationen über seine Fachgebiete aufzudecken [K. 249], zumal ein erstmals 1986 erschienenes ID-Schulbuch 1998 „unter den deutschen Biologen viel Unruhe und Besorgnis ausgelöst“ hat [K. 130; vgl. 138 f.]. So geht es ihm um nichts Geringeres „als um die Naturwissenschaft Biologie und deren Aufrechterhaltung in Deutschland“ [K. 187].

Das erste Drittel des Buches stellt Evolution als Tatsache, die Theorie der Evolution und die Evolutionsbiologie vor. Anschließend werden Kreationismus und Intelligentes Design samt den Friktionen und Kontroversen präsentiert, die sich zwischen Evolutionisten und Kreationisten ergeben haben. Es ist nützlich, die verschiedenen Positionen wenigstens zu benennen, die Kutschera den Pseudo-Wissenschaften zuweist [K. 116 f.]:

- Die *Flache-Erde-Kreationisten* und die *Geozentristen* sind zahlenmäßig vernachlässigbar und hoffnungslos von gestern.
- Dagegen sind die *Junge-Erde-Kreationisten* – Stichwort: Die Erde ist nur 10.000 Jahre alt – in den USA häufig, während sie in Europa obsolet erscheinen.
- Die Hauptgruppe bilden wohl die *Alte-Erde-Kreationisten*, die unserem Planeten ein Alter von mehreren Milliarden Jahren zuschreiben und von Gott geschaffene Grundtypen von Lebewesen sich per Mikroevolution entfalten lassen. (Kutschera [K. 142, 168] insistiert seltsamerweise auf den letzten Erdalter-Datierungen, als würden sie nicht bald durch allerletzte über den Haufen geworfen.) Vertreter des *Intelligenten Designs* werden von Kutschera als weitgehend identisch mit Alte-Erde-Kreationisten gesehen; abgesehen davon,

dass Intelligentes Design tatsächlich weithin als 'Deckadresse' für Kreationisten steht, finden sich hier all jene, die nicht an einen personalen Schöpfergott glauben, sondern eher an eine unpersönliche Kraft.

- Die *theistische Evolutionslehre* sieht einen von Gott initiierten und begleiteten Evolutionsprozess, wie ihn auch die katholische Kirche akzeptiert.

All jenen Positionen stehen die Naturwissenschaften gegenüber, die ein materialistisch-mechanistisches Bild der Natur pflegen und diese Denkweise als *methodischen Naturalismus* bezeichnen [K. 43].

„Die Naturwissenschaften sind dem Prinzip des Naturalismus verpflichtet: übernatürliche Mächte und Schöpfer, Götter, intelligente Designer, Lebenskräfte u.s.w. sind als nicht überprüfbare Glaubensinhalte (Dogmen) nicht Gegenstand der Biologie“ [K. 157; ähnlich 200].

Diese Sichtweise teile ich, bin mir aber darüber im klaren, dass der Ausschluss übernatürlicher Kräfte innerhalb einer Wissenschaft nichts über die tatsächliche Existenz solcher Kräfte und deren mögliches Wirken aussagt. Aber die Naturwissenschaften müssen ausloten, wie weit sie Materie, Leben und Geist mit der ihr eigenen Methode erklären können.

Christentum und Naturwissenschaften

Kutschera betont mehrmals, dass Naturwissenschaftler eine besondere Stellung einnehmen. Biologen, Chemiker, Physiker gehören zum „Kreise jener, die kausalanalytisch-logisch denken und arbeiten“ [K. 78], zu den „logisch-nüchtern-sachlich denkenden Wissenschaftler[n]“ [K. 144], „die Fakten und Fiktionen auseinander halten können“ [K. 173], woraus sich fast zwangsläufig ergibt:

„Nahezu 95% der bedeutenden Biowissenschaftler der USA sind reine Verstandesmenschen (Atheisten), für die eine mystisch-magische supranaturalistische 'Glaubenswelt' entbehrlich ist“ [K. 297],

wie Kutschera im Internet auch als „bekennender Atheist“ bezeichnet wird. Insofern dürfen wir darauf vertrauen, dass er in seinem Buch kalte Logik und Objektivität demonstriert. Das könnte schon daran erkennbar werden, wie er das Unterkapitel „Christliche Glaubenslehre, der Papst und die Evolution“ gestaltet. Doch wir stutzen. Das dort wiedergegebene „dreiteilige Taufbekenntnis, das sich um das Jahr 140 n. Chr. in Rom durchgesetzt hat“ [K. 97], muss als abseitig bezeichnet werden, hat sich doch das Wissen darum bis heute nicht in Kirche und Wissenschaft durchgesetzt, wobei besonders irritiert, dass darin bereits von „einer heiligen Kirche“ gesprochen worden sein soll, obwohl in anderen Formulierungen aus damaliger Zeit mangels einer Kirche „Gemeinde“ steht. Es folgen: Zwei

„Dokumente zum Christentum, ein Symbol Christi und der Taufe sowie eines der Turiner Grabtücher sind in Abb. 3.2 gegenübergestellt“ [K. 97].

Diese Abbildung zeigt einen Adler über dem Fisch und das allgemein bekannte Antlitz des Turiner Grabtuches. Warum Kutschera auch in der Bildlegende von *einem* Turiner Grabtuch spricht, als wenn es deren mehrere gäbe bleibt dunkel (es gibt weitere als Grabtücher verehrte Reliquien, doch nicht in Turin). „Der Adler versinnbildlicht die Wiedergeburt durch die Taufe und Christi Himmelfahrt“ [K. 98]. Das ist sicher keine überzeugende Interpretation dieses ‘Fischadlers’ aus dem 1. Jtsd., der später nicht mehr auftaucht und vom *LCI* [1. 73] via Rabanus Maurus mühseligst als Jesus interpretiert wird, der die Menschen in diesem Jammertal jagt und ans Ufer der ewigen Seligkeit und der Liebe trägt (diese Information verdanke ich Franz Siepe, Marburg). Für die von Kutschera behauptete „Wiedergeburt durch die Taufe und Christi Himmelfahrt“ stand der Adler nie.

Kutscheras Folgeseite bringt eine Reihe von Daten, die er entstellend als „Kirchengesetze“ bezeichnet [K. 98]. Ihre erste Position – „Im Jahre 120 n. Chr. wurden die Büßungen eingeführt“ – ist unverständlich; vielleicht soll es sich um Bußübungen handeln, doch für sie gäbe es sicher keine auch nur annähernd gültige Datierung. Die nächsten Jahreszahlen sind ebenfalls ohne größeren Wert, gewissermaßen bizarre Hausnummern wie: „348 kamen die Mönche auf“, oder: „536 Maria Lichtmesse“, als ob es bei Lichtmess um eine Messe und nicht um die Reinigung 40 Tage nach Marias Niederkunft ginge; „600 der Weihrauch“, „1000 die Glockentaufe“ – da macht Kutschera unangenehm deutlich, dass er sich nie mit Kirchengeschichte und Kirchengesetzen beschäftigt hat. Wichtig sind ihm die Ketzerverfolger.

„In den Abb. 3.3 und 3.4 sind historische Dokumente zur Veranschaulichung dieser dunkelsten Phasen der Kirchengeschichte dargestellt“ [K. 99].

Gezeigt wird ein Holzschnitt, der als anonyme „Gravur“ unbekannter Herkunft bezeichnet wird, dazu zwei Hetzblätter, die als „historische Darstellungen“ der „Spürhunde Gottes“ vorgestellt werden. Hier wie fast überall fehlt den Abbildungen die Herkunftsangabe, so dass man in diesem Fall nicht nachprüfen kann, ob Kutschera oder seine Quelle die ‘Umdeutung’ „Hunde des Herrn“ für Dominikaner (*Domini canes* statt Ordensbrüder des Hl. Dominikus) wörtlich genommen hat. Aufschlussreich ist seine Sicht der Hexenverfolgung: „Im 15. und 16. Jahrhundert war dies eine beliebte, von kirchlicher Seite unterstützte Art der ‚Altenentsorgung‘“ [K. 293]. Nachdem er nicht von „Überalterung der Gesellschaft“, sondern von ihrer „Unterjüngung“ spricht [K. 295], hätte er Heinsohns und Steigers Erkenntnisse über die Vernichtung der weisen Frauen [2005] wohl so formuliert: Die Altenentsorgung führte zusammen mit der Vernichtung des Abtreibungswissens zu einer deutlichen Überjüngung der europäischen Bevölkerung.

Hier wundert man sich denn doch, wie kraus und unbedarft sich ein reiner Verstandesmensch geben kann, wenn er die Grundzüge abendländischer Reli-

gion skizzieren will. Doch Kutschera rügt in den Worten seines Kollegen M. Mahner, dass Georg Menting in der *Naturwissenschaftlichen Rundschau* davon gesprochen hat,

„die kreationistisch gesonnenen Evolutionstheoretiker [legen] im allgemeinen ein ernsthafteres Verständnis der Gegenseite an den Tag [...] als umgekehrt“ [K. 159].

Kutscheras Darstellung des Christentums bestätigt Mentings Einschätzung unangenehm deutlich. Für Kutschera ist Menting wie Zillmer [K. 76] oder Schwanitz [K. 77 f.] ein abschreckendes Beispiel, weswegen er mich als einen Verleger Mentings ebenfalls den Ketzern und Pseudowissenschaftlern zurechnen könnte. Um dem vorzubeugen, weise ich auf einen speziellen Umstand hin. Kutschera schätzte einen Artikel von Menting ein als „gut formulierter und inhaltlich gehaltvoller Übersichtsartikel“ [K. 158], las darin aber mit Verwunderung den folgenden Satz:

„So wird von den Biologen R. Junker und S. Scherer (1998) die explosive Artbildung bei ostafrikanischen Buntbarschen als ein Prozess betrachtet, der von genetisch ‚polyvalenten‘ Stammformen verursacht wird, die über ein verborgenes Variationspotential verfügen, das bei Bedarf auf noch unbekannte Weise aktiviert werden kann“ [Menting lt. K. 158].

Fast derselbe Artikel ist zuvor in den *Zeitensprüngen* erschienen, doch liest sich hier der entsprechende Passus entscheidend anders:

„So wird in dem kritischen Lehrbuch ‚Evolution‘ die explosive Artbildung von den Evolutionsbiologen Reinhard Junker und Siegfried Scherer [1998, 293] als ein Prozess betrachtet, der von genetisch polyvalenten Stammformen verursacht wird. Solche auch als Generalisten bezeichneten polyvalenten Arten *sollen* über ein verborgenes Variationspotential verfügen, das bei Bedarf aktiviert werden kann“ [Menting 651; Hvhg. H.I.].

Insofern hoffe ich, der „subtile[n] Strategie der kaum bekannten, aber sehr aktiven deutschen Kreationisten“ [Mahner lt. K. 159] wenig Vorschub geleistet zu haben.

Evolution: Theorie oder Tatsache ?

Ein Kernpunkt von Kutscheras Darlegungen ist der Umstand, dass er zwar von „Moderner Evolutionstheorie“, von der „Synthetischen Theorie der biologischen Evolution“ oder von der Erweiterten Synthetischen Theorie spricht [z.B. K. 33, 167], aber die Evolution als „dokumentierte Tatsache“ bezeichnet [K. 23; dazu K. 6, 36, 39, 50, 148, 155, 164, 167, 173, 183, 204]. Fazit: „Evolution ist heute eine Tatsache, die durch das Aussagen-System ‚Synthetische Theorie‘ beschrieben und erklärt wird“ [K. 200].

Diese Einschätzung ist ihm sehr wichtig, überzeugt aber wissenschaftstheoretisch nicht. Sein Vergleich mit Daltons Atomtheorie macht stutzig:

„Die Atomhypothese, ein Gedankengebäude, das im Verlauf der vergangenen 200 Jahre von einer vagen Spekulation zur gesicherten Theorie und dokumentierten Tatsache ‚evolvierte‘“ [K. 39].

Der Übergang von vager Spekulation alter Griechen zur gesicherten Theorie ist klar; warum aber dokumentierte Tatsache? Weil nicht nur Experimente angestellt wurden und die Atome indirekt nachgewiesen werden konnten, sondern mittlerweile auch im Mikroskop sichtbar sind [K. 46]. Kutschera

„Fazit: Die Kernaussage der von John Dalton in den Jahren 1803 – 1808 ausgearbeiteten Theorie (Postulat von der Existenz der Atome) wurde zu einer Tatsache erhärtet, an der kein kompetenter Naturwissenschaftler heute mehr zweifelt. Diese Schlussfolgerung kann in dem folgenden Satz zusammengefasst werden: ‚Nichts in der Kern-Physik und Chemie ergibt einen Sinn, außer im Lichte des Atoms‘“ [K. 46].

Anschließend bringt Kutschera den Ausspruch von Theodosius Dobzhansky, des Begründers der modernen Evolutionstheorie: „Nichts in der Biologie ergibt einen Sinn außer im Licht der Evolution“ [K. 48]. Abgesehen von dem merkwürdig romantischen Bild mit zwei Leuchtkörpern stoßen wir hier auf Kutschera Denkfehler. Das Atom als Baustein der Materie ist einst postuliert worden und mittlerweile als Tatsache bewiesen. Die Gedanken zum Atom sind die Atomtheorie und bleiben Theorie, sprich: sich immer wieder wandelnde Anschauungen über das Atom, so lange Naturwissenschaft betrieben wird. Das Gegenstück zum einzelnen Atom wäre das einzelne Fossil, das in erdrückender Fülle gefunden wird – jeweils ein Faktum. Die Gedanken über Fossilien – welche Arten repräsentieren sie? Wie stehen die Arten zueinander? Wie alt sind die Fossilien und die Arten? – sind dagegen Theorie und bleiben sich wandelnde Theorie, zumindest wissenschaftstheoretisch wie philosophisch. Kutschera aber setzt nicht das Fossil, sondern die Theorie darüber („Evolution“) als Faktum. Das mag naturwissenschaftlicher Usus sein, überzeugt aber nicht.

Auch folgende ganz schlichte Definition will überdacht sein: Das Prinzip der Abstammung mit Abänderung „nennen wir biologische Evolution“ [K. 53]. Hier werden mehrere Welten vereint. Dass ich mich mehr oder weniger von meinem Vater und meinen Großvätern unterscheide, ist tatsächlich ein Faktum. Wenn dieser banale Umstand aber – durchaus konsequent – auf die gleiche Stufe gehoben wird wie das Geschehen innerhalb einer Art und wie das Entstehen neuer Arten, aus denen sich dann neue Familien, Ordnungen, Klassen und Stämme entwickeln, dann gehen hier Fakt und höchste Modellvorstellung fugenlos ineinander über.

Der Versuch, eine bestimmte Interpretation der Fossilien als Tatsache hinzustellen, kommt nicht von ungefähr. Der Naturwissenschaftler ist hier

zwangsläufig in einer schwächeren Position als der biblische Kreationist. Dieser verweist einfach auf Gottes Wort als letzte Instanz und kann jede Unklarheit in der beobachteten Natur mit Gottes Eingriff, mit einem Wunder erklären. Der Naturwissenschaftler kennt als letzte Instanz nur die Naturwissenschaft. Es geht ihm da wie den Geschichtswissenschaftlern, wenn sie die tatsächliche Geschichte rekonstruieren wollen. Wolf Singer hat als Naturwissenschaftler (Neurophysiologe) den Historikern auf ihrem Treffen 2000 ins Stammbuch geschrieben:

„Und so wird jeweils in die Geschichte als Tatsache eingehen, was die Mehrheit derer, die sich wechselseitig Kompetenz zuschreiben, für das Zutreffendste halten. Unbeantwortet bleibt dabei, wie nahe diese Feststellungen der idealen Beschreibung kommen, weil es diese aus unserer Perspektive nicht geben kann“ [Singer 86; vgl. Illig 2000, 630; 2002, 740 f.].

Aus diesen Worten ist auch herauslesbar, dass es keine ideale Beschreibung, also kein Identischwerden von Theorie und Realität gibt. Kutschera spricht entsprechend vom „Kreise kompetenter Naturwissenschaftler“ [K. 205], die entscheiden, was in das Theoriegebäude der Biologie aufgenommen und was wieder ausgeschieden wird. Und so muss es auch sein: Naturwissenschaft sucht permanent, wird also auch permanent ihre so genannten Gesetze überprüfen und gegebenenfalls korrigieren oder erweitern. Wo der richtige Weg in Richtung Wahrheit läuft, entscheidet der ‘Regelmechanismus’ Wissenschaft, der sogar Paradigmenwechsel ermöglichen kann.

Die Biologie hat dem Rechnung getragen, indem sie nicht mehr von *Deszendenzthese* oder von *Evolutionstheorie* spricht, sondern von der *Synthetischen Theorie*. Hier gibt es (scheinbar) kein zentrales, übergreifendes Stichwort mehr, sondern alles ist offen: Kann man sich Veränderung nur innerhalb isolierter Räume vorstellen, wird die allopatrische Speziation festgehalten. Verlangen Buntbarsche das genaue Gegenteil, nämlich Artenwechsel ohne räumliche Isolation, wird auf Darwins Überlegungen zu sympatrischer Speziation zurückgegriffen [Mayr 53]. Als die Forschung beobachtete, dass bei entsprechendem Umweltdruck Arten sich wieder untereinander kreuzen können und daraus fortpflanzungsfähige Nachkommen erwachsen können (sog. Hybridisierung), wurde selbst diese Bedrohung des Gedankens der Artentwicklung ‘eingemeindet’ [Glaubrecht; vgl. Illig 1994]. Ähnlich die Haltung zu Goulds Theorie vom Tempo der Evolution (Evolutionsschübe mit jahrmillionenlangen Unterbrechungen). Für Ernst Mayr ist sie längst akzeptiert (s.u.), während sie für Kutschera „noch heute kontrovers diskutiert“ wird [K. 191], aber natürlich auch zur Synthetischen Theorie gehört. Diese auf nichts mehr festgelegte Offenheit führt auch dazu, dass die Biologie sich besonders kurzer Halbwertszeiten ihrer Schriften rühmt – früher hätte sie sich dessen geschämt.

Allerdings endet diese Offenheit beim Begriff „Evolution“. Er steht im Zentrum; er darf aus heutiger Sicht der Mehrheit der Kompetenten nicht in Frage gestellt werden. Kutschera achtet streng darauf, dass die Evolution als Faktum gesehen wird – andere Sichtweisen werden verketzert. Das gilt auch für Naturwissenschaftler wie den Biochemiker Dr. Michael J. Behe, den Biologen Dr. Reinhard Junker, den am Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung arbeitenden Dr. Wolf-Ekkehard Lönnig, den Mikrobiologen Prof. Siegfried Scherer und den emeritierten Botaniker Prof. Focko Weberling, Kreationisten, denen sich Kutschera mit aller Kraft entgegenstemmt.

Schwachpunkte der Evolutionstheorie

Seit Darwins Zeiten lautete der berechnigte Vorwurf: Die innerartliche Evolution ist bestens belegt, der Wechsel von Art zu Art, besser noch von Ordnung zu Ordnung oder Klasse zu Klasse, dagegen nicht, was durch den Ansatz riesiger Zeiträume 'wettgemacht' werden muss. Kutschera schildert uns den aktuellen Stand der Forschung:

„Das Problem der fehlenden Übergangsformen – zu Darwins Zeit noch ein kontroverser Punkt – kann heute als weitgehend gelöst angesehen werden. Obwohl wir noch immer relativ wenige Zwischenformen unter den über 250 000 beschriebenen Fossilien kennen, zeigen diese Dokumente dennoch eindeutig, dass neue ‚Baupläne des Lebens‘ in Stufen entstanden sind (Makroevolution)“ [K. 30].

Als Beispiele für missing links, für Kutschera „connecting links“, bringt er neun fossile Arten, die zur Kenntnis genommen werden müssen ([K. 30]; hier auf der Folgeseite):

Systematische Kategorien am Beispiel einer Hunderasse [kefk]:

Stamm:	Chordatiere
Unterstamm:	Wirbeltiere
Überklasse:	Kiefermänder
Klasse:	Säugetiere
Unterklasse:	Lebendgebärende Säuger
Überordnung:	Höhere Säuger
Ordnung:	Raubtiere
Unterordnung:	Landraubtiere
Familie:	Hundeartige (mit 35 Arten) Katzen / Hyänen / Marder etc.
Art:	Haushund Wölfe / Kojoten / Schakale / Füchse / Rothunde
Rasse:	Beim Haushund mindestens 330 klassifizierte Hunderassen

- Fisch / Amphibium:	Panderichthys,	ca. 370 Mio. J.
- Amphibium / Landwirbeltier:	Pederpes,	ca. 350 Mio. J.
- Landreptil / Fischeosaurier:	Utatusaurus,	ca. 240 Mio. J.
- Ur-Reptil / Vogel:	Archaeopterix,	ca. 150 Mio. J.
- Reptil / Säuger:	Thrinaxodon,	ca. 230 Mio. J.
- Dinosaurier / Vogel:	Microraptor,	ca. 126 Mio. J.
- Landwirbeltier / Seekuh:	Pezosiren,	ca. 50 Mio. J.
- Huftier / Wal:	Ambulocetus,	ca. 48 Mio. J.
- Uraffe / Mensch:	Sahelanthropus,	ca. 6 Mio. J.

Das sind gewichtige Erfolge bei der Suche nach den missing links. Allerdings: Angesichts 250.000 fossilen Arten (den Fehler im letzten Zitat hat Kutschera [K. 167] hier unbewusst richtig gestellt) sind 9 oder wären auch 90 connecting links sowohl absolut wie real sehr wenig. Denn schließlich soll sich der Artenwandel in kleinen Schritten abspielen [K. 17]. Da genügt für den Übergang z.B. von der Klasse der Reptilien zur Klasse der Vögel nicht nur ein einziges verbindendes Glied, sondern es braucht deren viele. Dafür bietet auch Kutschera reflexartig jene großen Zeiträume an, die Darwin von Lyells geologischer Sicht übernehmen konnte: zu Darwins und Wallaces Zeiten „im Verlauf tausender Generationen“ [K. 14]. Wenn Kutschera Virchows alten Satz „omnis cellula e cellula“ (jede Zelle aus einer Zelle) vorstellt,

„ergibt sich beim logischen Durchdenken dieses Naturgesetzes eine abstrakte, unermesslich lange, in die Vergangenheit zurückreichende Generationenabfolge (Eltern/Nachkommen \leftrightarrow Eltern/Nachkommen usw.), die sich in der ‘grauen Vorzeit’ verliert“ [K. 53].

Doch ist es nun wirklich Fakt, dass das Leben nicht von Anfang an die Erde zierte. Ergo muss das Entstehen der ersten Zelle aus nichtzellulärem Material kaschiert werden, sonst fällt wieder ein biologisches Gesetz (musste doch auch das berühmte „biogenetische Grundgesetz“ zur „biogenetischen Grundregel“ abgestuft werden [K. 19; 142], nachdem es u.a. von einem Embryologen als „katastrophaler Irrtum in der Geschichte der Naturwissenschaften“ bezeichnet worden war [Blehschmidt lt. Zankl 117]). Doch das letzte Zitat geht noch weiter:

„Da die Lebensbedingungen nahezu aller Organismen der Erde im Verlauf der Jahrtausende gewechselt haben (Veränderungen in der belebten und unbelebten Umwelt), muss eine langsame, genetisch verankerte Anpassung (Adaptation) der Organismen im Verlauf unzähliger Generationenabfolgen stattgefunden haben“ [K. 53].

So ist klargestellt: Erst muss das Geheimnis der Zellwerdung in „graue Vorzeit“ zurückverlegt werden, was unzählige Generationenabfolgen verlangt, worauf diese unzähligen Generationenabfolgen für langsame Adaptation bür-

gen. Kein Wunder, dass die „tausenden von Generationen“ immer wieder als Zeugen herbeizitiert werden müssen [etwa K. 169]. Quintessenz für Kutschera:

„Die großen Evolutionslinien im Tier- und Pflanzenreich, vom Kambrium bis zum Holozän, sind im Prinzip durch (zum Teil lückenhafte) Fossilreihen dokumentiert (Futuyma 1998, Kutschera 2001, Kutschera und Niklas 2004)“ [K. 143].

„Im Prinzip“ klingt wie Radio Eriwan. Es kommt aber im Falle der Mikroevolution noch deutlicher. Bei ihr geht es um „evolutive Bildung neuer Arten und Varietäten unter Beibehaltung des ‚Bauplans‘“ [K. 30].

„Jeder sachkompetente Evolutionsbiologe weiß, dass die Mechanismen der Speziation (Mikroevolution) derzeit intensiv erforscht und noch immer kontrovers diskutiert werden. Bei der Betrachtung der freien Natur ist es noch immer kaum möglich, auch nur zwei rezente Tierarten zu nennen, deren *exakter* Mikroevolutions-Modus im Detail bekannt wäre (Ursache der reproduktiven Isolation)“ [K. 143; Hvhg. U.K.].

Das liest der Laie mit Staunen: Im Bereich der Stammbaumentfaltung kann laut Kutschera [Rögener] zwar jeder Biologe das Entstehen der Vögel aus den Sauriern darlegen, nicht aber die mikroevolutive Entwicklung von Amsel und Drossel. Hier bietet das fossile Material also ‚im Prinzip‘ ausschließlich Lücken. Doch das empfindet Kutschera als ganz normal:

„Da über 99,99 Prozent aller Lebewesen keine versteinerten Spuren hinterlassen haben, werden die Fossilreihen immer lückenhaft bleiben: Das liegt in der Natur der Fossilisation“ [Vaas 33].

Aber diese überaus schlechte Beweislage kann gerade *nicht* dafür bürgen, dass die aus Fossilien abgeleitete Evolution als Tatsache richtig gesehen wird. Wie als Begründung für die schlecht bekannte Mikroevolution wird im vorletzten Zitat die Ursache der reproduktiven Isolation genannt. Sie war seit Erstellen der Synthetischen Theorie (ab ca. 1937) das wichtigste Agens für die Evolutionisten. In Flora wie in Fauna (die oben gen. Buntbarsche) musste jedoch beobachtet werden, dass auch innerhalb von Populationen neue Arten entstehen können. Das ließ sich mit Darwin als sympatrische Speziation benennen [K. 34]. Diese Begriffsbildung hat aber noch keinen Inhalt, so lange man nicht weiß, warum und wie Teilpopulationen plötzlich zur Artbildung neigen. Vielleicht erklärt diese Rätselflut, warum in Kutscheras Stichwortverzeichnis die Begriffe Mikroevolution, Speziation und Buntbarsch fehlen.

Der Buntbarsch hat mit seiner sympatrischen Artbildung, die obendrein in geologisch viel zu kurzen Zeitspannen abläuft, der Evolutionsbiologie die Erklärung der Artbildung zusätzlich erschwert.

Weiterhin Rätselraten: Was ist eine Art ?

Wer über das Entstehen von Arten forscht, sollte wissen, wie eine Art definiert ist. Dieses fundamentale Problem wird bei Kutschera bis ins Stichwortverzeichnis völlig ausgeblendet. Dabei quält es die Biologen seit Darwins eigenen Recherchen. Der bedeutendste Evolutionsbiologe des 20. Jahrhunderts, Ernst Mayr [= M.], hat darüber informiert. 1994 erläuterte er, dass weder typologischer, nominalistischer noch evolutionärer Artbegriff allgemeine Zustimmung bei den Biologen gefunden hat. Er selbst formulierte zusätzlich den „biologischen Artbegriff“:

„Arten sind Gruppen von sich miteinander fortpflanzenden natürlichen Populationen, die von anderen derartigen Gruppen reproduktiv isoliert sind“ [M. 48],

wobei Mayr darauf hinwies, dass schon Darwin zeitweilig in diese Richtung gedacht hatte. Er räumte gleich nach seiner Definition des biologischen Artbegriffs ein, dass die Art gleichwohl bislang schwer fassbar ist – um schon im nächsten Satz aus dem Mangel ein (virtuelles) Fundament zu zimmern:

„Allerdings hat jeder der drei wichtigsten Artbegriffe (der typologische, der evolutionäre und der biologische) in einigen Bereichen der biologischen Forschung selbst heute noch eine gewisse Berechtigung. [...]“

Moderne Biologen sind fast einstimmig der Auffassung, daß es in der organischen Natur echte Diskontinuitäten gibt, die natürliche Wesenheiten, welche als Arten gekennzeichnet werden, voneinander abgrenzen. Daher ist die Art ein Grundbegriff fast aller biologischen Disziplinen“ [Mayr 50 f.].

So gesehen ist die Art eine klassische Fiktion im Sinne Hans Vaihingers [1911]: falsch, aber nützlich! (Fiktionen sind im Unterschied zu Hypothesen niemals verifizierbar, denn sie sind Annahmen, von deren Falschheit der Annehmende von vornherein überzeugt ist, die er aber um ihrer Brauchbarkeit willen anwendet.) Biologen wissen das möglicherweise nicht. Es war wiederum Mayr, der ab 1954 trotz unzureichendem Artbegriff auch eine Möglichkeit sah, das Fehlen von Fossilien zu motivieren:

„Solche beginnenden Arten, die eine Phase der Inzucht durchlaufen, sind zuweilen der Schauplatz einer besonders raschen Umwandlung, und sie hinterläßt infolge der geographischen Isolierung und der kurzen Dauer solcher Gründerpopulationen *keine Spuren* in der Überlieferung von Fossilien.“

Auf dieser Grundlage entwickelten Eldredge und Gould (1972) die Theorie der Evolutionsschübe. Die meisten großen evolutionären Ereignisse finden während kurzer Schübe der Evolution statt, und erfolgreiche neue Arten treten, sobald sie weitverbreitet und häufig geworden sind, in eine

lange Periode des Stillstandes ein. Diese Periode dauert manchmal Jahrmillionen, und in ihren [sic] Verlauf kommt es nur zu minimalen Veränderungen. Derlei Artbildungsevolution ist, da sie in Populationen stattfindet, trotz ihrer rapiden Geschwindigkeit **graduell** und steht daher in keinerlei Widerspruch zum Darwinschen Paradigma“ [Mayr 198; Hvhg. H.I.].

Kutschera [K. 191 f.; Hvhg. H.I.] sieht das zehn Jahre später anders:

„Diese noch heute kontrovers diskutierte Theorie vom Tempo der Evolution besagt, dass die Phylogenese ausgewählter Taxa **nicht graduell**, sondern ‚in Schüben‘ erfolgt sei.“

Der Streit um den gestärkten oder ignorierten Gradualismus in dieser Theorie ist schwer entscheidbar, nachdem er durch Fossilien eben *nicht* belegt werden kann. Insofern existieren innerhalb der *Synthetischen Theorie* sogar konträre Positionen. Auf jeden Fall beruhen die Modellvorstellungen von Mayr, Eldridge und Gould allesamt auf isolierten Populationen – eine Position, die der sympatrische Buntbarsch entbehrlich zu machen scheint.

Wasserschlauch und Automobil

Ein klassisches Beispiel für Rätsel innerhalb der Evolutionstheorie und seine Behandlung darf hier nicht fehlen. Kutschera lag und liegt mit dem Biologen W.-E. Lönnig im Streit, weil Lönnig als Mitarbeiter des Max-Planck-Instituts für Züchtungsforschung eine Home-page für Intelligentes Design unterm Signum des Hauses betrieb, während Kutschera jahrelang kämpfte, dass sie als private homepage betrieben wird (Franz Krojer hat mir gegenüber ebenfalls eine Instituts-Home-page benutzt, bis ihm dieser Etikettenschwindel von seinem Arbeitgeber verboten worden ist).

Lönnig bat in diesem Streit Kutschera, Hypothesen zu einem Synorganisationsphänomen wie dem Wasserschlauch (*Utricularia vulgaris*) vorzulegen [K. 204]. Diese Pflanze hat einen evolutiv schwer erklärbaren Fangapparat ausgebildet. Kutschera geht zwar auf seinen Streit mit Lönnig auf ermüdend vielen Seiten ein, reagiert aber zunächst nicht auf diese Bitte Lönnigs [K. 205]. 24 Buchseiten später lässt er einen Journalisten das Geheimnis des Wasserschlauchs darstellen – Sinneshaare, ein Mechanismus in Tausenden kleiner Bläschen, der winzige Tiere ansaugt und diese Beute anschließend mittels Säften verdaut [K. 229]. Doch auch hier wird nicht erklärt, wie man sich die Evolution des im Millisekundenbereichs arbeitenden Fangapparats vorzustellen habe. Weitere vier Seiten später gibt Kutschera ohne Begründung bekannt, der „Wasserschlauch zähle, gerade wegen seiner bizarren Fresskünste, zu den Paradebeispielen – für die Kräfte der Evolution“ [K. 233]. Nun ist der Leser aufs äußerste gespannt, wie die Antwort lauten wird, muss aber noch weitere 54 Seiten warten, bis Kutschera mit einem schlechten Taschenspielertrick aufwartet. Er räumt nämlich endlich ein, dass

„bis heute ungeklärt ist, wie die Fangapparate der Wasserschlauchpflanze im Verlauf der Stammesentwicklung entstanden sind [...] Sowohl die Mechanismen der Ontogenese (Individualentwicklung) als auch die der Phylogenese (Stammesentwicklung) der *Utricularia*-Blattentwicklung sind bis heute ungeklärt (Ellison und Gotelli 2001)“ [K. 288, 290].

Aber:

„Der Wasserschlauch ist trotz dieser Wissenslücken ein Paradebeispiel für eine differenzielle Blatt-Metamorphose (Tierfang) und die Pflanzen-Evolution: Durch Abwandlung und Umbau von Laubblatt-Strukturen konnte *Utricularia* einen Lebensraum besiedeln und besetzt halten, der aufgrund der harschen Bedingungen (Nährstoffarmut, Wasserströmung, ständiges Verdriften) für konkurrierende Unterwasserpflanzen ‚wenig attraktiv‘ ist“ [K. 290].

Nun sind die „bizarren Fresskünste“ plötzlich irrelevant geworden, sei doch die Tatsache der Existenz des Wasserschlauchs ein Paradebeispiel für die Kräfte der Evolution. Doch in dieser Hinsicht unterscheidet ihn nichts von allen anderen rezenten Lebewesen, haben doch auch diese ihre jeweilige ‚Nische‘ gefunden und behauptet. Es wäre korrekter gewesen, sofort schlicht und einfach einzugestehen, dass die Entstehung des raffinierten Fangmechanismus noch ungeklärt ist. Ein einzelner noch ungeklärter ‚Evolutionssprung‘ kann die Evolutionstheorie nicht zu Fall bringen – das könnte allerdings eine Reihe von ungeklärten Entwicklungen leisten, wie sie z.B. bei den Metamorphosen zahlreicher Insekten zu gewärtigen sind.

Kutschera gibt sich auch andere massive Blößen. Um Prinzip und Wesen der Evolution vorzustellen, wählt er ein überraschendes Beispiel:

„In diesem Abschnitt soll an einem anschaulichen Beispiel – der historischen Entwicklung (‚Evolution‘) des Automobils – gezeigt werden, dass das Darwin/Wallace-Prinzip der Abstammung mit Abänderung bewährter Strukturen durch natürliche Auslese seit vielen Jahrzehnten in der Technik verwirklicht ist“ [K. 81].

Das zugehörige Bild zeigt eine Daimler-Motorkutsche von 1886 (vor der als „Urform?“ die Pferdekutsche genannt wird), einen Mercedes von 1901 und einen von 1955.

„Dieses ‚evolvierte‘ Auto ist z.B. durch ‚rudimentäre Organe‘ gekennzeichnet (funktionsloses Trittbrett, ein Erbe aus der Postkutschenzeit). [...] Verfolgt man die ‚Ahnenreihe‘ [...] zurück, so gelangt man zur Postkutsche, die von Pferden gezogen wurde, welche durch einen Verbrennungsmotor ersetzt sind. Aus welcher Vorstufe wurde die Postkutsche entwickelt? Es ist offensichtlich, dass sich diese Abstammungslinie in der ‚grauen Vorzeit‘ verliert“ [K. 82 f.].

Weiß Kutschera, was er hier tut? Bloß weil die Erfindung des Rades nur „auf den Zeitraum vor etwa 6000 Jahren eingegrenzt und der erste vierrädrige Wagen gar nicht datiert werden kann, fühlt er sich via ‘graue Vorzeit’ an die Evolution erinnert, findet Zweckmäßigkeiten und „rudimentäre Organe“ und fühlt sich in seiner Sicht der Auto-Evolution bestätigt, die wie in der Natur ablaufe. Dabei ist es das Paradebeispiel dafür, dass Design von einem Designer stammt, hier von mehreren Designern, die zum großen Teil sogar namentlich bekannt sein dürften. Kutschera bemerkt nicht, welchen Trumpf er seinen Gegnern zuschiebt, weil ihn nur ein Teilbereich interessiert, den er viel später in anderen Kapiteln beleuchtet:

„Ein moderner PKW ist vom ‚intelligenten menschlichen Auto-Designer‘ nicht von ‚A–Z‘ neu erdacht worden, sondern als Weiterentwicklung einer Vorläuferform entstanden. Wir werden im letzten Kapitel des Buches auf diesen unzulässigen Vergleich (Design in der Natur/in der Technik) zurück kommen“ [K. 111].

„Sogenannte ‚Auto-Designer‘ [...] sind die Schöpfer neuer Modelle und erinnern an Paleys ‚Intelligenten Designer‘. Allerdings hat noch keiner dieser Erfinder ein Auto völlig neu kreiert: Durch Abwandlung von Vorläufermodellen mit fest vorgegebenen Grundeigenschaften (vier Räder, ein Lenkrad, zwei Frontscheinwerfer usw.) werden immer wieder neue Varianten hervorgebracht, d. h. das Darwinsche Prinzip ‚Abstammung mit Abänderung‘ wird hier erfolgreich in der Praxis angewandt“ [K. 290 f.].

Nur weil in diesem Beispiel kein Designer beteiligt ist, der *alles auf einmal* von Grund auf gestaltet hat, glaubt er schweres Geschütz gegen Intelligentes Design aufgeföhren zu haben. Dieses Geschütz eliminiert sich selbst per Rohrkrepieler!

Hier ist das Verständnis des Rezensenten für Ulrich Kutschera und ‘seine’ Evolution als Tatsache am Ende. Sein Buch ist satztechnisch schlecht gemacht, weil die Zitate und der Text, Meinungen und Gegenmeinungen optisch ineinanderfließen. Fehlt nur ein Gänsefüßchen [wie auf S. 181], dann wundert man sich einmal mehr, wie Meinung plötzlich zu Gegenmeinung mutiert. Wenn aber sogar Beispiele für Evolution gebracht werden, die Paradebeispiele für schrittweises Intelligentes Design abgeben, dann wird es abwegig. Sind die Biologen nicht in der Lage, ihren seit 1858/59 entwickelten Ansatz so vorzutragen, dass der kritische Leser ihn übernehmen kann?

Weiter bleibt unverständlich, warum Kutschera [K. 206, 235 f.] mehrmals seine Kollegen aufföhrt, nicht an Podiums-Diskussionen mit seinen Gegnern teilzunehmen. Lässt es sich so schwer deutlich machen, wann ein Kreatonist von wissenschaftlichen Argumenten übergeht zu Glaubenssätzen? Oder geht es nur darum, dem Gegner kein Podium aufzuschlagen? ‘Dank’ dieser

seltensamen Haltung kam es auch zu keiner Diskussion in der Erfurter Staatskanzlei, ist doch Thüringens Ministerpräsident Dieter Althaus wegen seiner Einladung zum Streitgespräch von Naturwissenschaftlern angegriffen worden.

Gleichwohl hat im Januar 2006 eine solche Diskussion stattgefunden: zwischen Kutscheras Widersacher S. Scherer (Professor für Mikrobielle Ökologie in München) und dem Juniorprofessor Mathias Gutmann (Uni Marburg). Für Scherer ist „die Zunahme biologischer Komplexität [...] mit den Mechanismen der Evolution nicht recht zu erklären“.

„Dass die mittlerweile weithin abgesicherte Lehre noch ihre Lücken habe, räumte auch Gutmann ein. Daraus jedoch auf die Existenz einer Schöpferkraft zu schließen, sei schon wissenschaftstheoretisch schlechterdings nicht haltbar“ [Thurau].

Ich halte es für überaus notwendig, dass die Biologen öffentliche Position beziehen. Wer nur mäßige Bücher zur Aufklärung schreibt, wer Diskussionen vermeidet und verhindert, wer hinter den Kulissen darum kämpft, dass die Gegenseite keine öffentlichen Auftritte bekommt [aus K. 248 zu erschließen], muss sich nicht wundern, wenn mittlerweile ganz andere Positionen bezogen werden – und zwar innerhalb honoriger Wissenschaften. Hierzu ein Beispiel.

Hermann Müller-Karpe

Der überaus verdienstvolle Nestor der deutschen Vorgeschichtsforschung, Hermann Müller-Karpe (1948 promoviert und noch immer wissenschaftlich aktiv) hat 2005 in der Zeitschrift *Erwägen Wissen Ethik, vormals Ethik und Sozialwissenschaften (EuS) Streitforum für Erwägungskultur* einen Hauptartikel vorgelegt, der 20 Kritiker auf den Plan rief. Der Titel „Geschichtlichkeit des paläolithischen Menschen. Fakten und Anschauungen“ [abgekürzt M.-K.] lässt nicht erkennen, dass es um das Problem „Evolution“ geht. Ganz anders die ersten beiden Sätze seiner vorangestellten Zusammenfassung:

„Ausgegangen wird von dem Axiom, dass die Geschichtlichkeit des Menschen in der Geistbefähigung seiner Naturhaftigkeit gründet und diese Geistbefähigung **nicht evolutiv** aus hominiden Lebensformen ableitbar ist, sondern in einer neuartig-ganzheitlichen Erkenntnisfähigkeit sui generis besteht. Sie geht (im Gegensatz zu Sinneswahrnehmungen mit natürlicher Nützlichkeitsprüfung) von einem nur geistig zugänglichen Ganzen aus, das alles Empirische apriorisch als Urgrund bedingt“ [M.-K. 85; Hvhg. H.I.].

Die weiteren Ausführungen zeigten, dass Müller-Karpe tatsächlich die Geistwerdung von der evolutiven Werdung des Menschen abkoppelt, soweit hier Klarheit zu erzielen war, rügte doch Müller-Karpe fast alle Kritiker, sie hätten ihn missverstanden. Es handelte sich bei ihnen um drei Anthropologen, fünf Archäologen, einen Biologen, einen Chronologiekritiker, einen Ethnologen,

sechs Prähistoriker, einen Philosophen, einen Religionsgeschichtler und einen Soziologen, die sich auf Anfrage durch die Zeitschriftenredaktion geäußert haben. Von ihnen wurde Joachim Herrmann am deutlichsten. Nach einigen Zitaten stellte er klar:

„Eine derartige Auffassung ist nicht diskutabel, da sie letztendlich mit der Ablehnung der Evolution als artenbildendem Prozeß verbunden ist. Der Autor [Müller-Karpe] versucht, da die anthropologischen Fakten nach mehr als 150-jähriger Forschung nicht mehr zu bestreiten sind, körperliche Evolution von Hominiden zum Menschen von der Evolution des Gehirns und damit die Evolution von Gehirn- und Denkfähigkeit zu trennen“ [Herrmann in EWE, 116].

Die Zeitschrift *Erwägen Wissen Ethik* überlässt nach den Kritiken dem Autor des Hauptartikels das letzte Wort in Gestalt einer Replik. Müller-Karpe nimmt Herrmanns Vorwurf: „nicht diskutabel“ auf:

„Diese Begründung beruht entweder auf Worthülsen oder auf einer Irreführung bzw. einem Irrtum. Das erstere, wenn ‚Evolution‘ einfach als ‚Entwicklung‘ verstanden wird und ‚artbildender Prozess‘ einfach als ‚natürliche Herausbildung der Arten von Lebewesen‘ (dagegen verstößt der Hauptartikel nicht). Das letztere, wenn ‚Evolution‘ mit ‚Evolutionismus‘ gleichgesetzt und darunter eine methodologisch-reduktionistische Beschränkung auf physisch Verifizierbares, d.h. Materielles verstanden, also Naturwissenschaft als materialistische Weltanschauung gewertet wird“ [M.-K. 141].

Rolf Löther sprach u.a. von „Müller-Karpes dualistische[m] Antievolutionismus“ [EWE 121], Hans Mohr sah in Müller-Karpes erstem Axiom nur eine für den Biologen „zwar unerwartete, aber interessante Provokation“ [EWE 122], wobei dieser klarstellt: „Per definitionem ist mit einem Axiom ein Satz gemeint, der zwar nicht beweisbar, aber unbestreitbar ist“ [EWE 143]. Heinz-Jürgen Niedenzu „bleibt eine evolutionäre Erklärungsperspektive nichtsdestotrotz unverzichtbar“ [EWE 129], was Müller-Karpe nur gelten lässt, so „von einer materialistisch-naturalistischen Weltanschauung ausgegangen wird“ [EWE 145]. Aus Sicht von Helmut Ziegert

„wird der Versuch unternommen, die Menschwerdung nicht als Prozeß, sondern als Ereignis – Laßt uns Menschen machen (Genesis 1, 26) – zu beschreiben und historisch genauer am Beginn des Mittelpaläolithikums festzumachen“ [EWE 134].

Das ließ Müller-Karpe ohne Antwort. Mich eingeschlossen haben nur sechs der 20 Kritiker Müller-Karpes Anti-Evolutionismus benannt und kritisiert, was Kutschera hellhörig machen sollte. Meine eigenen Einwände bringe ich hier in gekürzter Form mit geänderter Zitationsweise [EWE 119 f.]:

Kippt die naturwissenschaftliche Weltansicht ?

Hermann Müller-Karpe nennt in seiner Zusammenfassung das Axiom, die Geschichtlichkeit des Menschen gründe in der Geistbefähigung seiner Naturhaftigkeit und diese Geistbefähigung sei nicht evolutiv aus hominiden Lebensformen ableitbar. Ein Axiom bedarf keines Beweises, muss aber innerhalb der Paläoanthropologie mit der Realität kompatibel sein. Doch der Autor kann nur anführen, „dass eine evolutive Herleitung der einen [Geistbefähigung] aus der anderen [auf eine Zweckmäßigkeit zielenden Naturgesetzlichkeit] nicht vorstellbar erscheint“ [K.-W. ((11))]. Aber die Vorstellbarkeit ist kein Prüfinstrument mit starker Trennkraft.

Dieses Axiom entstammt keiner naturwissenschaftlichen Weltanschauung, wie sie Müller-Karpe rügt, sondern einer geistesgeschichtlichen, die auch die Religion ernst nimmt [K.-W. ((1))]. Allerdings nennt er kein Agens für die den eigentlichen Menschen auszeichnenden Geistbefähigung. Welche kämen in Frage?

Da wäre an katastrophische Ereignisse zu denken, die der Evolution ein neues Umfeld schaffen, aber selbst keiner Evolutionslinie entstammen – also vorrangig an extraterrestrische Ereignisse. Grundstürzende Änderungen – bei der Sonneneinstrahlung, bei der Höhenstrahlung, beim elektrischen Feld [Heinsohn 2003, 55-66, unter Hinweis auf Josef Bayer, Alfred de Grazia, Otto Schindewolf, Immanuel Velikovsky und Milton Zysman], Einflüsse aus Nahbegegnungen oder Einschlägen von Asteroiden – sind bislang schon untersucht worden, sollten jedoch noch gründlicher untersucht werden. Müller-Karpe würde sie jedoch unter die mit naturwissenschaftlichen Methoden erforschbaren und erklärbaren Geschehnisse [K.-W. ((5))] einreihen und damit als Erklärungsansatz ausmustern.

Ferner wäre zu prüfen, inwieweit die wesentlichen Prinzipien der Evolution erkannt sind. [...] Dessen ungeachtet kann Müller-Karpe Verbesserungen am evolutiven Modell nicht anders einschätzen als die katastrophischen Auslöser.

Werden alle derartigen Möglichkeiten ausgeklammert, bleibt – bei Müller-Karpe sorgfältig ausgespart – nur der göttliche Eingriff, der den Menschen im Sinne von [K.-W. ((7))] dann zwangsläufig zur Religion und zu einem personalen Gottesbild führt [K.-W. ((11))]. Stattdessen ist davon die Rede, dass der menschliche Geist aus einer urmenschlichen Geistbefähigung entstammt [K.-W. ((z.B. 25))], doch das führt uns nur zu einer Tautologie oder zu einem Axiom im Sinne der Zusammenfassung. [...]

Zweifel bleiben gleichermaßen gegenüber monistischen wie ganzheitlichen Erklärungsmodellen:

- Der von Müller-Karpe vorgeschlagene Einschnitt in das evolutive

Modell zur Begründung des menschlichen Geistes ist letztlich der Übergang zu einem kreationistischen Modell, denn wenn an auch nur einer Stelle die Leistungskraft der Evolution nicht ausreicht, dann kann im Prinzip an weiteren Stellen ein göttlicher Eingriff postuliert werden. Es geht also um das naturwissenschaftliche Weltbild schlechthin.

Bislang sind im naturwissenschaftlichen Modell die Mechanismen der Evolution noch nicht hinreichend verstanden. Mit beliebig vielem Beweismaterial erklärbar ist lediglich der innerartliche Wechsel, der jedoch pointiert als „Züchtungserfolg“ bezeichnet werden könnte. Dagegen ist die zwischenartliche Evolution und damit die Evolution im eigentlichen Sinn im Vergleich dazu nur minimal belegbar – zu wenig auf jeden Fall für die von und seit Darwin errichteten Erklärungsmodelle. Das wird bislang durch scheinbar endlose Zeiträume kaschiert, in denen die Evolution wirken konnte.

Bei der eigentlichen Menschwerdung wurden bislang katastrophische Ereignisse, ob nun terrestrisch oder extraterrestrisch induziert, nicht hinreichend geprüft [Heinsohn 2003, 61-66]. Betrachten wir die gesamte Entwicklung des Lebens, so ist noch weitgehend offen, inwieweit Faunenschnitte und anschließende rasche Faunenausbreitung zusammenhängen.

Gewicht zu legen ist auf den chronologischen Rahmen. Die bisherige, allzu unkritische Bereitschaft der Paläoanthropologie, sich einen Datierungsrahmen durch physikalische Methoden vorgeben zu lassen, ist spätestens seit der Causa Protsch von Zieten in die Kritik geraten [Schulz 2004a, b]. Eine Kollegin urteilt: „Protsch reißt im Fallen eine komplette Chronologie inklusive aller darauf aufbauenden Theorien mit in den Abgrund“ [Aversano-Schreiber]. Es erscheint angebracht, neuerlich C14-Werte und dendrochronologische Daten im Licht von paläoanthropologischen Befunden zu prüfen und zu eichen [Horstkotte 19-29; Blöss/Niemitz]. Müller-Karpe verweist darauf, dass das mittelpaläolithische Substrat bislang „kein begründetes Urteil über die Zeitspanne“ erlaubt [K.-W. ((14))], also gerade der von ihm behauptete Übergang von reiner Naturhaftigkeit zur Geschichtlichkeit zeitlich nicht fixierbar ist. Für die Zeit davor ist an die Homo erectus-Funde in Swanscombe zu erinnern, bei denen laut Müller-Karpe von 1966 „ungewiß [ist], ob zwischen den beiden Schichten Jahrzehnte, Jahrhunderte oder Jahrtausende liegen“ [Müller-Karpe 1966, 293; vgl. Heinsohn 2003, 83].

Für die Zeit danach sieht Müller-Karpe eine ganz neue Kulturentfaltung: die neolithischen Kulturen. Dazwischen findet sich eine „Zäsur“ [K.-W. ((27))], der archäologisch nur mühsam zu schließende Hiatus des Mesolithikums. Auch hier liegt eine Möglichkeit der chronologischen Überprüfung. Schrumpft dieser Zeitabschnitt von Jahrtausenden auf Jahrhunderte

oder Jahrzehnte [Illig 1988, 29, 160; Heinsohn 2003, 94-112], so ist das sowohl für die Überlegungen von Müller-Karpe wie seiner Kritiker von Belang.

Auf meine Kritik antwortete der Prähistoriker:

„Falls ‚extraterrestrische Ereignisse‘, genetische Missbildungen oder dgl. ‚ausgeklammert‘ werden, bleibt ‚nur der göttliche Eingriff‘. Diese deus-ex-machina-Vorstellung mag dem Kritiker als einzige Alternative erscheinen, ist aber nicht mit dem gegenwärtigen ernst zu nehmenden Gottesbild kompatibel und gehört jedenfalls nicht in eine geschichtswissenschaftliche Darstellung“ [EWE 142].

Demnach ist Geschichtswissenschaftlern ‚Gottesferne‘ gar nicht mehr gestattet! Müller-Karpe betonte in seiner Antwort auf Rolf Löther:

„Wenn im Hauptartikel die für die urmenschliche Erkenntnisdimension angenommene Gottesuniversalität als ‚ewig‘ und ‚allmächtig‘ bezeichnet wird, so soll damit deren alle innerweltlich-naturale, partikulare, raumzeitlich bedingte Erfahrung übersteigende (nur menschlicher Geistigkeit zugängliche) Transzendenz ausgedrückt werden“ [M.-K. 142]

und sprach auch uneingeschränkt von der ‚Gottesuniversalität‘ [EWE 87]. Zur sicher mäßigen Freude von Kutschera stellt er auch in seinem Fazit noch einmal klar: Er geht nicht ‚von einem naturwissenschaftlich determinierten ‚anthropologischen Menschenbild‘‘ aus, sondern ‚von einem geschichtswissenschaftlichen, durch Geistbefähigung gekennzeichneten ‚humanen Menschenbild‘‘ [EWE 146].

„Dass heute das anthropologische Menschenbild weithin vorherrschend ist, haben die Kritiken bestätigt. Zugleich aber lassen sie deutlich werden, dass dieses ‚anthropologische Menschenbild‘ sich keineswegs zwingend aus dem Gesamtbestand gesicherter Fakten ergibt, sondern auf einer Verabsolutierung von physischen Fakten und Theorien beruht“ [EWE 146].

Deutlich geworden ist, dass hinter einem aufwendigen Begriffsapparat für die beteiligten Wissenschaftler keineswegs das Weltbild eines ‚reinen Verstandesmenschen‘ steht, sondern zwei diametral entgegengesetzte Weltbilder.

„Für den Autor des Hauptartikels sind ‚materialistisch-naturalistisch‘ und ‚kulturalistisch-idealistisch‘ gleicherweise verabsolutierende Einseitigkeiten, die er vermeiden möchte, um die Eigenwertigkeit sowohl der evolutiv-naturalen als auch der mentalen Komponente der frühen Menschen würdigen zu können“ [M.-K. 145].

Der Biologe Hans Mohr hielt entgegen,

„dass das naturalistische Weltbild von Physik und Biologie, an dem wir festhalten und an dem wir arbeiten, den Status einer materialistischen Metaphysik dezidiert überwunden hat. Naturalistisch bedeutet, dass in den

wissenschaftlichen Theorien und im wissenschaftlichen Weltbild keine übernatürlichen Kräfte vorkommen. Damit wird nicht behauptet, dass es diese übernatürlichen Kräfte oder Mächte nicht gäbe; die Voraussetzung, die der Naturforscher macht, ist lediglich, dass diese Faktoren, wenn es sie denn gibt, keinen Einfluss auf die Naturvorgänge, Naturgesetze und Naturkonstanten haben“ [EWE 122].

Franz Wuketis

Es ist einmal mehr deutlich geworden, dass Geisteswissenschaftler nicht unbedingt biologische Gedankengänge übernehmen. Weil Dieter Schwanitz genau dies ausgesprochen hat –

„naturwissenschaftliche Kenntnisse müssen zwar nicht versteckt werden, aber zur Bildung gehören sie nicht“ [K. 77],

ist er wegen dieser Feststellung und seiner naturwissenschaftlichen Unbildung von Kutschera gerügt worden [K. 77]. Doch was ändert die Kritik am Informanten, das ‘Köpfen des Botens’ am geläufigen Bildungsideal, falls es ein solches überhaupt noch gibt? Insofern wären die Biologen, die nun einmal sehr starke Überschneidungen mit den Aussagen der Religionen haben, gut beraten, sich nicht noch stärker in ‘Überlebensnischen’ oder gar ‘Sterbewinkel’ zu manövrieren. Ich suchte deshalb Rat in einer guten, strikt der *Aufklärung und Kritik* verschriebenen und deshalb so benannten Zeitschrift und traf dort auf Franz Wuketis [= W., 2005].

Auch dieser Biologie-Professor hat etliche Bücher zur Evolution geschrieben und kämpft für die evolutive Sicht der Dinge. Er wandte sich gegen den Wiener Kardinal Christoph Schönborn, der am 7.7. 2005 in der *New York Times* über „*Finding Design in Nature*“ geschrieben und u.a. befunden hat, dass die Leugner eines Plans in der Evolution „das Abdanken der menschlichen Intelligenz“ dokumentierten [W. 7]. Wuketis sieht Evolution etwas anders als Kutschera:

„Evolution ist die Veränderung der Arten im Laufe der Zeit, ein Prozess, der dazu führt, dass sich spätere Organismenformen von ihren jeweiligen Vorfahren mehr oder weniger deutlich unterscheiden. Eine *Evolutionstheorie* erschöpft sich aber nicht in dieser Feststellung (die mittlerweile auf einem gewaltigen Berg von Tatsachen beruht), sondern“ fragt nach den Abläufen der Evolution und ihren Triebkräften [W. 9].

Hier wäre der Berg von Tatsachen sauber von der Theorie getrennt. Doch schon im nächsten Absatz steht bezüglich der Evolution: „Die bleibt eine Tatsache.“ [W. 9]. Auch Wuketis wirft die individuellen Unterschiede aufeinander folgender Organismen, die unbestreitbar eine Tatsache sind, zusammen mit dem Entstehen von unterschiedlichen Klassen, Ordnungen und Stämmen, bei

dem noch fast alles dunkel ist. Wie schwierig es ist, Evolution sauber zu beschreiben, zeigt sein Zitat von 'Evolutionspapst' Ernst Mayr:

„Kurz gesagt, die Lösung . . . besteht darin, daß die natürliche Auslese selbst den Zufall in Plan verwandelt“ [W. 9],

was Wuketis erst zurechtrücken muss, weil die natürliche Auslese schon wieder 'handelt':

„Eben: Organismen mögen so *erscheinen*, als wären sie das Resultat eines (übergeordneten) Plans, aber das sind sie nicht“ [W. 10].

Gleich darauf nennt er „die ‚Organisationskräfte‘, die den Lebewesen innewohnen und ihre Evolution mitbestimmen“, fügt aber sofort an:

„Um hier nicht missverstanden zu werden beeile ich mich zu betonen, dass damit natürlich keinerlei ‚geheime Kräfte‘, wie sie von den Vertretern des Vitalismus strapaziert wurden, gemeint sind“ [W. 10].

Selbst wenn er sagt, die evolutionäre Entwicklungsbiologie laufe darauf hinaus, „dass die Evolution keine Absichten kennt, sondern sich selbst steuert“ [W. 11], dann kann die Evolution immer noch als handelnder Steuermann ihrer selbst missverstanden werden. Da ist eine wienerisch-ironische Formulierung allemal besser: „Die Evolution schreitet nirgendwohin – und das sogar ziemlich langsam“ [W. 12].

Vom Sinn

Fragen wir zunächst nach dem Sinn von Darwins einstigen Gedanken. Zu seiner Zeit herrschte der Glaube an göttliches Eingreifen in seine Schöpfung. Nicht nur Cuvier zufolge tat er dies mit Katastrophen, die u.a. den Sinn hatten zu strafen („Sündflut“) und anschließend neue Schöpfung zu ermöglichen. Der Baccalaureus der Theologie und leidenschaftliche Taubenzüchter Charles Darwin hat dieser gottbezogenen Sicht ein Ende gemacht, indem er die Arten ohne Sinn und Plan auseinander entstehen ließ, wobei er sich eingestandenermaßen schwer tat, die Zweckgerichtetheit eines Lamarck ('Erlertes wird vererbt') zu vermeiden. Mit der göttlichen Hand verschwand auch ihr probates Mittel, die Katastrophe, aus dem Blickfeld der nun erst wirklich entstehenden Biologie, die von der Geologie immer längere Zeiträume übernahm.

Deshalb wurden Katastrophisten wie Velikovsky so lange verketzert, bis Luis und Walter Alvarez 1978 den Biologen und Geologen wieder den Blick auf Katastrophen und ihre Wirkungen freimachten, die in unseren Reihen immer gesehen worden sind (z.B. Christian Blöss [ab 1986] oder Gunnar Heinsohn [ab 1995]). Die Suche nach den 'Triebkräften' kataklystischer Evolution ist sehr wohl der Evolutionstheorie verpflichtet, die sie allerdings für noch nicht ausreichend hält.

Die Theorie der Evolution hat aber, so sie im Kern richtig ist, einen

schweren Mangel, wegen dem Überlegungen wie Intelligentes Design immer wieder hochkommen werden. Wuketis zitiert dafür zunächst Joachim Kahl im Gefolge von Jacques Monod:

„Der menschliche Lebenssinn ist nirgendwo vorgegeben, nirgendwo aufgeschrieben: in keinem Buch des Lebens, in keinem Buch der Natur. Es gibt keine unzerstörbare, ideale Sinnstruktur der Welt, der wir uns vertrauensvoll, gläubig, einzuflügen hätten und darin geborgen wären.“

Das bedeutet natürlich nicht, dass der Mensch – jeder einzelne Mensch – nicht nach Sinn in *seinem* Leben suchen soll. Wir alle brauchen ja irgendwie das Gefühl, ein erfülltes Leben zu führen, etwas Sinnvolles zu tun oder getan zu haben. Nur kann uns die Evolutionstheorie dabei keine Stütze liefern“ [W. 13].

Weil dem so ist, wird die Evolutionstheorie ständig Gefahr laufen, von Kreationismus, Intelligentem Design oder dem nächsten Synonym abgelöst zu werden. Denn der Mensch braucht Hilfe bei der Sinnsuche, die etwa Viktor Frankl ins Zentrum seiner Dritten Wiener Schule gestellt hat. Wuketis zeigt eine solche Möglichkeit der Hilfestellung, die mir sehr wichtig erscheint:

„Wäre nämlich die Evolution geplant, jeder einzelne Mensch das Ergebnis eines umfassenden Plans, dann wäre es um unsere Individualität schlecht bestellt. Wir wären Marionetten eines in seinen Absichten letztlich undurchschaubaren ‚Designers‘. Hingegen gibt uns die Annahme einer sinnlosen Evolution die Möglichkeit, unseren Sinn – gemäß unseren individuellen Neigungen, Vorstellungen und Wünschen – selbst zu suchen (und zu finden) und uns dabei (selbst wenn’s eine Illusion ist) *frei* zu wähnen“ [W. 14].

Eine weitere Hilfestellung erscheint ebenfalls wichtig:

„Wem klar ist, dass alle Angehörigen unserer Spezies einen gemeinsamen Ursprung haben und gleichsam auf dem gleichen Stammbaumast sitzen, der wird sich von rassistischen Parolen nicht blenden lassen. Insgesamt also ist das Evolutionsdenken eine der tragenden Säulen eines säkularen, humanistischen Weltbildes“ [W. 15].

Solche sinnstiftenden Hilfestellungen muss die Evolutionsbiologie leisten, sonst wird sie im Wettbewerb mit anderen Erklärungen unterliegen oder ein in der Schule nicht weiter beachtetes Schattendasein führen.

Epilog: Ur-Biber, Federsaurier und T. rex

Vor wenigen Monaten hat Franz Wuketis auch folgenden Satz geschrieben:

„Wären die Saurier geblieben, hätten die Säugetiere weiterhin mit eher unscheinbaren (den heutigen Spitzmäusen vergleichbaren) Formen existiert“ [W. 12].

So sind wir das seit Schulzeiten gewöhnt. Doch zwischenzeitlich gibt es neue Funde mit Spuren von Haut und Haar aus dem Jura, also noch vor der Kreidezeit, an deren Ende die Saurier ausstarben. *Science* berichtete über ein schnabeltiergroßes Säugetier:

„Wissenschaftler haben in China die 164 Millionen Jahre alten fossilen Überreste eines Ur-Bibers entdeckt. Dieser Vorfahr moderner Säugetiere setzte wie heutige Biber seinen schuppigen Schwanz zum Schwimmen ein, ernährte sich von Fischen, konnte aber auch an Land leben. Damit gab es schon zu Zeiten der Dinosaurier Säugetiere, die erstaunlich weit entwickelt waren, schreiben die Entdecker. [...] Am Beispiel *Castorocauda* zeige sich, dass Säugetiere auch schon in der mittleren Jurazeit vielfältige Lebensräume besetzten“ [Gehrmann].

Ein einziger Fund wirft hier die bisherige Evolutionssicht gründlich über den Haufen. Zwar wurde schon bislang der Übergang vom Reptil zum Säuger vor ca. 230 Mio. Jahren und damit am Beginn des Erdmittelalters (mit Trias, Jura, Kreide) angesetzt (vgl. S. 221), doch blieben die Säuger bis zum Sauriersterben am Ende der Kreidezeit winzig und unauffällig.

Mit diesem Fund aus einer neuen Grabung erreichen die Säugetiere bereits 100 Mio. früher eine Entwicklungshöhe, die man ihnen bislang erst im beginnenden Tertiär zugestehen wollte. Nachdem die Forschung nicht nur den Urbiber, sondern mittlerweile mehr als 200 Säugerarten aus dieser Zeit als Steinabdruck kennt, auch Säugergruppen, die bereits zu Beginn der Kreidezeit ausstarben [Bethge], könnte sie sogar auf die Idee verfallen, dass bereits am Übergang Jura/Kreide ein Säugetiersterben stattfand, um so die verhuschten Winzlinge der Kreidezeit zu erklären.

Aber es kam noch 'schlimmer'. In Solnhofen/Schamhaupten wurde das dritte Exemplar von *Compsognathus* gefunden, einem kleinen Raubsaurier aus dem Jura. Er gehört zu den Hohlschwanzsauriern (Coeluro-S.) und damit zu den Sauriern, bei denen Federn nachgewiesen sind; die Vögel entstammen ebenfalls dieser Gruppe. Aber das neue Exemplar, das den Abdruck von Hautresten erkennen lässt, war unbefiedert. Die Hautoberfläche sei höckerig und pustelig, aber federlos gewesen, wobei anzufügen ist, dass der neue Fund mit seinen 75 cm Länge „als das best erhaltene Raubsaurierfossil Europas“ gilt [Seyfert].

„Daß es unter den urtümlichen Coelursauriern Arten mit und ohne Gefieder gab, nimmt den Forschern die Illusion, die Entwicklungsgeschichte der Federn sei geradlinig und leicht nachvollziehbar verlaufen“ [Wandtner].

Immerhin nimmt es so nicht mehr wunder, wenn Kutschera [30] einen mirakulösen doppelten Vogelursprung angibt: einmal vom Ur-Reptil vor ca. 150 Mio., einmal vom Dinosaurier vor ca. 126 Mio. Jahren (s. S. 221).

Und es gab noch eine Steigerung. Mary Higby Schweitzer hat mit ihrem Team Überreste eines Tyrannosaurus-Fund untersucht, der aus der Hell Creek Formation und damit aus dem El Dorado der Paläontologen stammt. Die Ergebnisse sind schlicht und einfach sensationell, werfen sie doch heikle Fragen hinsichtlich der Chronologie auf, wie sie Gunnar Heinsohn auf S. 208 ff. vorträgt.

Solche Funde sind erfreulich und erstaunlich, erhöhen aber bei niemandem die Glaubwürdigkeit der Paläontologen und ihrer Datierer. Hat man uns ein paar Jahrzehnte lang gelehrt, dass spitzmausgroße Säuger sich in später Kreide scheu an den Eiern der Saurier versuchten, so führen sie jetzt ein ganzes Erdzeitalter früher in Biber- und Hundegröße ein ganz 'normales' Leben. Das wäre hinzunehmen, wären nicht all jene, die 'schon immer' davon überzeugt waren, dass Säuger und Saurier parallel gelebt haben, der Pseudowissenschaftlichkeit geziehen worden – ein bei Kutschera häufiges Wort. Reptilien, die ihr Federkleid öfters an- und ablegen und zwei Mal aus sich heraus die Vögel entstehen lassen, sind für den Systematiker keine reine Freude. Und Sauriergewebe, das dank glücklicher Umstände rund 680 Mal länger hält als bislang gedacht (100.000 gegenüber 68.000.000 Jahre), wirft weitere Schatten auf die Länge der Erdgeschichte, und das ganz ohne Kreationismus.

Eine Synthetische Theorie, die hier von einem Tag auf den anderen 'umstellen' kann, ist eigentlich keine Theorie mehr, sondern nur noch eine Hülle, in der morgen auch das genaue Gegenteil von allem früher Gelehrten enthalten sein kann. Diese große Theorie enthält alles und damit nichts; sie ist nicht mehr widerlegbar und damit letztlich keine Theorie.

Das nüchterne Fazit: Die Evolutionisten vertreten ihr eigenes Fach und ihr Anliegen schlecht. Die Kreationisten werden es ihnen danken.

*

Um diesen Aufsatz nicht zu spröde zu beenden, wenden wir uns einem Text von Jorge Luis Borges (1899–1986) zu, den Michel Foucault [1971, 17] aufgegriffen hat. Er mag uns zeigen, was wir mit Hilfe der Naturwissenschaften und der Aufklärung vielleicht bereits überwunden haben.

„Dieser Text zitiert »eine gewisse chinesische Enzyklopädie«, in der es heißt, daß »die Tiere sich wie folgt gruppieren: a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppierung gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, l) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen«“

Literatur

- Aversano-Schreiber, Dagmar (2004): Ein eigener Kosmos; Leserbrief in: *Der Spiegel*, Nr. 36/2004, S. 14
- Bareither, Isabelle (2006): Seltene Evolution; in:
<http://www.sciencz.de/ticker/print143-5741.html>
- Bethge, Philip (2006): Fellträger im Dino-Reich; in: *Der Spiegel*, Nr. 9, 25.2., S. 143
- Blöss, Christian (1986): Darwin-Report; Basel
- Blöss, Christian / Niemitz, Hans-Ulrich (²2000): C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können; Berlin
- Borges, Jorge Luis (1966): Das Eine und die Vielen. Essays zur Literatur; München (daraus „Die analytische Sprache John Wilkins“)
- EWE = *Erwägen Ethik, vormals Ethik und Sozialwissenschaften (EuS). Streitforum für Erwägungskultur* 16 (1) 92-136; 20 Kritiken an dem Hauptartikel von Hermann Müller-Karpe
- Foucault, Michel (1971): Die Ordnung der Dinge; Frankfurt/Main
- Frankl, Viktor E. (⁸1984): Das Leiden am sinnlosen Leben. Psychotherapie für heute; Freiburg · Basel · Wien
- Gehrmann, Anna-Lena (2006): Ur-Biber war ein Zeitgenosse der Dinosaurier
<http://www.wissenschaft.de/wissen/news/drucken/262302.html>
- Glaubrecht, Matthias (1994): Was Darwin noch nicht wußte. Biologen entdecken ein neues Prinzip der Evolution; in: *Bild der Wissenschaft*, 2/1994, 44-48
- Heinsohn, Gunnar (1995): Wann starben die Dinosaurier aus? Eine Spekulation zum Galapagos-Archipel; in: *Zeitensprünge* 7 (4) 371-382
- (⁴2003): Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit; Gräfelfing
- (2006): Tyrannosaurus rex und seine taufischen Blutgefäße; in: *ZS* 18 (1) 208-212
- Heinsohn, G. / Steiger, Otto (¹⁴2005): Die Vernichtung der weisen Frauen; Erfstadt
- Illig, Heribert (1988): Die veraltete Vorzeit; Frankfurt/M.
- (1994): Darwin-Fink erledigt Darwinismus. Eine notwendige Polemik; in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6. Jg. (1) 97 f.
- (2000): Den Mythos erinnern, Karl vergessen. Rings um den Historikertag zu Aachen; in *Zeitensprünge* 12 (4) 626-638
- (2002): Von lesenswert bis ungelesen. Ein Florilegium; in: *Zeitensprünge* 14 (4) 736-745
- Kahl, Joachim (2001): Die Frage nach dem Sinn des Lebens; in: *Aufklärung und Kritik* 8 (1) 63-71
- K. = Kutschera, Ulrich (2004): Streitpunkt Evolution. Darwinismus und Intelligentes Design; Münster
kefk = <http://www.kefk.net/Fauna/Systematik/index.asp>
- LCI = Lexikon der christlichen Ikonographie. Herausgegeben von Engelbert Kirschbaum SJ [u. a.]; Rom · Freiburg · Basel · Wien
- M. = Mayr, Ernst (1994): ...und Darwin hat doch recht. Charles Darwin, seine Lehre und die moderne Evolutionstheorie; München
- Menting, Georg (1999): Explosive Artbildung bei ostafrikanischen Buntbarschen; in: *Zeitensprünge* 11 (4) 634-657

- Monod, Jacques (1971): Zufall und Notwendigkeit. Philosophische Fragen der modernen Biologie; München · Zürich
- Müller-Karpe, Hermann (1966): Handbuch der Vorgeschichte. Bd. 1. Altsteinzeit; München
- M.-K. = Müller-Karpe, H. (2005): Geschichtlichkeit des paläolithischen Menschen. Fakten und Anschauungen; in: *Erwägen Wissen Ethik, vormalis Ethik und Sozialwissenschaften (EuS). Streitforum für Erwägenskultur* 16 (1); Hauptartikel 85-92, Replik 136-146
- Rögener, Wiebke (2006): Aus eins mach zwei am selben Ort. Der Fund eines bisher unbekanntes Fisches zwingt Evolutionsbiologen zum Umdenken; in: *Süddeutsche Zeitung*, vom 10. 2.
- Schulz, Matthias (2004a): „Die Regeln mache ich“; in: *Der Spiegel*, Nr. 34/2004, 128-131
- (2004b): Mogelei im Knochenkeller; in: *Der Spiegel*, Nr. 42/2004, 156-160
- Seyfert, Christoph (2006): Nackte Tatsachen aus Bayern. Fossil stiftet Verwirrung über Evolution der Federtiere; in: *Süddeutsche Zeitung*, vom 16. 3. 2006
- Seynsche, Monika (2006): Darwin und der Buntbarsch. Entwicklung von neuen Arten auch ohne räumliche Isolation; in: *Deutschlandradio*, 9.2.2006, 16.35
<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/forschak/467757/>
- Singer, Wolf (2002): Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung; Frankfurt/Main
- Thurau, Martin (2006): Diskussion um Darwin; in: *Süddeutsche Zeitung*, 14. 1. 06
- Vaas, Rüdiger (2006): „Kreationisten pervertieren die Wissenschaft“ [Interview mit Ulrich Kutschera]; in: *Bild der Wissenschaft*, 3/2006, 32 ff.
- Vaihinger, Hans (1911): Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus; Leipzig (vorliegende erweiterte Fassung ⁸1922)
- Wandtner, Reinhard (2006): „Ein erstaunlich nackter Saurier“ und „Ein prächtiger Dinosaurier aus Bayern“; beide Artikel in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, vom 16. 3. 2006
- Willke, Thomas (2006): Und die Erde ist eine Scheibe!; in: *Bild der Wissenschaft*, 3/2006, 30 f.
- W. = Wuketis, Franz (2005): (Un-)Intelligent Design? Bemerkungen zur aktuellen Diskussion über Evolution und Sinn; in: *Aufklärung und Kritik* 12 (2) 7-17 (hg. von der *Gesellschaft für kritische Philosophie Nürnberg*) www.gkpn.de
- Zankl, Heinrich (2004): Der große Irrtum. Wo die Wissenschaft sich täuschte; Darmstadt
- zeit = Zeit-Umfrage (2006): www.zeit.de/zeit-wissen/2006/01/Kreationisten.xml

Versuche einer Psychohistorie des Frühmenschen

Stefan Diebitz

„Wir wissen, wie der prähistorische Mensch seine Schuhe schnürte und was er frühstückte, aber wir wissen nicht, welches Weltgefühl ihn erfüllte und welches Antlitz er trug; und solange wir das nicht wissen, redet er nicht zu uns.“ [Friedell 58].

Egon Friedell spricht einen für die Betrachtung der Vorgeschichte ungemein wichtigen Punkt an, der von der universitären Forschung bis heute kaum berücksichtigt wurde. Eigentlich trat die Bedeutung dieser Frage erstmals in den grundstürzenden Arbeiten Bachofens hervor, die eine Unzahl anderer Schriften inspirierten, zum Beispiel jene des Lebensphilosophen Ludwig Klages, der sich im dritten Band seines Hauptwerkes *Der Geist als Widersacher der Seele* aufmachte, das Wesen des vorgeschichtlichen, des „bildgefesselten Menschen“ zu erkunden, den er nach den mythischen Ureinwohnern Griechenlands den „pelasgischen“ Menschen nannte. Der pelasgische Mensch sei ein Vertreter des „nicht begrifflichen, sondern symbolischen“ [Klages 1932, S. 1257] Denkens, und dieses Denken hat Klages als der wohl wichtigste Vertreter der von Bachofen ausgehenden romantischen Strömung in dem letzten Teil seines gewaltigen Werkes zu schildern versucht.

Der Paläontologe Edgar Dacqué, in den 20er Jahren viel gelesen und selber von großem Einfluss auf Friedell und andere Autoren der Zeit, verarbeitete Einflüsse von Klages, aber auch von Jacob Böhme und Schelling in seinem Buch *Das verlorene Paradies*. Er unterstellte dem Menschen der „beginnenden Intellektualzeit“, dass sich seine „natursomnambul wirkenden Sinnesorgane“ [Dacqué 1938, 86] zurückgebildet hatten und auch weiter zurückbildeten, als er den von Klages als Abstieg und Verfall beschriebenen Weg von der Seele zum Geist zurückzulegen begann.

Auch einen Oswald Spengler, der sich in seinen Nachlasswerken *Urfragen* und *Frühzeit der Weltgeschichte* spekulativ mit der frühmenschlichen Psyche beschäftigt hat, darf man nicht übersehen. Später hat Jean Gebser sein eigenwilliges geschichtsphilosophisches Werk *Ursprung und Gegenwart* vorgelegt, das zunächst heftig diskutiert, aber schon bald vergessen wurde. Dieses Buch bemüht sich aber weniger um eine Psychohistorie als vielmehr um die Schilderung der Mutationen des Bewusstseins: „Die Aufgabe [...] gründet in einer geistesgeschichtlichen Analyse der Bewußtseinsebenen, so wie sie aus den Mutationen hervorgingen“ [Gebser 1949, 4]. Und Gunnar Heinsohn hat ver-

sucht, in seiner Studie *Die Erschaffung der Götter* die Psyche der frühen Hochkulturen in der Tradition des Psychoanalytikers Velikovsky zu analysieren und die Entstehung von Opferriten aus der Bewältigung kosmischer Katastrophen zu erklären.

Eine bewährte Methode wird von dem Geologen Hans Georg Wunderlich in seiner im Untertitel *Psycho-Archäologie* genannten Arbeit in einer Tafelunterschrift umschrieben: „Die [...] Buschmänner [...] sind lebende Zeugen, von denen wir den Geist unserer eigenen Steinzeitvergangenheit erfahren können“ [Wunderlich 1974, nach 160]. Wunderlich folgt, ohne ihn zu nennen, Arnold Gehlen, der Ergebnisse von Soziologie und Ethnologie in seinem heute klassischen Werk *Urmensch und Spätkultur* zusammenfasste. Aber diese Methode beruht auf der nicht weiter thematisierten, geschweige denn kritisch diskutierten Unterstellung, dass sich der Mensch seit der Steinzeit nicht wesentlich weiterentwickelte und dass wir auch heute noch Rudimente steinzeitlichen Verhaltens zeigen. Eine weitere Unterstellung zielt darauf, dass heutige Buschmänner, Pygmäen oder Aborigines den Steinzeitmenschen repräsentieren können, obwohl es doch steinzeitliche Hochkulturen gab, welche die Kultur der heutigen Primitiven unendlich überragten.

Trotz aller intellektuellen Anstrengungen dieser Autoren wie zahlreicher anderer Forscher ist es wohl absolut sicher, dass die Frage Friedells niemals auch nur annähernd, geschweige denn erschöpfend beantwortet werden kann, denn nicht einmal bei den ersten Hochkulturen, die uns Kunstwerke und schriftliche Zeugnisse in großer Zahl überliefert haben, können wir wirklich von Verständnis reden, sondern sind immer auf Vermutungen und Indizien-schlüsse angewiesen. Ein Beispiel ist die anatolische Stadt Çatal Hüyük, die zumeist als bedeutende Stadt interpretiert wird, aber ebenso wie mexikanische Pueblos auch als Nekropole gedeutet werden kann [Wunderlich 251-269]. Aber selbst dann, wenn die erstgenannte Deutung richtig sein sollte, gewinnt das äußerliche Leben dort für uns keinerlei Anschaulichkeit. Wegen dieser Schwierigkeiten ist es immer ein Indiz für die mangelnde Seriosität eines Autors, wenn er den ungeheuerlichen seelischen Abstand mit allerlei modernistischem Vokabular überspielen will, wie es in unzähligen Sachbüchern [vgl. Diebitz 1999, 203 f.], aber auch immer wieder in vorgeblich seriöser historischer Literatur geschieht.

Trotzdem ist es natürlich legitim, sich an einer Geschichte der seelischen Haltungen zu versuchen; und vielleicht ist es besonders erfolgsversprechend, die Fremdheit der frühen Kulturen in den Mittelpunkt zu stellen, also anzunehmen, dass es wirklich eine Kluft ist, die uns von diesen Menschen trennt. Der amerikanische Psychologe Julian *Jaynes* hat das in beispielhafter Weise getan und uns die seelische Starrheit und Unzugänglichkeit der ersten Hochkulturen in einem epochalen Werk anschaulich vor Augen geführt. Als Autor

zu seinen Lebzeiten (1920–1997) publizistisch trotz einer Universitätskarriere kaum in Erscheinung getreten, wurde 1976 sein umfangreiches Werk *The Origin of Consciousness in the Breakdown of the Bicameral Mind* publiziert, in dem er eine „Psychohistorie“ der frühen Hochkulturen bis ungefähr 1.000 Jahre vor der Zeitenwende vorlegte, die wenige Jahre später auch in einer sorgfältig übersetzten, bereits seit Jahren vergriffenen deutschen Ausgabe erschien, die hier innerhalb des Textes zitiert wird [mit J.].

Sein Geschichtsbild ist, was den Ablauf des Geschehens angeht, ganz konventionell, aber es „versteht sich auch von selbst, dass für die Erklärung einer Sache ihr Datum weitgehend irrelevant ist“ [Heinsohn 1997, 176]. Für die Erklärung des einen aus dem anderen kommt es weniger auf die absolute, sondern eher auf die relative Chronologie an, also auf mögliche Zusammenhänge zwischen parallelen oder aufeinander folgenden Ereignissen. Und: Wenngleich das politische Geschehen auch beachtet werden muss, so sind die kulturellen Revolutionen viel wichtiger.

Unter dem bikameralen Menschen versteht Jaynes einen Menschen, dem (Selbst-)Bewusstsein in unserem Sinne und damit jede Subjektivität abgeht. Er kann nicht sich selbst imaginieren, also nicht probehandeln oder phantasieren, und er kann sein eigenes Tun auch nicht reflektieren, sondern er geht, frei von jedem Innenleben, frei von einer Seele in unserem Sinne, ganz in seinem pragmatischen Wesen auf. Er folgt nur den Anweisungen, die ihm von Stimmen, die Jaynes für den Ursprung der Götter hält, zugeflüstert werden. Der Bewusstseinsbegriff ist generell umstritten – sogar so umstritten, dass Eugen Bleuler in der Frühzeit der psychiatrischen Forschung feststellte, dass „mit einem solchen Begriff nichts anzufangen ist“ [Bleuler 1911, 51]. Und so ist es auch dieser Punkt, an dem Kritik an Jaynes' Konzept einsetzt, ohne dass er im Rahmen dieser Zeitschrift diskutiert werden sollte.

Bikameral wird der frühe Mensch genannt, weil seine beiden Gehirnhälften voneinander getrennt waren: In der linken Hälfte befanden sich (bzw. befinden sich noch heute) bei einem Rechtshänder das Sprach- und das Sprechzentrum, in der rechten Hälfte aber halluzinierte der bikamerale Mensch Stimmen, wie es noch heute schizophrene Menschen tun. Der bikamerale Mensch hörte Stimmen und gehorchte dem

„Reservoir von sublimierten Erziehungserlebnissen, das sich unter den Bedingungen eines friedlich-autoritär angeordneten bikameralen Staatswesens angesammelt hatte“ [J. 263],

wobei unter „Gehorchen“ ein Vorgang zu verstehen ist, in dem der bikamerale Mensch seine Halluzinationen einfach umsetzte, ohne aus Eigenem dazuzutun. Deshalb entsprachen die angesammelten Weisheiten der rechten Gehirnhälfte in ihrem starren Konservativismus dem, was Hegel als Sitte anspricht:

„Die sittliche Bestimmung besteht eben darin, unverrückt in dem fest zu beharren, was das Rechte ist, und sich alles Bewegens, Rüttelns und Zurückführens desselben zu enthalten.“ [Hegel 311]

Die Starrheit eines solchen Wesens wird auf Bildern anschaulich, die uns Menschen einer unendlich fernen Zeit zeigen: Der Eindruck einer unüberbrückbaren Fremdheit ist überwältigend, und es scheinen Wesen zu sein, die unserem Erleben prinzipiell unzugänglich sind.

Und das gilt nicht allein für die Kämpfer der *Ilias* oder für Gestalten auf griechischen Schwarzfigurenvasen, sondern auch für Heroen anderer Zeiten und Epochen, die ebenfalls ohne Innenleben zu sein scheinen, ohne Mitleid mit dem anderen, ohne Gefühl und ohne Seele. Jaynes, dessen Argumentation allein von dem Großraum Mesopotamien - Ägypten - Griechenland ausgeht und nur gelegentlich mittel- und südamerikanische Kulturen hinzuzieht, vergleicht den bikameralen Menschen nicht mit Kindern, die ja in ähnlicher Weise un- oder vorbewusst sind, sondern einzig und allein mit Schizophrenen, die ihm als bikamerale Menschen in einer bewussten Welt erscheinen. Sie lauschen auf ihre inneren Stimmen, wie Hammurabi oder andere Herrscher der bikameralen Welt auf die Stimme ihres Gottes gelauscht haben mögen, die ihnen das Gesetz vorschrieb. Dieses Lauschen wird von Jaynes sehr schön mit Abbildungen illustriert, in denen ein Herrscher, die Augen weit aufgerissen und in sehr aufrechter Haltung, neben oder vor seinem Gott steht. Dagegen wird der Assyrerkönig Tukulti-Ninurta I. als einer der ersten Vertreter der Subjektivität kniend vor einem leeren Thron gezeigt. An dieser veränderten Haltung macht Jaynes das Erwachen der Subjektivität fest. Heinsohn [1997, 23] dagegen hält

„das Knien und das Umschlingen der unteren Extremitäten eines Beknieten, mit dem Mächtige um Gnade bzw. vorbeugend um das Nichteintreten von Mißmut angefleht werden“, für „so alt wie die Menschheit“.

Jaynes wird manchmal vorgeworfen (etwa in dem einschlägigen deutschen Wikipedia-Artikel), dass er für die Illustration seiner Theorie nicht auf Kinder zurückgreift, die ja ähnlich vorbewusst sind, sondern sich ganz auf Schizophrene konzentriert, aber das scheint deshalb schlüssig, weil ja der bikamerale Mensch, bevor er das erste Mal Stimmen hörte, schon andere, und zwar befehlende Stimmen gehört haben muss – etwa jene seiner Eltern –, die von ihm internalisiert und gespeichert wurden, um bei Gelegenheit, besonders aber bei hochgradigem Stress, abgerufen werden zu können. Ein bikameraler Mensch kann man erst in dem Augenblick sein, in dem man auch ein bewusster Mensch sein könnte, und das lässt sich von einem Säugling oder Kleinkind wirklich nicht sagen, die offenbar auch deshalb von Schizophrenie verschont bleiben. Wir müssen uns bikamerale Menschen als eine Mischung aus in-

stinktgesteuerten Wesen und als gehorsame Knechte ihrer Eltern denken; für Eigeninitiative oder Phantasie bleibt da wenig Raum.

Jaynes kann plausibel machen, dass Bewusstheit nicht notwendig unser Handeln – vor allem nicht unser gesamtes Handeln – begleiten muss, ja dieses sogar oft behindert, aber trotzdem ist die Vorstellung von einem Menschen, der überhaupt kein Ichbewusstsein kennt und deshalb blind und willenlos seinen Stimmen gehorcht, kaum nachvollziehbar oder gar nacherlebbar. In seiner oft gerühmten Interpretation der *Ilias* – einem Kapitel von geradezu suggestiver Überzeugungskraft – versucht er deshalb zu zeigen, wie bikamerale Menschen sich tatsächlich verhielten. Er stellt uns das Epos als eine Aneinanderreihung von rein äußerlichen Handlungen vor, unternommen von Menschen ohne Subjektivität, ohne Innenleben und ohne eigenen Willen. Achilles etwa halluziniert, als ihm Agamemnon die schöne Sklavin verweigert, am Meeresufer das Erscheinen einer, nämlich seiner Göttin, die niemand außer ihm selbst zu Gesicht bekommt. Eine in Nebel gehüllte Gestalt befiehlt ihm sein weiteres Verhalten, und an ihre Anweisungen hält er sich streng [Übersetzung Voß, *Ilias* I, 193 ff.]:

„Als er solches erwog in des Herzens Geist und Empfindung
Und er das große Schwert schon hervorzog, naht' ihm vom Himmel
Pallas Athen, entsandt von der lilienarmigen Here,
Die für beide zugleich in liebender Seele besorgt war.
Hinter ihn trat sie und faßte das bräunliche Haar des Peleiden,
Ihm allein sich enthüllend, der anderen schaute sie keiner.
Stauend zuckte der Held und wandte sich: plötzlich erkannt er
Pallas Athenens Gestalt, und fürchterlich strahlt' ihm ihr Auge.“

Genau in dieser Weise – Stimmen und in eine Aura gehüllte Gestalten halluzinierend – soll sich der bikamerale Mensch insgesamt verhalten haben; diese Halluzinationen waren der Ursprung seiner Götterwelt. Die Götter waren also eine Ausgeburt der Psyche, buchstäblich Kopfgeburten.

Es ist nur konsequent, wenn Jaynes den Helden der *Ilias* und damit den bikameralen Menschen mit dem Innenleben auch jede Moral verweigert („Gut und Böse existiert für sie nicht“) und von ihnen als von „göttlich gesteuerten Marionetten“ [J. 335] spricht. Wesen, deren Verhalten sich im Gehorsam gegenüber einer Halluzination erschöpft, sind offensichtlich nicht für ihr Handeln verantwortlich zu machen,

„so daß nichts von allem, was sie über diese langen Jahrtausende hin taten und ausrichteten, ihnen als Verdienst oder Schuld angerechnet werden kann“ [J. 248].

Ein bikameraler Mensch kann nicht betrügen oder täuschen [J. 270], und auch Gefühle in unserem Sinne sind ihm ganz fremd [J. 314 f.], nämlich bloß als

leibliche Erscheinungen gegenwärtig (als Krampf der Gedärme usw.), und er kennt keinerlei Privatsphäre:

„es gab überhaupt nichts Privates, weil der bikamerale Mensch keinen inneren Raum hatte, in dem er hätte privat, also ‚für sich‘ sein können, und kein Analogon namens ‚Ich‘, zu dem er ein Privatverhältnis hätte unterhalten können.“ [J. 252]

Dieser letzte Aspekt ist bereits deshalb problematisch, weil er ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem inneren Erleben und einem privaten Rückzugsraum behauptet, für den es eigentlich keine Belege gibt. Hinzu kommt, dass, wo auch immer uns der Mensch begegnet – auch in der allerfrühesten Zeit –, er immer schon wohnt, was bedeutet, dass er einen Bezirk für sich, für sein eigenes Selbst beansprucht [vgl. Diebitz 2005, 115 f.]. Und der Mensch der bikameralen Psyche kennt nicht allein Wohnungen, sondern bereits durchorganisierte, zum Teil beträchtlich große Städte – ist es wirklich denkbar, dass ein Bewohner dieser Städte keinerlei Begriff von privatem Leben besessen hat? Ist überhaupt ein Mensch ohne Privatheit denkbar?

Ein besonderes Problem stellt der Anfang von Kultur und Sprache dar. Woher die Weisheiten der rechten Hirnhälfte? Irgendwer muss doch einmal damit angefangen haben, sein Wissen zu formulieren und weiterzugeben, und sich auf seine Eltern berufen konnten nur die Nachgeborenen, die, wenn wir Jaynes glauben dürfen, im stillen Gehorsam ihren inneren Stimmen lauschten. Wie konnte es unter diesen Umständen einen Fortschritt der Kultur geben?

Auch Kinder kennen noch kein Ichbewusstsein, und so sprechen sie nicht von sich selbst als von einem Ich, sondern nennen sich, wenn sie zu sprechen beginnen, selbst bei Namen; eigentlich müsste etwas Ähnliches auch in Epik der ältesten Zeit auftauchen, im *Gilgamesch-Epos* oder in der *Ilias*, aber auf diesen Gedanken scheint Jaynes nicht gekommen zu sein. Seine Argumentation ist eine ganz andere, denn er liest nicht am Aufkommen der Personalpronomina das beginnende Ichbewusstsein ab, sondern er lässt ein sich erst allmählich entwickelndes metaphorisches Sprechen, das die unterschiedlichen Bereiche des Erlebens miteinander verknüpft, das Bewusstsein allererst begründen. Das Lesen stellt er sich zunächst als ein buchstäbliches Hören des Geschriebenen vor: Der Lesende hörte die Anweisungen des Herrschers mittels der geschriebenen Botschaft, als spreche dieser tatsächlich mit ihm. (Und bereits der bikamerale Hammurabi spricht als ein Ich, wenn wir der Übersetzung trauen dürfen [J. 303]).

So muss die Theorie der Sprache zu einem Exempel des Pragmatismus werden. Für Jaynes gab es in der ersten Frühzeit nur Befehle, und eine romantische Sprachtheorie, die den Ursprung der Sprache im Ausdruck bzw. in der Metapher sieht, wird von ihm erst gar nicht diskutiert. Dabei vertrat noch ein so nüchterner Geist wie der Neukantianer Ernst Cassirer die romantische

Position, dass „alle Wahrnehmung eines ‚Objektiven‘ ursprünglich von der Erfassung und Unterscheidung gewisser ‚physiognomischer‘ Charaktere ausgeht“ [Cassirer 1982, 94], womit eine ursprüngliche Metaphorizität des Erlebens angesprochen ist: Der Sturm ist selber wütend, und deshalb wird er nicht erst umständlich mit einem wütenden Menschen verglichen. Jaynes dagegen versucht am Beispiel von *Ilias* und *Odyssee* zu zeigen, wie eine vollkommen unmetaphorische Sprache über den homerisch umständlichen Vergleich erst die Metapher entdeckt. Im Grunde vertritt er die ganz pragmatistische Position, die Spengler in allen seinen Werken eingenommen hat:

„Welches sind denn die ursprünglichen Formen des Sprechens? Nicht das Urteil, die Aussage, sondern der Befehl, der Ausdruck des Gehorsams, die Feststellung, die Frage, die Bejahung, die Verneinung. Es sind Sätze, die sich stets an einen anderen wenden, ursprünglich sicher ganz kurz: Tu das! Fertig? Ja! Anfangen! Die Worte als Begriffsbezeichnung folgen erst aus dem Zweck der Sätze“ [Spengler 1931, 42 f.; vgl. 1965, 79 f., 1966, 147 f.].

Ein anderes prinzipielles Problem betrifft das Verhältnis von Natur und Geist: Wie kann eine kulturelle Revolution die Physis des Menschen verändern? Ist es denkbar, dass ein kultureller Fortschritt sich körperlich niederschlägt und vererbt wird? Jaynes schildert, wie die Naturkatastrophen des -2. Jtsd. die Starrheit der bikameralen Psyche aufbrachen, wie also die Explosion des Santorin und im Gefolge davon der Untergang von Atlantis, den er sich in der Ägäis vorstellt, Völkerwanderungen initiierten, in deren Verlauf die bikamerale Psyche immer wieder auf fremde Menschen und vor allem Sprachen traf und entweder unterging oder selbst die Anfänge der Subjektivität entwickelte. Weil er keinen einzigen Grund für die Aufgabe der bikameralen Psyche zu nennen weiß, der für sich allein überzeugen könnte, bietet er dem erschöpften Leser gleich deren sieben an:

„1. der Bedeutungsverlust der auditiven Sinnesmodalität [= der Gehörhalluzinationen; S.D.] als Folge der aufkommenden Schrift; 2. die inhärente Brüchigkeit der halluzinatorischen Kontrolle; 3. die Praxisferne der Götter im Chaos des historischen Umbruchs; 4. die Annahme einer inneren Ursache für die beobachteten Verhaltensabweichungen Fremder; 5. die Übernahme der Narrativierung aus der epischen Dichtung; 6. der Überlebenswert der Verstellung und 7. ein Quentchen natürliche Selektion.“ [J. 272]

Es scheint, dass sich Jaynes nicht recht zu entscheiden weiß zwischen einer Theorie des Bewusstseins im Sinne des oben angesprochenen Gebser und einer Theorie, welche einen physischen Wandel annimmt. Meist ist „Bewußtsein ein kulturell erlernter Vorgang“ [J. 485], aber worauf richtet sich dann das „Quentchen natürliche Selektion“? Die Evolution zielt doch nur auf die Ver-

änderung der Physis, als deren Folge sich dann kulturelle Veränderungen ergeben.

Falls sich wirklich die Natur des Menschen änderte, dann muss die Richtung der von Jaynes gegebenen Erklärung umgekehrt werden – entsprechend den kausalen Zusammenhängen. Nicht die Physis basiert auf der Kultur und wird durch diese modifiziert, sondern eine veränderte Physis muss auf das gesamte Leben dieses Wesens und damit auch auf alles Kulturelle zurückwirken, weil erst sie das Fundament für alles Geistige abgibt. Der Geist ist eben aufruhend, nicht frei schwebend; ohne eine materielle Grundlage ist er nicht denkbar und nicht existenzfähig. So ließe sich denken, dass eine Katastrophe dank einer veränderten Umwelt einen evolutionären Sprung der menschlichen Natur verursachte und sich infolge dieses Sprunges die Kultur weiterentwickelte – und zwar plötzlich, nicht allmählich.

In einer früheren Besprechung hat Illig die ungenauen und teils widersprüchlichen Vorstellungen von Jaynes über den zeitlichen Ablauf des Wandels von der bikameralen Psyche zur Subjektivität kritisiert:

„Was sich an Bewußtseinswandel anfänglich sogar bei ‚*einem*‘ Homer, also binnen eines Menschenalters beobachten ließ, ist plötzlich [...] nur noch ganz vage dem -2. Jtsd. zuzuschreiben [257], dann wiederum – wie in Griechenland – erst gegen -500 und noch später [354, 454], in der Bibel wiederum zwischen -8. Jh., -621 und spätestens -400 [359, 375, 379] abgeschlossen.“ [Illig 1995, 210]

Wie man sieht, sind Jaynes' Vorstellungen zu diesem Punkt generell unklar. Von Illig [1995, 212] wird noch ein weiterer Aspekt angesprochen: ein möglicher kultureller Rückschritt des Menschen, nämlich sein zeitweiliges Zurücksinken auf die Stufe der bikameralen Kultur in den Jahrhunderten zwischen dem Untergang des römischen Reiches und der Jahrtausendwende. Wenn man annimmt, dass Bewusstsein erlernt werden kann, dann muss es auch wieder verlernt werden können, und der Umstand, dass wohl das Altertum den Selbstmord kannte, das frühe Mittelalter aber kaum, könnte immerhin ein – vorerst noch schwacher und isolierter – Hinweis darauf sein, dass die Geschichte der Menschheit auch Rückschritte kennt, und in diesem Fall müsste man untersuchen, was es denn nun war, das der Bikameralität erneut ein Ende bereitete. Vielleicht sollte man unter diesem Aspekt, wie es Jaynes bei *Ilias* und *Odyssee* vorgeführt hat, die althochdeutsche oder altnordische Epik untersuchen?

Unter „Narrativierung“ versteht Jaynes den Versuch, alles Erlebte und Gedachte in eine Geschichte, bevorzugt in die eigene Biographie, einzuordnen; der bikamerale Mensch seiner Konzeption besaß also wie ein Kind überhaupt noch kein Verhältnis zu Vergangenheit und Zukunft. Diese These lässt sich wohl kaum verifizieren (sowenig wie Thesen über den Beginn der Spra-

che), aber sie wurde zuvor auch schon von anderen Denkern berührt, etwa von Spengler [1965, 105]:

„Der Mensch, und auch er nicht von der frühesten Stufe an [...], hat bildhafte Erinnerung an Vergangenes. Das ist etwas ganz anderes als der gegenwärtige Eindruck, das Schon-einmal-dagewesen-seins, der Bekanntheit einer Lage.“

Auch deshalb stand die bikamerale Psyche allem Fremden und Neuen verständnislos gegenüber – sie stand eben „unverrückbar fest“ –, so dass der Zusammenstoß mit fremden Kulturen sie in Panik versetzen musste: Die Stimmen waren bereits verstummt oder meldeten sich wenigstens seltener und konnten dann oft nicht mehr helfen, und der bikamerale Mensch wusste sich deshalb nicht zu verhalten und ging entsprechend unter, so ihm ein moderner Mensch feindlich begegnete, der anders als er flexibel genug war, auf neue Situationen reagieren zu können. Nach Jaynes waren es die Assyrer, die als erstes Volk moderne Subjektivität entwickelten; und war der bikamerale Mensch noch buchstäblich jenseits von Gut und Böse, so standen die Assyrer, als sie ihr Schreckensregime errichteten, unter dem Gesetz der Metanoia, wie es in einer Kapitelüberschrift heißt. Metanoia scheint eine Parallelbildung zu Paranoia zu sein; Jaynes erläutert diesen Begriff nicht, der sich zwar schon in den Schriften des Plotin-Schülers Porphyrios findet, aber dort einen ganz anderen Sinn besitzt [Wilamowitz-Moellendorf 1955, II:521]. Die extreme Grausamkeit der Assyrer erklärt Jaynes mit dem Verstummen der Stimmen, also mit dem Verschwinden der Sitte.

Als späte Vertreter der bikameralen Psyche interpretiert Jaynes besonders die alttestamentarischen Propheten, die noch Jahrhunderte nach dem Aufkommen der Subjektivität fremd in die neue Zeit hineinragten und unter dem Eindruck ihrer Halluzinationen predigten. Im schroffen Gegensatz dazu deutet Heinsohn [1997, 134] sie als die Vertreter einer kommenden, nicht etwa einer untergehenden oder gar untergegangenen Zeit, welche „die soziale Umwandlung der Liebe“ forderten und sich zu „der womöglich frühesten uns bekannten Verwerfung von Rassendünkel“ aufschwangen. Dies allerdings wäre ein mindestens ebenso krasser Anachronismus wie eine bikamerale Psyche in einer subjektiven Zeit.

Wenn zur Blütezeit der bikameralen Psyche Häuptlinge oder Könige verstarben, so wurden besonders ihre Schädel hergerichtet, damit sie Halluzinationen unterstützten: Sie lebten in ihren Grabmälern weiter. So stellt Jaynes sich das Aufkommen der Plastik vor – Statuen waren ursprünglich Halluzinationshilfen in einer bikameralen Welt. Diese Statuen, die im wesentlichen dem Gedenken an wichtige Verstorbene dienen, werden natürlich auch von anderen Autoren angesprochen, die sich aber ihre Funktion als im bloßen Andenken erschöpft vorstellen. In ihrer Endzeit, als die Stimmen seltener und

schwächer wurden, entwickelte die bikamerale Psyche Statuetten als Halluzinationshilfe, die zum Beispiel die ersten Händler auch auf Reisen mitnehmen konnten. Hier wirkt Jaynes' Konzept ebenso wie bei der Deutung der alttestamentarischen Propheten lebensnah, schlüssig und überzeugend, und wer mit ihm die Existenz einer bikameralen Psyche für plausibel oder auch nur für möglich hält, kann seiner Argumentation leicht folgen.

Mit dem Aufkommen der Subjektivität verstummten die Stimmen immer mehr, und man dachte sie sich in den Himmel versetzt, weshalb die ersten subjektiven Menschen, die Assyrer, geflügelte Figuren entwickelten – Anfänge der Engel als Boten der verstummten Götter. Für diese Veränderung des Gottesverhältnisses bietet Jaynes überzeugende Illustrationen: Jetzt steht der halluzinierende Herrscher nicht mehr aufrecht vor seinem Gott, dem er gebannt lauscht, sondern ein subjektiver Mensch kniet vor einem leeren Thron; für ihn ist das Knien also keinesfalls, wie für Heinsohn, eine Geste von Anbeginn der Menschheit an.

Aber auch zu dieser Thematik melden sich Fragen. Kennt nicht bereits die Steinzeit Statuetten? Zumindest die Möglichkeit anderer Ursprünge der Statue muss man annehmen [vgl. Heinsohn 109-123]; und überhaupt wäre zu fragen, wie es möglich ist, dass ein Mensch ohne Bewusstsein irgendetwas schaffen kann, das mit Kunst auch nur Ähnlichkeit besitzt.

Es ist extrem interessant, die in eigentlich jedem Fall abweichenden Erklärungen von Jaynes mit denen anderer Autoren zu vergleichen. Ein unter dem Einfluss von Bachofen argumentierender Autor wie Klages [1932, S. 1302] etwa deutet Wahrsagekunde „als magische Verwertung urchimlicher Gnosis“, wogegen sie für Jaynes den verzweifeltsten Versuch darstellt, die Leitfunktion der verstummten Stimmen zu ersetzen.

Wie steht es um die Begegnung mit fremden Menschen? Wie begegnete die bikamerale Seele einer anderen Psyche? Zunächst mag es scheinen, dass der bikamerale Mensch als ein Wesen ohne Bewusstsein einem anderen Menschen gar nicht wirklich hätte begegnen können, dass er gewissermaßen taub und blind gewesen wäre für dessen Gefühlsäußerungen und dass es deshalb keinerlei wirklichen Kontakt zwischen den einzelnen Menschen geben konnte, aber Psychologie und Philosophie führten bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Nachweis, dass „der Mensch mehr in den anderen als in sich selbst“ lebt, „mehr in der Gemeinschaft als in seinem Individuum“ [Scheler 1974, 241], so dass dieser Einwand keiner ist. Bereits ein vier Wochen alter Säugling kann Freude, Zuneigung oder Ärger in einem Gesicht erkennen – eben diese Tatsache ist es, die Klages, Cassirer und andere dazu bewog, den Ursprung der Sprache im Ausdruck und nicht in der Mitteilung zu suchen. Ichbewusstsein ist wohl wirklich nicht für Kommunikation notwendig. Nur kann es dann keinesfalls richtig sein, dass es die beginnende

Metaphorizität der Sprache ist, mit deren Hilfe das bikamerale Bewusstsein überwunden wird, denn die Metaphorizität der Sprache hängt ja unmittelbar mit der Fähigkeit zusammen, Ausdruck zu bemerken, zu verstehen und auszudrücken.

Immer wieder betont Jaynes die geringe Größe bikameraler Staatswesen, weil die bikamerale Psyche mit der Begegnung mit Fremden überfordert war. Aber kannte nicht bereits die Bronzezeit wenn nicht Reiche, so doch große Kultverbände, etwa jenen atlantischen von den Küsten Südkanindiens bis Nordafrika? Es ist ausgeschlossen, dass diese Menschen nur eine Sprache kannten.

Im Grunde richten sich alle Einwände nicht gegen die Konzeption einer bikameralen Psyche, so bizarr diese auch ausgefallen sein mag und so unabweisbar deren Geschichtlichkeit wahrscheinlich bleiben wird, sondern auf die Erklärungen von Jaynes, mit denen er deren Ende bzw. den Übergang zum Bewusstsein zu erklären versucht. Diese Versuche sind absolut unzureichend und nicht allein erweiterungsbedürftig, sondern es scheint, dass sie grundsätzlich verkehrt ansetzen und dass auf diese Weise die Mutation der bikameralen zur subjektiven Psyche unmöglich erklärt werden kann.

Literatur

- Bleuler, Eugen (1911): *Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien*; Leipzig · Wien (Handbuch der Psychiatrie. Spezieller Teil, 4. Abteilung, 1. Hälfte)
- Cassirer, Ernst (1982): *Phänomenologie der Erkenntnis* (Philosophie der symbolischen Formen, 3. Teil); Darmstadt
- Dacqué, Edgar (1938): *Das verlorene Paradies. Zur Seelengeschichte des Menschen*; München · Berlin
- Diebitz, Stefan (1999): Der Einstein der Antike, in: *Zeitensprünge* 11 (2), 200-206
- (2005): *Seelenleid. Beiträge zu Phänomenologie und Theorie von Angst und Scham*; Münster
- Friedell, Egon (1980): *Kulturgeschichte Ägyptens und des alten Orients. Leben und Legende der vorchristlichen Seele*; München (1936)
- Gebser, Jean (1949): *Ursprung und Gegenwart*; Stuttgart
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1952): *Phänomenologie des Geistes. Nach dem Text der Originalausgabe* hrsg. von Johannes Hoffmeister; Hamburg
- Heinsohn, Gunnar (1997): *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion*; Hamburg
- Illig, Heribert (1995): Die Entstehung des Bewußtseins. Eine runderneuerte Rezension, in: *Zeitensprünge* 7 (2), 208-212
- Jaynes, Julian (1988): *Der Ursprung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche*. Deutsch von Kurt Neff; Reinbek (in der TB-Ausgabe von 1993, Reinbek, als Titel nur „Der Ursprung des Bewußtseins“). Beide Ausgaben mit identischem Seitenumbruch
- Klages, Ludwig (1932): *Das Weltbild des Pelasgertums (Der Geist als Widersacher*

der Seele. 3. Band, II. Teil); Leipzig

Scheler, Max (1974): Wesen und Formen der Sympathie. Studienausgabe, hrsg. von Manfred Frings; Bern · München

Spengler, Oswald (1931): Der Mensch und die Technik. Ein Beitrag zu einer Philosophie des Lebens; München

- (1965): Urfragen. Fragmente aus dem Nachlass. Unter Mitwirkung von Manfred Schröter hrsg. von Anton Mirko Koktanek; München

- (1966): Frühzeit der Weltgeschichte. Fragmente aus dem Nachlass. Unter Mitwirkung von Manfred Schröter hrsg. von Anton Mirko Koktanek; München

Wilamowitz-Moellendorf (²1955): Der Glaube der Hellenen; Darmstadt

Wunderlich, Hans Georg (1974): Die Steinzeit ist noch nicht zu Ende. Eine Psycho-Archäologie des Menschen; Reinbek

Stefan Diebitz 23568 Lübeck, Wilhelm-Wisser-Weg 49

Apolitische Archäologie

Eine Lebenslüge wurde im Irak, der „Wiege der Zivilisation“, zu Grabe getragen

Ulrich Franz

Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus,
Und segnet Fried und Friedenszeiten.

Johann Wolfgang von Goethe
Faust. Der Tragödie Erster Teil

Es ist nicht die Aufgabe von Wissenschaft, Politik zu betreiben, sondern die Wahrheit zu ergründen. Wenn aber die Möglichkeit von Wissenschaft grundsätzlich bedroht ist, dann hat jede weitere Untätigkeit in politischer Hinsicht die Selbstaufgabe von Wissenschaft zur Folge. Genau das ist in den Diktaturen geschehen, wo missliebige wissenschaftliche Positionen kriminalisiert und sogar verboten wurden (z.B. Quantenphysik vs. „Deutsche Physik“, Genetik vs. „Lysenkoismus“, Psychoanalyse). Heute ist wieder die Vernichtung der Möglichkeit von Wissenschaft vor aller Augen im Irak geschehen.

Zur Zerstörung der Archäologie im Irak

Drei Jahre nach dem dritten Irak-Krieg vom März bis Mai 2003, einem völkerrechtswidrigen Angriff einer Koalition von Streitkräften unter dem Oberbefehl des Pentagon, gibt es im mittleren und südlichen Irak keine Möglichkeit mehr, Archäologie zu betreiben. Alle bekannten und viele weitere unbekannte Grabungsstätten sind dort für immer wegen Plünderungen zerstört. Die Gebiete sehen aus wie eine pockennarbige Mondlandschaft, übersät von kleinen und größeren Löchern.¹ Die Besatzungstruppen blieben untätig wie schon bei den Museumsplünderungen, die diese nach meiner Beurteilung der

¹ Fotostrecke von geplünderten irakischen Kulturstätten vom Fotoreporter-Ehepaar Micah Garen und Marie-Hélène Carleton, online :

<http://www.fourcornersmedia.net/Iraqarchaeology/archaeology.htm>

Indizien ebenfalls absichtlich und nicht aus Überforderung geschehen ließen [vgl. 2003, 303 ff.]. Einzig zu Fototerminen mit Helikopterflügen zeigte man für ein paar Stunden eine waffenstarrende Präsenz für die Weltöffentlichkeit. Mehr noch, sie beteiligten sich auch aktiv an der Zerstörung antiken Kulturguts (s. Anhang): Von April 2003 bis Dezember 2004 haben polnische Truppen und die US-Armee die ehemalige Grabungsstätte der antiken Stadt Babylon als Militärcamp besetzt. Das 80 km südlich von Bagdad am Euphrat gelegene Babylon wurde von 1898 bis 1917 unter Leitung des deutschen Archäologen Robert Koldewey ausgegraben; von ihm wird noch näher zu sprechen zu sein. Auch hier sind Schäden zu registrieren, diesmal durch das Gegenteil von plünderndem Wühlen, nämlich Bodenverdichtung und Auffüllung von Sandsäcken mit antiken Siedlungsresten.

Geradezu glimpflich war dagegen der Schaden für das irakische Nationalmuseum in Bagdad. Deblauwe schätzt nach drei Jahren den Gesamtbestand des Irakmuseums nach wie vor nur grob auf 501.000 Exemplare infolge eines katastrophalen Materialmangels dank der von den USA und Großbritannien durchgesetzten UN-Sanktionen in den 1990er Jahren, die eine Erfassung sehr erschwerten. Davon seien etwa 2 % oder 11.500 Gegenstände vermisst oder noch nicht zurückgegeben worden. Von ursprünglich 15.500 gestohlenen Kunstgegenständen sind ca. 4.000 zurückgegeben und etwa weitere 3.000 seien im Ausland entdeckt, aber noch nicht zurückgeschickt worden. Dies ergäbe ein Restdefizit von 8.500 Stück, die wirklich fehlten.

Als unbefangener Beobachter hätte man eigentlich irgendeine Gegenwehr der Archäologen erwarten dürfen. Doch nichts dergleichen geschah. Man hielt es für klüger und findet es weiser, weder zu protestieren geschweige denn zu intervenieren. Angesichts der Totalzerstörung der mittel- und süd-irakischen Kulturstätten klingen die Worte der Direktorin des Vorderasiatischen Museums zu Berlin, Professor Beate Salje, heute wie blanker Hohn:

„Auf das eklatante Versagen [sic] der militärischen Beschützer beziehungsweise Nicht-Beschützer in den ersten Tagen der Plünderungen herumzureiten, ‚bringt jetzt nichts mehr‘, meint die Professorin [Salje] lakonisch wie salomonisch. Nach vorne möchte sie gehen, und mit ihr die eingeschworene Familie der Kenner jener Kultur, die sich die vorderasiatische nennt. Oder die Wiege unserer Zivilisation.“²

Bis heute war von offizieller Seite kein Sterbenswörtchen zur amerikanischen Untätigkeit, geschweige denn gegen deren Komplizenschaft zu hören: „Einig

² Thomas Kielinger, „Die Bibliothek ist gerettet, immerhin. In London tagte die zweite Unesco-Konferenz über die Kulturschäden im Irak.“ *Die Welt*, Freitag, 2. Mai 2003. Online: <http://www.welt.de/data/2003/05/02/82328.html?prx=1>

sei man sich, dass es sich hier im Kern um einen organisierten Raubzug handelt.“ Kein Wunder, dass die in Paris versammelten Experten Schuldzuweisungen an die USA nur mühsam unterdrücken können. Warum haben die amerikanischen Truppen Ölquellen und Dämme geschützt, aber keine Kulturstätten?“³ Wenn systematisch Wälder oder Häuser von Brandstiftern angezündet werden, dann erwartet man ganz selbstverständlich irgendeine Abwehr der Forstbehörden oder Polizei. Hier aber waren es nur die unvermeidlichen Außenseiter jener „eingeschworenen Familie“, eine Handvoll mutiger Archäologen, die auch Ross und Reiter nannte und handelte. Denn ein erfolgreiches Eingreifen war viel einfacher, als man ununterbrochen und stillschweigend in der Archäologenzunft vorschützte.

Ein einziger Leitartikel mit schockierenden Bildern von gutgelaunten Raubgräbern in der *New York Times* vom 23. Mai 2003 über die Zerstörung der ehemaligen Grabungsstätte von Isin löste nachgerade eine Lawine an Rettungsmaßnahmen für bedrohte antike Kulturgüter aus.⁴ Die Archäologin Susanne Osthoff, die sich Ende 2005 im Irak 24 Tage lang in der Gewalt von Geiselnehmern befand, konnte den NYT-Journalisten Edmund Andrews dazu überreden, ihr auf die damals gerade geplünderte Grabungsstätte von Isin zu folgen und darüber auch zu berichten. Osthoff hatte selbst von Mitte der 1970er Jahre bis 1989 in Isin gegraben, gemeinsam mit Barthel Hrouda, dem Doyen der Vorderasiatischen Archäologie. Der Altorientalist Franz Sommerfeld meinte zu diesem Mediencoup:

„Am spektakulärsten war ein Bericht in der *New York Times* aus Isin vor zwei Jahren. Die Aufnahmen sind bis heute fast die einzigen Bilder von Raubgrabungen. Dass Großbritannien und die Schweiz die Unesco-Konvention zum Schutz von Kulturgut ratifiziert haben, hängt damit zusammen.“⁵

Hinzuzufügen ist hier auch das verschämte, späte Echo eines deutschen Gesetzentwurfs zur Ratifizierung dieser Unesco-Konvention,⁶ der am 15.

³ *Die Zeit*, Donnerstag, 24. April 2003, Nr. 18, Seite 13f., „Kunstraub. Weltkultur im Bollerwagen“, online: http://www.zeit.de/2003/18/Kunstraub_NEU_

⁴ Edmund L. Andrews, „Iraqi Looters Tearing Up Archaeological Sites“, *New York Times*, 23. Mai 2003, online:

<http://www.commondreams.org/headlines03/0523-08.htm> (fast ganz ohne die ausschlaggebenden Fotos) oder

<http://www.nytimes.com/2003/05/23/international/worldspecial/23LOOT.html>

⁵ Sonja Zekri, „Lasst sie selbst entscheiden!“, *Süddeutsche Zeitung*, 29. Dezember 2005, Interview mit Prof. Walter Sommerfeld, online:

<http://www.sueddeutsche.de/deutschland/artikel/138/67071/print.html>

⁶ „Convention on the Means of Prohibiting and Preventing the Illicit Import, Export

Februar 2006 vom Regierungskabinett gebilligt worden ist – allerdings mit dem Paukenschlag einer gleichzeitigen Legalisierung aller bis dato sich im Handel befindlichen Kulturgüter unbekannter Herkunft, sofern nicht doch noch im Bundesrat Änderungen erfolgen.⁷ Als weiterhin wesentlich zu nennen ist auch eine erfolgreiche Gesetzesinitiative in den USA, der „Emergency Protection for Iraqi Cultural Antiquities Act of 2004“, die mit Unterstützung des *Archaeological Institute of America (AIA)* zustande gekommen ist.⁸ Auch hier krankt das Gesetz an einer entscheidenden Schwäche: Der US-Präsident kann nun, aber er muss nicht Verfügungen erlassen, die den Handel mit mesopotamischer Kunst unterbinden, die seit August 1990 aus dem Irak illegal exportiert worden war. Auch der Mainzer Archäologe Dr. Michael Müller-Karpe bringt Osthoffs Medienarbeit in Verbindung mit der Ratifizierung der Unesco-Konvention von Staaten, deren jeweilige Kunsthandelslobby sich bis dahin jahrzehntelang erfolgreich gegen die Ratifizierung durchsetzen konnte.⁹

and Transfer of Ownership of Cultural Property / Konvention zum Verbot und zur Verhütung der unzulässigen Einfuhr, Ausfuhr und Übereignung von Kulturgut“, online: http://www.unesco.org/culture/laws/1970/html_eng/page1.shtml

⁷ Jens-Uwe Korsowsky und Rayk Wieland, „Raubgrabungen im Irak. Wie die deutsche Regierung den illegalen Handel mit antiken Kunstwerken indirekt fördert.“ MDR-Kulturreport Leipzig, 19. Februar 2006, online:

<http://www3.mdr.de/kulturreport/190206/raubgrabungen.html>

⁸ Francis Deblauwe, „Operation Iraqi Freedom“ und danach. Das archäologische Erbe des Irak und der Kampf der Wissenschaft gegen die internationale Kunsthandels-Lobby“, in: *Forum Archaeologiae. Zeitschrift für klassische Archäologie* 36 , IX (September), 2005, online:

<http://homepage.univie.ac.at/elisabeth.trinkl/forum/forum0905/36irak.htm>

⁹ Tagesschau: „Welchen Stellenwert hat ihre [Osthoffs] Arbeit für die Archäologie?“ Müller-Karpe: „Den kann man gar nicht hoch genug einschätzen. Es geht nicht nur darum, dass die Wiege der Zivilisation buchstäblich zerstört wird. Es wird auch die Arbeitsgrundlage der Archäologen zerstört. Aus einer zerwühlten archäologischen Stätte kann ein Archäologe keine Informationen mehr gewinnen. Susanne Osthoff wollte darauf aufmerksam machen. Allerdings wollte man das nicht hören. Sie hat mit verschiedenen Fernsenteams diese Raubgrabungen besucht - unter Einsatz ihres Lebens. Da wurden Aufnahmen gemacht, die jetzt ständig gezeigt werden: [...] Es handelt sich dabei um Raubgrabungen! Das sind hochbrisante Aufnahmen. Susanne Osthoff wollte einer breiteren Öffentlichkeit vor allem in Deutschland zeigen, was dort geschieht.“

[...] Deutschland ist einer der wenigen Staaten, die die Unesco-Konvention von 1970 zum Kulturgüterschutz nicht unterzeichnet haben. Diese Konvention besagt, dass man die Gesetze, die andere Länder zum Schutz ihres kulturellen Erbes erlassen haben, respektiert. Den eigenen Bürgern würde dann der Handel mit Raubgütern aus solchen Ländern untersagt.“ [...]

Tagesschau: „Heißt das auch: Wenn Susanne Osthoff diese Arbeit nicht machen wür-

Als Resümee darf festgehalten werden: Mit nur geringem Aufwand an Öffentlichkeitsarbeit bei zugleich großem Mut schaffte es eine einzelne Archäologin, mehr für den Schutz antiker Kulturgüter zu erreichen als ihre Zunft in mehreren Jahrzehnten einer entwürdigenden und katastrophalen Untätigkeit.

Nun könnte man einwenden, eine Untätigkeit der Archäologen zu Kriegzeiten sei aber doch sicher verzeihlich und verständlich, und zu Friedenszeiten gäbe es erst recht keinen Anlass, sich unnötig über Politik den Kopf zu zerbrechen. Ein solcher Lobgesang auf eine quietistische Weltabwendung und auf die Fachidiotie wird allerdings durch die Geschichte der Archäologie im Irak selbst widerlegt.

Archäologie als Fortsetzung der Diplomatie mit anderen Mitteln

Bereits in der Frühzeit der mesopotamischen Archäologie agierte diese auch unter politischen Vorzeichen. Dies reichte zwar bei weitem nicht an die politische Bedeutung wie etwa der Handelspolitik heran, doch die Unschuld einer nur der reinen Forschung verpflichteten Pionierwissenschaft hatte sie damals nicht mehr. Grabungen im Zweistromland waren seit der archäologischen Professionalisierung Ende des 19. Jhs. immer auch eine Art Kulturförderung und Aufbauhilfe zur Förderung eines regionalen (Lokal-)Patriotismus. Sie sollten die jeweiligen Eliten, also Emire und Scheiks, in deren Stammesgebiet sie stattfanden, zur jeweiligen Nation des Grabungsteams hin positiv zu stimmen. Die aufstrebenden Industrienationen erforschten die Frühgeschichte, und die regionalen Gastgeber wurden in historischer Hinsicht aufgewertet, eine Hand wusch die andere. Im Gegenzug erwartete man stillschweigend mehr Kooperation von den Sheiks; Archäologie war und ist seitdem die Fortsetzung der Diplomatie mit anderen Mitteln. Von diesem Wettkampf der Ausgrabungen profitierte die Forschung in reichem Maße und zehrt davon noch heute.

So etwa gruben die Engländer in Nimrud, 30 km südöstlich von Mossul, und in Ninive, am linken Ufer des Tigris gegenüber der Stadt Mossul; die erste Grabung erfolgte bereits 1846 durch Sir Austen Henry Layard. 1842 wurde Ninive vom französischen Konsul in Mossul, Paul-Émile Botta, teilweise ausgegraben, von 1931-32 an führten die englischen Archäologen Richard Campbell Thompson und Max Mallowan einen Tiefschnitt aus. Leonard Woolley entdeckte ab 1922 die Königsgräber von Ur am Euphrat im südlichen Irak.

Die deutsche Seite wurde in archäologischer Hinsicht unter der Führung der 1898 gegründeten *Deutschen Orient-Gesellschaft* (DOG) aktiv. Robert

de, dann würde sie im Zweifelsfall niemand machen?“

Müller-Karpe: „Das ist richtig.“ (28. Dezember 2005); online:

http://www.tagesschau.de/aktuell/meldungen/0,1185,OID5082588_REF1.00.html

Koldeweys Grabungen sind hier besonders hervorzuheben. Koldewey fand ab 1898 in langjährigen Grabungskampagnen die Prozessionsstraße von Babylon mit dem Ischtartor, die Hängenden Gärten der Semiramis, eines der sieben Weltwunder, und die Paläste Nebukadnezars. Er war zuvor im Auftrag der DOG in Zinçirli tätig, einer späthethitischen Stadt in der südöstlichen Türkei; seit 1882 fanden hier Ausgrabungen statt. Walter Andrae grub von 1903 bis 1914 in der ersten Hauptstadt des Assyrerreiches Assur im Norden des heutigen Irak am Ufer des Tigris. Uruk wurde erstmals von einem deutschen Team unter Julius Jordan, Andraes Kollegen in Assur, vor dem 1. Weltkrieg ausgegraben. Die Expedition kehrte 1928 nach Uruk (Warka) zurück und führte bis 1939 weitere Kampagnen durch.

1901 machte Kaiser Wilhelm II. die Anliegen der DOG zur Chefsache und stellte die Gesellschaft unter sein Protektorat. Das war jedoch keine rein philanthropische Schirmherrschaft und Mäzenatentum bar jeglicher politischer Einflussnahme. Denn zeitgleich trieben Kaiser, Industrie und Deutsche Bank das Projekt der Bagdadbahn voran, um dadurch das Osmanische Reich zu industrialisieren und damit letztlich Land und Leute den Engländern abspenstig machen zu können. Mehr noch, Wilhelm II. setzte die Deutsche Bank mit der Androhung von inländischem Auftragsentzug unter Druck, nicht von diesem geostrategischen Projekt abzuspringen.

Mesopotamien oder Irak, wie der Landstrich spätestens seit seiner formalen Unabhängigkeit von Großbritannien am 3. Oktober 1932 genannt wird, ist seit der Wende vom 19. zum 20. Jh. zum Schauplatz eines erbitterten Ringens um die Vorherrschaft zwischen Deutschen und Briten geworden; heute variiert die Konfliktlage mit den Allianzen USA und Großbritannien einerseits und Russland, Frankreich, Deutschland andererseits. Dieser Kampf spielte sich stets hinter den Kulissen ab und wurde bis heute nur selten offen angesprochen. Das offizielle Stillschweigen darüber macht deutlich, wie außerordentlich prekär und heikel die Lage im Mittleren Osten eingeschätzt wird. Gleichwohl schaffte dieses beiderseitige Verschweigen zur chronischen Brisanz der Lage überhaupt erst die Illusion, Archäologie in dieser Region käme der Neutralität und Harmlosigkeit von Schmetterlingssammlern gleich. Englands oberste politische Maxime war seit der Neuzeit, immer die beiden jeweils stärksten europäischen Kontinentalmächte gegeneinander auszuspielen, ganz so wie die Ethnien in ihren Kolonien auch. Diese heimtückische Methode hat unter dem harmlosen Begriff „balance of power“ Eingang in die Geschichtsbücher gefunden.

Gegen Ende des 19. Jhs. erwuchs nun den Engländern in Deutschland ein zunehmend erstarkender Rivale auf dem Festland. Das ist heute in etwa vergleichbar mit dem industriellen Aufstieg Chinas und dessen anwachsende Rivalität zu den USA. Neben der Marinefrage führte die Nahostfrage zum

erbittertsten Widerstand der Briten, die damit den Zusammenhalt ihres Empires radikal bedroht sahen. Auslöser der anwachsenden Nervosität Londons war der Plan Georg von Siemens⁷, eine Eisenbahnlinie von Berlin aus über Konstantinopel, Bagdad bis nach Kuwait an den Persischen Golf zu bauen – die legendäre Bagdadbahn. Ihre Trasse führte auch mitten durch die kurdischen Ölfelder. Bis zum 1. Weltkrieg wandten die Briten jeden Trick an, um das Projekt zu sabotieren. Bei der Transsibirischen Eisenbahn versuchte man dieselbe Obstruktion und scheiterte, doch hier sollte es wenigstens zum Teil gelingen.

Das Britische Empire – erbaut auf Verrat und Gewalt

Die shakespeareischen Königsdramen fanden ihre reale Entsprechung und Fortsetzung in der Weltmachtspolitik der britischen Elite. Das Spiel um die Weltherrschaft nannten sie „The Great Game“, was sich so harmlos wie eine ausdauernde Rangelei unter rauflustigen Rackern anhört. Mit derselben kindlichen Besessenheit wird die „große Politik“ im Grunde genommen auch gespielt – simpel und brutal. Denn so einfach und sogar primitiv der Grundsatz des gegenseitigen Ausspiels zweier Parteien auch scheinen mag, so war er doch für den Aufstieg und die Hegemonie der Briten essentiell und in der Regel auch von Erfolg gekrönt. Hinzu kommt, dass die Eliten der solchermaßen düpierten und gedemütigten Gesellschaften den Schaden, den ihnen die englische Elite aufbürden konnte, erst viele Jahre und Jahrzehnte später bemerkt haben.

Scham über die eigene Dummheit, aber auch diplomatische Taktik haben dafür gesorgt, dass das Wissen über die britische Strategie bis heute weitgehend auf einen kleinen Kreis von Insidern beschränkt blieb. So habe ich es auch nur einem Glücksfall zu verdanken, daß ich jenseits der akademischen Schulen und der marxistischen Orthodoxien auf einen kleinen Überblick zur Geschichte der Geopolitik im 20. Jh. gestoßen bin. Die Interpretationen des US-amerikanischen Wirtschaftsjournalisten und Ölexperten William Engdahl [2002] habe ich mir anhand der Ereignisse im Irak zu eigen gemacht.

Der Irak war der Nebenkriegsschauplatz von Englands Politik der Einkreisung Deutschlands. Seit 1902 wusste man von großen Erdölvorkommen im Irak. In London erkannte man Ende des 19. Jhs. mit zunehmender Sorge, dass der Industrialisierungsprozess Deutschlands immer machtvollere Dimensionen annahm. Um Deutschland wieder in die Schranken zu weisen, verbündete man sich 1904 im „Zweibund“ mit dem Erzfeind Frankreich und 1907 mit Rußland („Tripelentente“). Dem deutschen Reich verschwiegen man jedoch bis zuletzt, dass man sich bei Angriff auf einen der verbündeten Staaten auch zu Kriegshandlungen verpflichtet hatte. Der 1. Weltkrieg wurde durch ein Attentat auf den österreichischen Thronfolger ausgelöst, die Suche nach den Hin-

termännern verlief ergebnislos. Auf dem Höhepunkt des Krieges, bei dem Großbritannien relativ wenig Soldaten und davon überproportional viel aus den Kolonien an die Front schickte, kam es 1916 zu einer geheimen Aufteilung des Osmanischen Reiches unter Frankreich und England (Sykes-Picot-Abkommen). Mitwisser waren der russische Zarenhof und Italien; nur dank der russischen Oktoberrevolution 1917 konnte die Öffentlichkeit Kenntnis von dieser Geheimdiplomatie erhalten.

Um Fakten zu schaffen, ermunterte London seinen Agenten Thomas E. Lawrence, ab 1917 bis 1918 gemeinsame Sache mit den Arabern gegen die osmanischen Truppen zu machen. Lawrence, der zuvor als studierter Archäologe das arabische Land bereist hatte, versprach seinen arabischen Kombattanten wider besseres Wissen danach die staatliche Unabhängigkeit. Denn auch er war in das Sykes-Picot-Abkommen eingeweiht. Lawrence (of Arabia) litt zeitlebens an seinem Verrat, seine Auftraggeber jedoch nicht. Unmittelbar nach der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde setzte Großbritannien am 7. November 1918 eine Armada von einer Million Soldaten gen Nahost in Gang und besetzte den gesamten Süden des Osmanischen Reiches einschließlich der zuvor Frankreich zuerkannten Gebiete. Einen Monat später vereinbarten der britische Premierminister Lloyd George und der französische Präsident Clemenceau informell die Abtretung der Ölquellen von Mossul an England, wofür Frankreich die Hälfte der Ölförderung und die britische Unterstützung bei einer eventuellen Besetzung des Ruhrgebiets durch die Franzosen erhalten sollte. So geschah es denn auch 1923: Die Franzosen besetzten das Ruhrgebiet auch als Ersatz für den Verzicht auf die Ölfelder von Mossul [Engdahl 113].

Im März 1921 tagte in Kairo eine britische Konferenz unter Vorsitz von Kolonialminister Winston Churchill und weiteren vierzig Nahost-Experten, darunter die Agenten T.E. Lawrence und Gertrude Bell, über die nächsten Maßnahmen zur Umgestaltung der Nahostregion nach britischen Interessen. Aufgrund der unerwartet verlustreichen Kämpfe gegen den Aufstand der betrogenen Araber übertrug man die Verwaltung formell von einem britischen Protektorat auf einen arabischen Potentaten, den Sohn des Haschemiten Husain Ibn Ali von Mekka und Medina, Feisal Ibn Hussain. Von da ab hieß nun Mesopotamien auch Irak [ebd., 95 f.]. Seine Ernennung war der Empfehlung der Historikerin und Hobby-Archäologin Gertrude Bell zu verdanken. Sie beteiligte sich auch maßgeblich an der Grenzziehung und am Entwurf der „irakischen“ Flagge. Bei der Umrahmung des irakischen Territoriums achtete man wiederum sorgfältig auf eine Heterogenität der Ethnien: im Norden befinden sich seitdem nun ungefragt die Kurden, in der Mitte die Sunniten und im Süden die Schiiten. Eine weitere Pioniertat war ihre Gründung des irakischen Nationalmuseums für Funde von antiken Kulturgütern. Ein späterer

Machthaber Iraks, Saddam Hussein, diesmal aufgrund von US-amerikanischen Öl-Interessen eingesetzt, versuchte mit Hilfe der Archäologie das Surrogat eines irakischen Nationalgefühls für das britische Kunstgebilde zu schaffen. Unter seiner Diktatur blühte hier noch ein letztes Mal die Archäologie in großem Stile auf, der Rest ist Schweigen.

Gegenwart

Vor der Invasion gab es in Bagdad täglich rund 16 Stunden Strom, Anfang 2006 sind es nur noch 4 Stunden. Nach Angaben des *Fischer Weltalmanach* waren im Juni 2005 ca. 70% der Bevölkerung arbeitslos, neun Millionen Menschen sollen unterhalb der Armutsgrenze leben. Zwei Drittel der Dörfer verfügen über kein sauberes Trinkwasser. Zeitweise werden bis zu 70 Anschläge pro Tag ausgeübt. Die amerikanische Option besteht in einem vorsichtigen Truppenabzug, der aber nicht vollständig sein soll. Wie in Vietnam sollen zunehmend einheimische Sicherheitskräfte die Lage kontrollieren, was diese wiederum zum bevorzugten Anschlagziel des Widerstands macht. Gleichzeitig spekulieren Beobachter über eine Balkanisierungsstrategie der Amerikaner, die so ihre Besatzung fortwährend rechtfertigen könnten. Dazu zählten auch Anschläge auf Heiligtümer der Sunniten und Schiiten. Dieser Strategie der Unregierbarkeit und des formalen Parlamentarismus, dessen Wirkungskreis sich nur auf die „Green Zone“ in Bagdad beschränkt, nutzen auch die Anschläge eines Terroristen namens Abu Musab Az-Zarqawi. Doch zunehmend werden mehr Zweifel an der Authentizität dieser Figur laut. Konkreten Nutzen haben nur die US-Streitkräfte.

Auch die Archäologin Osthoff soll von dessen Gruppe zunächst in Erbil bedroht und ein halbes Jahr später in Bagdad entführt worden sein. Dies geschah bei ihrem Versuch, mit Hilfe der deutschen Botschaft in Bagdad zwei bedeutsame kurdische Kulturdenkmäler zu restaurieren, eine Karawanserei in Mossul und ein Kulturzentrum in der Zitadelle von Erbil zu Ehren Koldeveys. Die angebliche Morddrohung wurde ihr von den Amerikanern überbracht, als sie sich im Mai 2005 zur Vorbereitung ihrer Projekte im Nordirak befand. Anstatt sie sofort nach Bagdad in die deutsche Botschaft zu bringen, wird sie erst 16 Tage lang in Mossul von den Amerikanern festgehalten und verhört. Dabei forderte man sie auch auf, mit den Amerikanern nachrichtendienstlich zu kooperieren. Am Tage ihrer Entführung informierte darüber die amerikanische Botschaft noch am selben Morgen die Deutschen. So schließt sich der Teufelskreis, die Archäologen (und Politiker) werden für all das eine Deutung haben, die sie wiederum nicht öffentlich äußern, um auch weiterhin Archäologie betreiben zu können. Doch dafür ist es jetzt zu spät. Sie haben zu lange geschwiegen.

Anhang

Zur Erinnerung und weiteren Ergänzung sei hier noch einmal auf die Indizien hingewiesen, die auf eine Zusammenarbeit von Kunsträubern und der US-Armee schließen lassen.

Am 8. April 2003 nachmittags in Bagdad wurden zwei Bewacher eines öffentlichen Gebäudes am Tigris-Ufer durch das Gewehrfeuer eines US-Panzers ermordet, anschließend schossen mehrere US-Panzer das Tor vom benachbarten Justizministerium auf; mehrfach wurde in arabischer Sprache aus vier amerikanischen Panzern heraus die Bevölkerung dazu aufgerufen, die öffentlichen Gebäude zu plündern.

„US Forces deliberately encouraged the Looting“, online:

<http://globalresearch.ca/articles/ROT304A.html>

Übersetzung von: „USA uppmanade till rofferi“, Dagens Nyheter, 11. 4. 2003, online: <http://www.dn.se/DNet/jsp/polopoly.jsp?d=1435&a=129852>

Zitat: „I was just 300 meters away when the guards where murdered. Then they shot the building entrance to pieces, and their Arabic translators in the tanks told people to run for grabs inside the building. Rumours spread rapidly and the house was cleaned out. Moments later tanks broke down the doors to the Justice Department, residing in the neighbouring building, and looting was carried on to there.“

Dagens Nyheter ist Schwedens bedeutendste Tageszeitung.

Mehrere Augenzeugen beobachteten am 9. April 2003, wie zwei Panzer vor dem Bagdader Nationalmuseum anrückten, amerikanische Soldaten die Tür des Hauptgebäudes aufbrachen und etwa zwei Stunden in den Ausstellungssälen blieben. Anschließend brachten sie Gegenstände heraus und transportierten sie ab. Tags darauf setzten die weltweit aufsehenerregenden Plünderungen des Nationalmuseums ein, die professionell durchgeführt wurden.

Franz Sommerfeld, „Go in, Ali Baba! It's all yours.“ *Süddeutsche Zeitung*, 8. Mai 2003, Zitat:

„Das überraschendste Detail in allen Schilderungen aber war die Behauptung, dass die amerikanischen Soldaten oft erst die Plünderungen ermöglichten, indem sie gut gesicherte Tore aufbrachen oder aufschossen und dann die Umstehenden aufforderten zu plündern: „Go in, Ali Baba, its yours!“ –, hätten ihnen die Amerikaner zugerufen, so irakische Augenzeugen. „Ali Baba“ sei unter den Amerikanern geradezu ein Sammelbegriff für plündernde Iraker geworden.“ Online: <http://www.sueddeutsche.de/kultur/artikel/973/10963>

Franz Sommerfeld ist Professor für Altorientalistik in Marburg.

Der ehemals ranghöchste französische Bibliothekar und Unesco-Gesandte Jean-Marie Arnoult hatte bei seiner Bestandsaufnahme der irakischen Bibliotheken im Juni/Juli 2003 festgestellt, dass zur Vernichtung der Bibliotheken chemische Brandbeschleuniger eingesetzt wurden, über die nur die irakische oder US-

Armee verfügen. Werner Bloch, „Das eingäscherte Gedächtnis“, *Neue Zürcher Zeitung*, 14. November 2003, online:

<http://f25.parsimony.net/forum63193/messages/12351.htm>

„In Bagdad und Basra wurden offenbar gezielt Brandbeschleuniger eingesetzt. Bücher karnte man in genau ausgewählten Ecken des Gebäudes zusammen, sie wurden mit brennbaren Chemikalien übergossen und so positioniert, dass die Hitze auch die Regale und Metallkonstruktionen der Gebäude zum Einsturz brachte. Brandbeschleuniger, erklärt Arnoult, finde man allein bei der Armee – sowohl bei den irakischen als auch bei den amerikanischen Streitkräften. Es sei klar, dass militärische Techniken angewandt wurden.“

Jean-Marie Arnoult, „Assessment of Iraqi cultural heritage Libraries and Archives“, 27. Juni - 6. Juli 2003, online:

<http://www.ifla.org/VI/4/admin/iraq2407.htm>

„The first and visual acknowledgement is that the fire was well organised: books were gathered in some places and burnt with combustive agent so that they entirely burnt together with metallic shelves; it means that temperatures were high enough to destroy books and the structure of the building itself.“

Seite 7: Report by Jean-Marie Arnoult, Inspecteur général des bibliothèques Paris, France

Der britische Journalist und Nahost-Korrespondent des *Independent*, Robert Fisk, berichtete von blau-weißen Bussen, mit denen die Brandstifter der Bagdader Regierungsgebäude und Bibliotheken im April 2003 direkt zu den Gebäuden gefahren wurden und die von den US-Militärposten nicht kontrolliert wurden.

Robert Fisk, „Looking Beyond War“, *Democracy Now!*, 22. April 2003, Interview, online:

http://www.robert-fisk.com/fisk_interview_demnow22apr2003.htm

„They were coming to the scenes of arsonists in blue and white buses. God knows where these buses were from. They weren't city corporation buses, although city corporation buses were being used by looters. But the arsonists were an army. They were calculated and they knew where to go, they had maps, they were told where to go. Who told them where to go? Who told them where the Americans would not shoot at them or would not harm them? This is a very, very important question that still needs to be reconciled and answered.“

Robert Fisk, „For the people on the streets, this is not liberation but a new colonial oppression“, *The Independent*, 17. April 2003:

„The looters come first. The arsonists turn up later, often in blue-and-white buses. I followed one after its passengers had set the Ministry of Trade on fire and it sped out of town.“

Online: <http://www.robert-fisk.com/articles232.htm>

Literatur

- Engdahl, F. William (2002): Mit der Ölwanne zur Weltmacht. Der Weg zur neuen Weltordnung. Wiesbaden: edition steinherz.
- Franz, Ulrich (2003): Die Plünderungen der irakischen Museen und Grabungsstätten sind kein „Versagen“, sondern Absicht der Alliierten. Über die Vernichtung unseres kulturellen Gedächtnisses durch Raubgrabungen, Kunstraub und Kunsthandel, in: *Zeitensprünge* 15 (2), 303-336.

Weblinks

- <http://iwa.univie.ac.at> „The Iraq War & Archaeology“, Nachrichten- und Fotoportal des belgisch-amerikanischen Archäologen Dr. Francis Deblauwe über den Irakkrieg und seine Folgen für die Archäologie
- <http://the.iraq.museum> Homepage des irakischen Nationalmuseums in Bagdad
- <http://www.engdahl.oilgeopolitics.net> Homepage von F. William Engdahl

Kontakt: ulrichfranz@gmx.de

Rungholt: Nordfriesisches Mykene ?

Hans Peter Duerrs Bericht, rezensiert von Heribert Illig

Duerr, Hans Peter (2005): *Rungholt. Die Suche nach einer versunkenen Stadt*; Frankfurt am Main · Leipzig [= D.], 764 S., 272 Abb.

Es gäbe einen edlen Wettstreit in Bremen, wer nun der vielseitigste Professor an der dortigen Universität wäre, säßen dort nicht Hanseaten oder zumindest hanseatische Gemüter. Hier geht es um keinen Hanseaten, sondern um einen gebürtigen Heidelberger, um Hans Peter Duerr, den Lesern der *Zeitensprünge* durch die Rezension seines fünfbandigen Hauptwerks bekannt [Diebitz 3/2003, 631-636]. Er nahm von 1992 bis 1999 eine Professur für Ethnologie und Kulturgeschichte in Bremen an, obwohl damals

„dessen Universität als eine Art ‚vergessene Welt‘ [galt], in der ideologische Lebensformen wucherten, die andernorts schon längst dem natürlichen Selektionsprozeß zum Opfer gefallen waren“ [D. 12].

Wie dem auch war, Duerr mietete sich in den Ferien in Nordfriesland ein, sah in der Pension eine alte Karte und wusste ab da, wo die geheimnisvolle Stadt Rungholt zu suchen war. Er tat dies auf mehreren Schiffsexkursionen, bei denen nicht nur die Lokalisierung der verschwundenen Stadt gelang, sondern auch ein Buch entstand, das seine universitäre Herkunft nicht verleugnen kann: 412 Seiten Text, flankiert von 191 Seiten Anmerkungen und 139 Seiten an Bibliographie, die hier fast zum Selbstzweck wird, geht es doch Duerr um den Studententraum von der Archäologie, vor der ihn Altmeister Vladimir Milojčić mit den Worten gewarnt hatte:

„Schauen Sie, junger Mann, die Archäologie ist zumeist ein ödes Geschäft, das von professionellen Langweilern betrieben wird, von Erbsenzählern, die keine Perspektive haben“ [D. 10].

Mit fast 50 wurde also Duerr zum Archäologen und bewies nebenbei, dass er die einschlägige Literatur bestens kennt. Sie ist aus dem einfachen Grund so gewaltig, weil Duerr einen Längsschnitt durch die Zeiten führte, eine Zeitreise weit in die Vergangenheit antrat – ähnlich der, die sich James Michener in seinem Roman *Die Quelle* [1966] gegönnt hat. Indem Duerr und seine Crew im Schlick wühlten, gerieten sie in immer ältere Zeiten. Denn die in diesem heutigen Wattgebiet zwischen Südfall und Pellworm [D. 19] (südlich von Föhr und Sylt) aufgespürten Überreste jenes geheimnisvollen Rungholt, das nach alten Erzählungen in der Marcellusnacht 1362 untergegangen ist, hatte vormittelalterliche Wurzeln.

Duerr fand einen Gewährsmann, der im sich ewig ändernden Wattenmeer bereits auf 80 bis 90 Brunnen und Reste von Häusern gestoßen war [D. 19]. Er selbst fiel geradezu über einen dickwandigen Topf, den die Thermolumineszenzmessung bei 680 ± 28 ansetzte [D. 30], womit der Ansiedlung lange Dauer bescheinigt war. Um weiter arbeiten zu können, waren enorme Hürden zu nehmen, die gerade von Kollegen in aller Eile errichtet wurden. Diese Streitereien hinterfüßern den langen Bericht. Hier nur ein Zitat:

„Hatte der Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabend beobachtet, daß das akademische Milieu vorwiegend aus Menschen besteht, die, sich vorsichtig an den Wänden der Konventionen entlangastend und sich dabei ständig ängstlich umschauend, jedes Risiko vermeiden, so scheint mir diese Charakterisierung ganz besonders auf Archäologen und Prähistoriker zuzutreffen“ [D. 38].

Duerrs neue Lokalisation von Rungholt ließ sich im Gegensatz zu früheren Vermutungen, die sich ohne Funde auf das Gebiet südlich von Südfall kaprizierten, bestätigen. So fand er Mauerreste und Dachziegel einer Kirche, die eindeutig aus der Zeit vor 1362 stammten und zu der berichteten Kollegiatsstift gehören dürften [D. 63-69, 93]. Von zahlreicheren Funden aus dem hohen und späten Mittelalter geht es dann in stetem Wechsel hinab in die Vergangenheit: die ältesten Pfefferkörner einer bestimmten Art in Europa [D. 184], byzantinisch-venezianische Transportamphoren, maurische Importware, norwegische Wetzsteine, flandrische Ware, ein Langhaus aus dem 7. Jh. und



Rekonstruktion der Uthlande im 13. Jh. [Duerr 205].

römische Münzen aus republikanischer wie augustäischer Zeit, Hinweise auf Kimbern, auf ein griechisches oder karthagisches Wrack, Didrachmen bereits aus dem -5. Jh., bis hinab zu Pytheas und seiner Reise bis „bis zur äußersten Atlantikküste“ [D. 289]. Dessen geheimnisvolle Bernsteininsel Abalus (Avalon) lässt sich ebenfalls in diesem Wattgebiet vermuten, das so gut Pytheas' „Meerlunge“ entspricht [D. 293, 301].

Doch es ging noch weiter zurück: Es kam das Fragment eines spätmykenischen Gefäßes ans Licht (SM III As/B1) [D. 315], das Mitte des 14. -Jhs. auf Kreta gefertigt sein dürfte, dazu ein Anker, so dass Pytheas' Reise von ca. -370 um mehr als 1.000 Jahre überboten wäre [D. 317]. Damit wird die frühere Theorie von Direktkontakten zwischen Stonehenge-Anrainern und Mykenern wieder vertretbar [D. 332], worauf der Leser viel über alle möglichen Handelsgüter bis hin zu Gagat und Bernstein erfährt. Wenn es um den antiken Bernsteinfluss Eridanus geht, der mit der Elbe identisch sein könnte [D. 343], dann fehlt eigentlich nur der Hinweis auf Jürgen Spanuth, der den Eridanus mit der noch näher an Südfall mündenden Eider gleichsetzte [vgl. W. Stender: *War Phaeton ein Planetoid?* Zeitensprünge 2/1995, 187]. Ab da vergleicht Duerr die Bronzezeit des Nordens mit der mykenischen Kultur und findet schöne Vergleiche:

„Das bronzezeitliche Felsbild von Dansaren bei Järrestad in Schonen, auf dem ein Schiff zu sehen ist, dessen Takelage als ‚minoisch oder levantinisch‘ bezeichnet wurde, kann tatsächlich ein kretisches oder syrisch-kanaanitisches Schiff zeigen“ [D. 358],

Wasser auf die mykenischen Mühlen von Felice Vinci, dessen Buch jetzt auf Englisch erscheint. Duerr hingegen wendet sich für weit ausholende Betrachtungen nach Ägypten, schließlich auch zu Steinzeitkulturen Nordamerikas, weil eine endneolithische Fischschwanzpfeilspitze aus dem Rungholtswatt [D. 409, 415] motiviert werden will, die wohl besser auf Einflüsse der Glockenbecherkultur (um -2600) zurückzuführen ist.

Während Duerr davon verblüfft ist, dass ihm an ein und demselben Ort Fundstücke aus scheinbar durch Äonen getrennten Zeiten begegnen, können wir ihn dazu beglückwünschen, dass er Überreste von dicht aufeinander folgenden Kulturen gefunden hat. Ein fürwahr kulturgeschichtliches Buch.

Jetzt fehlt nur noch die Entdeckung von Vineta, jener anderen versunkenen Stadt im Norden. Klaus Goldmann und Günter Wermusch haben dafür 1999 ein Gebiet an einem ausgetrockneten Mündungsarm der Oder bezeichnet [*Vineta. Die Wiederentdeckung einer versunkenen Stadt*; Bergisch Gladbach], doch gab es dort meines Wissens noch keine Ausgrabungen.

Hinweise

Gunnar **Heinsohn** (1988): *Die Sumerer gab es nicht*. Der Nachdruck dieses Buch wurde zwar vom Mantis Verlag angekündigt, ist aber noch nicht Realität geworden. Nunmehr sind wir zuversichtlich, dass es bei Erscheinen des nächsten Heftes seinerseits erschienen ist.

Volker **Friedrichs** Text über die Lage der Katalaunischen Felder ist abverkauft. Das gilt demnächst auch für **Heinsohns** *Assyrikerkönige gleich Perserherrscher!*

Felice **Vinci** (1995, 1998): *Omero nel Baltico. Saggio sulla geografia omerica*; Roma. Wie uns F. Vinci mitteilt, ist dieses Buch nunmehr in einer amerikanischen Fassung erschienen:

The Baltic Origins of Homer's Epic Tales. The Iliad, the Odyssey, and the Migration of Myth; Inner Traditions, Rochester VT, 22,95 \$

Weitere Hinweise bringt

<http://www.innertraditions.com/ProductIjmdx?action=displayDetail&id=2068>

Auf das neue Buch eines unserer Autoren kann hingewiesen werden:

Stefan **Diebitz** (2005): *Seelenkleid. Beiträge zu Phänomenologie und Theorie von Angst und Scham*; Lit-Verlag, Münster, 179 S., 19,80 €

Mit der Phantomzeit verwoben ist folgendes Buch eines Abonnenten:

Georg **Dattenböck** (2006): *Vandalen. Gründer von Baiern und Österreich?*; Inter-Info Verlag, A-Marchtrenk, 164 S. im Großformat mit zahlreichen Farbabb., 18,- €. Bestellbar über: Bestellungen@buchdienst.com

Die Wanderungen dieses Germanenvolkes gehören auf jeden Fall vor die Phantomzeit, die Dattenböck berücksichtigt. U.a. sieht er bei den Vandalen gewissermaßen den Greif im Wappen, was Hinweise auf ihre Wanderwege und die Verbreitung späterer Geschlechter ermöglicht.

*

Zur *Himmelscheibe von Nebra* gibt es eine neue Interpretation. Der Hamburger Astronom Ralf **Hansen** leitete aus einem babylonischen Text des -6. Jhs. eine Beobachtungsregel für die ins -16. Jh. datierte Scheibe ab, was diese zu einer astronomischen Uhr erhebt. Bei der Pressekonferenz (ca. 23. 2.) assistierten der Landesarchäologe von Sachsen-Anhalt, Harald Meller, und der Bochumer Astronom Wolfhard Schlosser. Es handele sich laut Meller um die „weltweit älteste konkrete Darstellung astronomischer Phänomene“, nämlich um eine Gedächtnisstütze zur Koordinierung von Sonnen- und Mondjahr [google: → Nebra + Ralf]. Darauf wird zurückzukommen sein.

Mantis Verlag (Abonnentenpreise inklusive deutschem Porto)

Heribert Illig (²2005): Die veraltete Vorzeit

240 S., zahlreiche Abb., Pb.; 17,90 €, für ZS-Abonnenten (= f. Abo.) 15,- €

Werner Thiel (2005): Schwert aus Pergament, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €

Specht K. Heidrich (2004): Mykenische Geschichten: Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. Griechisch-archaische Geschichte auf dem Prüfstand; 416 S., 24,50 €, 21,50 €, f. Abo. 21,50 €

Andreas Birken (2004): Neuer Atlas zur Geschichte des alten Orients
Karten und Regentenlisten. CD, f. Abo. 17,50 €

Klaus Weissgerber (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte

Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken
325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, f. Abo. 17,50 €

Heribert Illig · Franz Löhner (⁶2003): Der Bau der Cheopspyramide

270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, f. Abo. 16,- €

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (⁵2003): Wann lebten die Pharaonen?

503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, f. Abo. 24,- €

Gunnar Heinsohn (⁴2003): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, f. Abo. 12,- €

Georg Menting (2002): Die kurze Geschichte des Waldes

Plädoyer für eine drastische Kürzung der nacheiszeitlichen Waldgeschichte
170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, f. Abo. 13,- €

Heribert Illig · Gerhard Anwander (2002): Bayern in der Phantomzeit

Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände
958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, f. Abo. 25,- €

Franz Siepe (2002): Fragen der Marienverehrung

240 Seiten, davon 16 Kunstdruckseiten, Pb.; 17,90 €, f. Abo. 15,- €

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung

327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, f. Abo. 18,- €

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher!

Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S., 85 Abb., Pb., 18,41 €, f. Abo. 16,- €

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indus?!

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, f. Abo. 10,- €

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?

405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfindenen Mittelalters‘, f. Abo. 5,- €

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, f. Abo. 11,- €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 18, Heft 1, April 2006

- 4 Gunnar Heinsohn: Die Kalam-, „Sumerer“ und die Schlacht um Chinas Chronologie
- 16 G. Heinsohn: Akkad-Sargon und Sennacherib
- 18 Klaus Weissgerber: „Hethiter“ III (Asiatica IV/2c)
- 48 K. Weissgerber: Zur Bronze- und Eisenzeit in Ägypten. Antwort auf Manfred Zeller (Aegyptiaca VI)
- 58 Heribert Illig: Geometrischer Stil und Dark Ages. Griechen · Etrusker · Ägypter
- 80 Otto Ernst: Wer war Semenchkare ? Neue Deutungen für den rätselhaften Pharao
- 103 H. Illig: Kanzeln und Schach: eine Doppelevolution
- 121 Andreas Birken: Italiens Phantomzeit
- 135 H. Illig: Italia praeparata
- 141 Daniela-Maria Brandt: Im Flechtwerk der Legenden
- 146 H. Illig u. Jürgen v. Strauwitz: Karlsevolutionen und Karlskuriosa. Rupertuskreuz, vier Jubiläen u. a.
- 164 Hans-E. Korth: Zur Chronologie des Abendlandes
- 185 A. Birken: Österliche Kalendertricks
- 187 Werner Frank: Stellungnahme zu Ulrich Voigt
- 189 Hajo Pickel: Karl der Große und das Gregorianische Kalenderproblem
- 199 H. Illig: Aufhellung um Caesars Frühlingspunkt. Das republikanische Rom ohne fixe Chronologie
- 208 G. Heinsohn: Tyrannosaurus rex und seine taurischen Blutgefäße
- 213 H. Illig: Gerät der Evolutionismus ins Abseits ? Ulrich Kutschera – Hermann Müller-Karpe
- 239 Stefan Diebitz: Versuche einer Psychohistorie des Frühmenschen
- 251 Ulrich Franz: Apolitische Archäologie (Irak)
- 263 H. Illig: Rungholt: Nordfriesisches Mykene? Hans Peter Duerrs Bericht

- 3 Editorial
- 266 Kurznachrichten
- 267 Verlagsmitteilungen

ISSN 0947-7233